L. eleg. g.
16
t (1,1

L. eleg. g. Ausland

16 t (B 1

1,1

<36636007420016

<36636007420016

Bayer. Staatsbibliothek

S

= Germ. 1415

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Fünfundvierzigster bis siebenundvierzigster Band.

Enthält:

Pariser Mysterien.

Erster bis dritter Theil.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

von

Eugen Sue.

Deutsch bearbeitet

von

Erwin von Moosthal.

Erster bis dritter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die Freischenke.

Penne, Freischenke — Tapis-franc — heißt im Rothwelsch der französischen Gauner und Spitzbuben ein Wirthshaus oder Kneipe der niedrigsten Art. Ein entlassener Sträfling, in jener Sprache der Verworfenheit gemeinhin Ogre — Menschenfresser, Ungeheuer — genannt, oder ein Weibsbild von derselben sittlichen Stufe, die Ogresse, stehen gewöhnlich einer solchen Taverne vor, welche nur von dem Abschaum und Auswurf der pariser Bevölkerung: von entlassenen Galeerensklaven, Dieben, Spitzbuben, Mördern ꝛc. besucht wird und sich starken Zulaufs erfreut.

Ist irgend ein bedeutendes Verbrechen begangen worden, so wirft die Policei so zu sagen ihr Netz in diesem Schlammpfuhl aus, und nur selten entgeht ihr der Schuldige.

Aus diesem Vorworte mag der Leser ersehen, daß er schauerlichen Scenen anwohnen, und wenn er anders will, in düstere, schreckliche Regionen eindringen wird, in deren scheußlichen Kloaken fürchterliche, schauderhafte Wesen sich umhertreiben, wie eckles wimmelndes Gewürm in einem Sumpfe.

Allenthalben bekannt sind ja die herrlichen Schöpfungen Cooper's, des amerikanischen Walter Scott, in welchen er mit so kecken, sichern Zügen und in so lieblichen Farben die rauhen, kräftigen Sitten der wilden Rothhäute, ihre malerische und poetische Sprache, und die tausenderlei feinen Schliche schildert, mittelst deren sie dem Feinde bald flüchtend ausweichen, bald ihn selbst, den arglosen, mit Nachdruck angreifen und besiegen. Man zittert wohl hie und da für die Ansiedler und die Städtebewohner jenes Landes bei dem Gedanken, daß so ganz in ihrer Nähe jene barbarischen Stämme leben, welche ihre blutgierigen Bräuche noch so weit von der Civilisation entfernen.

Wir aber wollen nun versuchen, dem Leser einige Episoden aus dem Leben anderer Barbaren vorzuführen, die der Civilisation noch eben so ferne stehen, als jene wilden, uns von Cooper so gut geschilderten Völkerschaften. Der einzige Unterschied zwischen Beiden besteht nur darin, daß die Barbaren, von welchen wir sprechen, in unserer nächsten Umgebung leben; wir können mit ihnen in Berührung kommen, wenn wir uns in jene Schlupfwinkel wagen wollen, wo sie zu Diebs- und Mordplänen sich versammeln, oder den Ertrag ihrer Unthaten theilen und verprassen.

Diese Menschen haben ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Weiber und eine ganz eigenthümliche geheimnißvolle Sprache, voll düsterer, schauriger Bilder und eckler blutiger Metaphern.

Gleich den Wilden bezeichnen sie sich unter einander gemeinhin durch charakteristische Beinamen, die sie von der Willenskraft, Grausamkeit, gewissen natürlichen Eigenschaften, Vorzügen oder Difformitäten der Einzelnen ableiten und entlehnen.

Nur mit gedoppeltem Mißtrauen wagen wir uns an die Schilderung einiger dieser Scenen, denn einmal fürchten wir den Vorwurf, daß wir nur abschreckende, düstere Episoden gewählt hätten, und — wäre man

auch nachsichtig gegen die Art unserer Auswahl gewesen, — zum Andern überkommt uns eine Befangenheit bei dem Gedanken, man könnte uns der Aufgabe nicht gewachsen finden, welche eine getreue, lebendige und kühne Darstellung solcher excentrischen Sitten erheischt.

Während wir nun diese, für uns so verhängnißvollen und bedeutsamen Zeilen niederschreiben, können wir uns einer gewissen Beklemmung, um nicht zu sagen schmerzlichen Angst, nicht erwehren, ob man unser Beginnen nicht am Ende gar lächerlich und anmaßend finden werde. Bei dem Gedanken, daß eine ähnliche Empfindung vielleicht auch unsere Leser überkommen könne, haben wir uns gefragt, ob wir auf dem einmal eingeschlagenen Wege lieber stille stehen oder fortfahren sollten? ob solche Schilderungen überhaupt dem Auge der lesenden Menge nur vorgeführt werden dürfen?

Fast sind wir hierüber in Zweifel geblieben, wäre es zum Ganzen unserer Erzählung nicht wesentlich und nothwendig, so möchten wir fast bedauern, den Beginn unserer Geschichte auf einen so schauerlichen Boden verlegt zu haben, und wir rechnen auf Nachsicht vermöge jener seltsamen, spannenden Neugier, welche gemeiniglich durch schauerliche Begebenheiten und Schauspiele hervorgerufen wird, und hoffen am Ende noch mehr von der gewaltigen Wirkung der Kontraste.

Vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, ist es vielleicht räthlich und zu entschuldigen, wenn wir solche Charaktere, Zustände und Gestalten zeichnen, deren düstere, kräftige, ja vielleicht sogar rohe Züge ganz anderen Gemälden und Stimmungen zum Hintergrunde, zum Gegensatze und zur Folie dienen.

Nachdem wir nun den Leser im Voraus belehrt haben über die von uns beabsichtigten Wanderungen unter die Mitglieder und Angehörigen jener entmenschten Race, welche Gefängnisse, Zuchthäuser, Bagno's füllt und selbst die Schaffotte mit ihrem Blute röthet, folgt er uns vielleicht gerne. Die Entdeckungsreise wird ihm

manches Neue bieten, und wir geben ihm im Voraus die Versicherung, daß, wenn er gleichwohl zum Anfange den Fuß nur auf die unterste Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter setzt, sich doch die Atmosphäre in demselben Maaßstabe aufheitern, lichten und verklären wird, in welchem die Erzählung fortschreitet. . . . .
. . . .

In den Abendstunden des kalten, regendüstern dreizehnten December des Jahres Eintausend achthundert und acht dreißig schritt ein Mann von athletischem Wuchse in einer schlechten alten Blouse über den Pont-au-Change, und betrat die Cité, die Altstadt von Paris, jenen verworrenen Knäuel düsterer, enger und krummer Gassen, der sich vom Justizpalast bis zur Notre-Dame-Kirche hindehnt.

Gerade der Stadttheil um den Justizpalast, der sehr klein und gut bewacht ist, dient den Spitzbuben von Paris zum Zufluchtsorte oder Sammelplatze; ist es nicht auffallend oder selbst verhängnißvoll, daß eine Art unwiderstehlicher Anziehungskraft die Uebelthäter stets jenem furchtbaren Blutgerichte nahe treibt, das sie zum Gefängnisse, Bagno und zum Schaffotte verdammt?!

In jener Nacht nun brauste der Wind heftig und hohl durch die engen Gassen jenes düstern Stadtviertels, und der fahle Zitterschein der vom Winde hin- und herbewegten Gasflammen auf den Reverberen zuckte spiegelnd über die schwärzlichen Wellen des trüben Wassers, das inmitten des kothigen Pflasters hinrieselte. Die kothfarbenen Häuser zeigten nur wenige niedere Fenster mit wurmstichigen Rahmen und fast ohne Scheiben. Finstere, stinkende Gänge führten zu noch dunkleren, übelriechenderen Treppen, deren steile Senkung das Emporklimmen nur mittelst eines Zugtaues möglich machten, welches mit eisernen Klammern in die feuchten Mauern befestigt war.

Das Erdgeschoß einiger dieser Häuser war zu

Kramläden und Auslegebuden verwendet, in welchen Kohlenhändler, Trödler oder Verkäufer von höchst zweideutigen Fleischwaaren ihren Kleinkram treiben. Des unbedeutenden Werthes solcher Waaren ungeachtet, waren doch die Straßenfenster der meisten dieser armseligen Buden mit starken Eisengittern wohl verwahrt, — Beweis genug, wie sehr die Eigenthümer die Frechheit der Räuber dieses Viertels fürchteten.

Als der Mann, dessen wir oben gedachten, in die **Rue aux Fèves** (Bohnengasse) einbog, die fast im Mittelpunkte der Cité liegt, begann seine Eile bedeutend nachzulassen, denn er fühlte sich jetzt auf seinem eigenen Grund und Boden.

Die Nacht war düster, und vom trüben Himmel goß das Wasser in Strömen herab, während starke Windstöße mit hohlem Brausen den Schlagregen wider die schmutzigen Mauern trieben.

Von der Uhr des Justizpalastes ertönte in dumpfen schweren Schlägen die zehnte Glockenstunde aus der Ferne herüber.

Ein kleiner Trupp Weiber, welcher unter der gewölbten, dunkeln und kelleráhnlichen Einfahrt eines Hauses Zuflucht gesucht hatte vor dem niederströmenden Regen, hub nun an mit halblauter Stimme einige Strophen von Gassenhauern zu singen. Dem nächtlichen Wanderer mußte sonder Zweifel eines dieser Geschöpfe näher bekannt sein, denn plötzlich blieb er vor ihr stehen und packte sie fest beim Arm, daß sie furchtsam zurückbebte und mit ängstlicher Stimme anhub: „Guten Abend, Schlächter.“ [1]

---

1 Chourineur, Einer der Messerstiche austheilt, im Argot, Rothwälsch des Pariser Diebs- und Mordgesindels; wir wollen uns nicht zu häufig auf diesen Gaunerjargon einlassen, und geben neben der wörtlichen Bedeutung der Spitz-Namen des Originals davon nicht mehr, als was eben zur Charakteristik des Ganzen unentbehrlich ist.

Anm. d. Ueb.

Das war nämlich der Beiname, welchen dieser Mann, ein ehemaliger Galeerensklave, im Bagno erhalten hatte.

„Du bist's, Jodlerin (Goualeuse)?“ rief der Mann in der Blouse, „Du mußt mir ein Glas Funkelhans (Branntwein, Eau d'aff im Rothwälsch) bezahlen, oder ich prügle Dich, daß Du den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollst!“

— „Ich habe kein Geld,“ erwiderte das Weib zitternd, denn dieser Mann war für das ganze Viertel ein Gegenstand des Schreckens.

„Wenn Dein Fuchsnetz (Geldbeutel) leer ist, gibt Dir die Ogresse in der Kneipe gerne Kredit auf Dein ehrliches Gesicht!“ rief der Mann dringlicher.

— „Du lieber Gott!“ rief das Mädchen aus, „ich bin ihr ja noch den Miethlohn für die Kleider schuldig, die ich am Leibe trage.....“

„Wie? Du maulst noch lange?“ schrie der Schlächter erbost aus, und gab im Dunkeln auf gutes Glück der Armen einen so heftigen Faustschlag, daß sie einen gellenden Schmerzensschrei ausstieß. „O, das ist noch gar nichts, mein Kindchen!“ fuhr er fort, „'s ist nur, damit Du merkst, daß ich keinen.....“ — Er vollendete die hämische Drohung nicht, sondern brüllte mit einem fürchterlichen Fluche: „Warte, Hexe! ich bin am Flügel getroffen worden; Du hast mich mit Deiner Scheere gezwickt!“ und mit schäumender Wuth stürzte er hinter der Flüchtigen her, in den dunkeln Hausgang hinein.

— „Komme mir nicht nahe oder ich stoße Dir mit meiner Scheere die Scheine (Augen) aus!“ rief sie in sehr entschlossenem Tone, „ich habe Dir nichts zu Leide gethan, warum schlugst Du mich also?“

„Das sollst Du bald erfahren!“ brüllte der Kerl, weiter nachdringend. — „Aha, hab' ich Dich nun? Du sollst mir tanzen!“ rief er, als seine plumpen, eisernen Fäuste ein zartes, rundes Handgelenke umspannten.

— „Gieb Acht, daß ich Dir nicht aufspiele!“ rief eine männliche Stimme.

„Ein Mann? — Bist Du da, Roth-Arm?“ fragte der Bandit, „gib Antwort und drücke mich nicht so schrecklich ..... ich trat in Deinen Hausgang herein, um ..... aber das kannst Du doch unmöglich selber sein?“

„'s ist auch kein Roth-Arm da!“ versetzte der Unbekannte.

— „Nun, wenn's kein Freund ist, so soll's bald Röthling (Blut) im Ueberfluß geben,“ sagte der Schlächter halb triumphirend. „Aber was ist denn das für ein kleines, zierliches Pfötchen, das ich da gepackt habe?“

„Nur ein Seitenstück zu diesem da!“ versetzte der Unbekannte mit Humor, und fuhr mit der andern Hand dem Angreifer rasch an die Kehle, aber auf eine Weise, daß der Schlächter unter der zarten, sammtartigen Haut dieser Hand alsbald Nerven und Muskeln wie aus Stahl sich ausrecken fühlte.

Die Jodlerin hatte sich in die Tiefe des Hausganges zurückgeflüchtet und leise und glücklich mehrere Stufen der Treppe erklommen; nun hielt sie einen Augenblick stille und rief nach kurzem Horchen ihrem unbekannten Vertheidiger zu: „Vielen Dank, lieber Herr, daß Sie für mich Partie genommen haben! der Schlächter hat mich geschlagen, weil ich ihm keinen Branntwein bezahlen wollte. Ich habe mich gerächt, aber ich konnte ihm nicht viel Leids zufügen mit meiner kleinen Scheere. Jetzt bin ich in Sicherheit, lassen Sie ihn gehen und nehmen Sie sich wohl in Acht vor ihm .... 's ist der Schlächter, und der geizt nicht mit Messerstichen!“ Der Abscheu und das Entsetzen, welches dieser Mensch ihr einflößte, war nicht gering. —

„Aber Sie hören ja gar nicht auf mich!“ rief die Jodlerin von Neuem, „es ist der Schlächter, sage ich!“

„Meinetwegen!“ rief der Unsichtbare, „ich bin auch ein Sündenfeger, der nicht baufert!“ [1]

Dann schwieg Alles rings um und mehrere Sekunden lang hörte man nur das Keuchen und Wuthgestöhne eines recht erbitterten Kampfes.

„Du willst also mit Gewalt, daß ich Dich kalt mache?“ brüllte der Bandit dumpf, denn der Athem begann ihm schon zu mangeln, wie der Andre so mächtig seinen Hals zusammenschnürte, und er strengte sich vergebens an, des furchtbaren Gegners ledig zu werden, der ihm an Kraft und Gewandtheit weit überlegen war. „Gut, gut,“ setzte er die Zähne fletschend hinzu, „Du sollst mir für die Jodlerin und für Dich selber bezahlen.“

— „Zahlen?!“ rief der Unbekannte höhnisch, „ja wohl, mit Faustschlägen als Scheidemünze!“

„Wenn Du meine Kehle nicht losläßest, beiße ich Dir die Nase ab!“ heulte der Schlächter mit dumpfer Stimme.

— „Meine Nase ist zu klein dazu, lieber Junge, und die Beleuchtung zu trübe!“ hohnlachte der Andere.

„So komm heraus unter die Laterne!“

— „Geh nur hinaus, daß wir einander das Weiße im Auge sehen!“ erwiederte der Fremde, packte bei diesen Worten den Schlächter, den er noch immer am Halse hielt, mit gewaltiger Wucht, schob ihn bis zur Hausthüre hinaus und schleuderte ihn alsdann mit einem einzigen jähen Stoße in die Mitte der durch eine einzige Laterne nur matt erleuchteten Gasse hinaus.

Der Bandit strauchelte zwar, raffte sich aber bald wieder empor und drang wie wüthend auf den Gegner ein, dessen äußerst schlanke, zierliche Taille in nichts auf die unglaubliche, furchtbare Kraft schließen ließ, welche der Unbekannte an den Tag gelegt.

---

1 Ein Mörder, der nicht furchtsam ist; un ferlampier, qui n'est pas frileux.

Obwohl der Schlächter eines athletischen Körperbaues und besonderer Geschicklichkeit in jener Art des Faustkampfes sich rühmen konnte, welche man gemeinhin la savate nennt, schien er doch dießmal seinen Meister gefunden zu haben. Der Fremde unterschlug ihm mit ganz besonderer Geschicklichkeit das Bein und schleuderte ihn zweimal zu Boden, aber jedesmal erneute der Schlächter, um die Ueberlegenheit seines Gegners nicht anerkennen zu müssen, den Angriff wieder mit verstärktem Wuthgebrülle.

Da änderte der Vertheidiger der Jodlerin auf einmal seine Handlungsweise, und sandte auf den Schädel des Banditen einen Hagel von Faustschlägen hernieder, die mit einem schweren Eisenhandschuh kaum gewichtiger und wirksamer hätten ertheilt werden können. Diese Fäustlinge, um welche die gefeiertsten, anerkanntesten Boxer Londons den Ertheiler beneidet haben würden, waren übrigens so ganz den Regeln der Savate entsprechend, so „gesetzmäßig“ und normal, daß der Schlächter davon doppelt gedemüthigt wurde, zum drittenmal wie ein Ochse auf dem Pflaster zusammenbrach und die Worte stöhnte: „Mein Leinen ist gewaschen! (ich bekenne mich für besiegt, habe genug!)“

„Wenn er das zugibt, machen Sie nicht weiter, erbarmen Sie sich über ihn!“ rief die Jodlerin dem Unbekannten zu; sie hatte sich während des Streites bis auf die Schwelle von Roth-Arms Hause gewagt, und fuhr jetzt, zu ihrem Vertreter gewendet, forschend fort: „Aber wer sind Sie denn? den Schulmeister ausgenommen, ist Niemand von der Straße Saint Eloi bis nach Notre-Dame hinunter im Stande, den Schlächter aus dem Felde zu schlagen. Ich danke Ihnen recht herzlich, lieber Herr; ..... ach, ohne Sie, hätte er mich vielleicht erwürgt. ....“

Der Fremde gab jedoch auf die verschiedenen Fragen des Mädchens keine Antwort, sondern lauschte aufmerksam auf ihre Stimme; noch nie hatte ein so lieb-

licher, heller und silberner Klang in seinem Ohr wiedergeklungen, hatte so tief und energisch zu seiner Seele gesprochen; er suchte die Züge der Jodlerin beim Lampenlichte zu erkennen, aber es wollte ihm nicht gelingen: die Nacht war zu düster und der Schimmer der Laterne zu trübe.

Der Schlächter blieb einige Minuten ohne alle Lebenszeichen daliegen, bevor er erst seine Beine, dann seine Arme rührte, und endlich sich sitzend aufrichtete.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ rief die Jodlerin, als sie dieß bemerkte, flüchtete sich von Neuem in den Hausgang und zog ihren Vertheidiger am Arme mit sich fort; „geben Sie ja Acht, wahrscheinlich wird er sich zu rächen suchen.“

— „Sei ohne Sorgen, mein Kind,“ entgegnete der Unbekannte, „wenn er noch mehr will, kann ich ihm mit noch Weiterem dienen.“

Der Schlächter hörte diese Worte ganz deutlich. „Mein Schädel ist fast zu Scherben zerschlagen,“ sagte er zu seinem Gegner, „für heute habe ich genug und will nichts mehr von Dir wissen; ein andermal freilich, wenn ich Dich wieder treffe, ... will ich für nichts stehen.“

— „Bist Du noch nicht zufrieden? beklagst Du Dich noch?“ rief der Fremde in drohendem Tone; „habe ich irgendwo heimtückisch an Dir gehandelt?“

„Nein, behüte, nein! ich klage ja nicht, will nichts mehr wissen! . . . Du bist ein Bursche, der das Herz am rechten Flecke hat (qui a de *l'atout*)!“ sagte der Schlächter in scherzendem Tone, aber mit jener ehrerbietigen Scheu, welche physische Ueberlegenheit stets Leuten dieser Klasse einflößt. „Du hast mich ausgeschmiert, und außer dem „Schulmeister,“ der drei Herkulesse zum Frühstück aufzehren könnte, durfte sich bis auf die heutige Stunde noch Niemand rühmen, mir das Knie auf die Kehle gesetzt zu haben . . .“

— „Nun, und was dann?“ fragte der Fremde.

„Was dann? . . . ich habe einmal meinen Meister gefunden — das ist Alles!“ gab der Schlächter zur Antwort; „Du wirst den Deinigen auch eines Tages finden, früher oder später; Jedermann auf Erden findet ja den seinigen, und in Ermanglung der Menschen ist ja immer noch Gott da (le meg des megs [1]), wie die Pfaffen (les *sangliers*) sagen. So viel ist indeß gewiß, daß Du nun, wo Du den Schlächter zusammengeschmissen hast, Dir alles Mögliche in der Cité erlauben darfst. Alle Freudenmädchen sind Deine Sklavinnen; kein Kneipenwirth oder Wirthin wird den Muth haben, Dir Kredit zu verweigern . . . . Aber, sag' mal, wer bist Du denn eigentlich? Du verstehst das Jenische (Rothwälsch) aus dem Grunde! Wenn Du ein Schupper (Dieb) bist, passen wir nicht zusammen; ich habe allerdings Etliche angezapft (chouriné), weil ich, wenn mir das Blut in den Kopf steigt, roth sehe und dann nothgedrungen zuschlagen muß . . . . aber ich habe meine Messerstiche schon büßen müssen durch fünfzehn schwere Jahre auf der Wiese (au pré, der Galeere [2]). Meine Zeit ist nun aber um, ich habe nichts mehr mit den Neugierigen (*Courieux*, die Richter, Justiz im Allgemeinen) zu schaffen, und habe nie geschuppt (gestohlen)! Frag' nur einmal die Jodlerin!“

„Allerdings, er ist kein Dieb,“ bestätigte diese.

— „Nun denn,“ sagte der Fremde, „so komm und laß uns ein Glas Branntwein zusammen trinken, damit Du mich kennen lernst! Vorwärts, keinen Groll mehr, komm mit mir!“

„Das heißt wacker gesprochen und gehandelt von dir!“ rief der Schlächter mit frohem Staunen; „Du bist

---

1 Eigentlich der „König der Könige,“ von dem verdorbenen semitischen Melech, König, mit welcher Umschreibung er schon im alten Testament häufig bezeichnet wird.

2 Auch die Spanier bezeichnen die Galeerenstrafe sprüchwörtlich: des Königs unfruchtbare Wiese mähen.

mir überlegen, ich muß es zugeben, und weißt Dich Deiner Fäuste verdammt gut zu bedienen. — Zum Donner, an den Hagel von Faustschlägen am Ende werde ich all mein Lebtage denken: wie das auf meinen Schädel herniederregnete! . . . . Ich habe nie Einen gesehen, der dir zu vergleichen gewesen wäre — was das für 'ne Wucht war, nicht anders als wie eine Hammerschmiede! — eine ganz neue Manier, mußst sie mir gelegentlich auch beibringen."

— „Ich will gleich wieder von vorne anfangen, wenn Du willst!" sagte der Fremde launig.

„Nein, nein, danke schön! nur nicht wieder mit mir, sag' ich Dir! binde an, mit wem Du willst, nur mit mir nicht; es flimmert mir noch vor den Augen!... Also Du kennst wohl Roth-Arm, weil Du in seinem Hausgange stecktest?"

— „Roth-Arm?" fragte der Unbekannte, erstaunt über diese Frage; „ich weiß nicht, was Du damit sagen willst: es gibt wohl gar keinen Roth-Arm, der in diesem Hause wohnte?"

„Doch, doch, mein Schatz," versetzte der Schlächter mit einem ganz eigenthümlichen sardonischen Lächeln; „aber Roth-Arm hat seine Gründe, mit seinen Nachbarn nicht in gutem Einvernehmen zu stehen."

— „Meinetwegen denn; um so besser für ihn," sagte der Fremde, welchem die Unterhaltung über diesen Gegenstand entleidet zu sein schien, „ich kenne weder einen Rotharm noch einen Schwarzarm; weil es regnete, trat ich auf einen Augenblick in jenem Hausgange unter, um gegen den Regen geschützt zu sein; da kamst Du, wolltest dieses arme Mädchen da schlagen, und ich walkte dafür Dich durch — das ist der ganze Hergang der Sache."

„Ganz recht, und obendrein gehen Deine Geschäfte mich nichts an; wer mit dem Roth-Arm etwas zu thun hat, braucht's nicht in der ganzen Stadt ausrufen zu lassen. Genug davon! Aber Du, mein Kindchen," fuhr der

Schlächter, zur Jodlerin sich wendend, fort, „meiner Treu, Du bist ein braves Mädchen; ich gab Dir einen tüchtigen Puff, Du mir dafür einen Stich mit deiner Scheere, und damit waren wir quitt; aber darin hast Du recht wacker gehandelt, daß Du den Tollkopf nicht noch mehr wider mich aufgehetzt hast, als ich genug hatte; — Du mußt mit uns ins Wirthshaus gehen: der Herr da will uns regaliren!" —

„Beiläufig gesagt, wie wär's, mein Freund," wandte er sich an den Fremden, „wie wär's, wenn wir, anstatt mit einander Gefinkel zu schwächen (zu schnapsen, *pitancher de l'eau d'aff*, lieber zu einem Abendessen refaire de *sorgue*) zur Ogresse im weißen Kaninchen gingen, in eine prächtige Freischenke?"

— „Topp denn, ich bezahle das Abendessen," rief der Unbekannte einschlagend, „willst Du uns nicht begleiten, Jodlerin?"

„O, ich hatte vorhin wohl Hunger," entgegnete sie; „wenn ich aber solche Balgereien ansehe, widert's mich an und ich habe keinen Appetit mehr."

— „Bah, bah!" rief der Schlächter; „der wird schon wieder kommen, wenn wir nur erst essen, und die Küche im „weißen Kaninchen" ist nicht die schlechteste."

Und mit diesen Worten gingen die drei Personen im allerbesten Einverständnisse mit einander nach der Freischenke hin.

Während der Schlächter sich mit seinem gefährlichen Gegner herumraufte, hatte ein Kohlenmann, eine wahre Hünengestalt, aus dem Dunkel eines andern Hausganges hervor mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Verlauf des Kampfes beobachtet, ohne indeß, wie bereits erwähnt, durch Unterstützung des Einen oder des Andern sich in den Streit zu mengen. Als nun der Fremde mit dem Schlächter und der Jodlerin sich nach dem Wirthshause hinwandten, folgte der Köhler ihnen in einiger Entfernung nach.

Der Blutzapfer und die Jodlerin traten voran in die Freischenke, und der Unbekannte wollte ihnen eben auf dem Fuße folgen, als der Köhler heranschlich und ihm ganz leise und mit ehrerbietiger Scheu in englischer Sprache die Warnung zuflüsterte: „Sei'n Sie auf Ihrer Hut, gnädiger Herr!" . . .

Der Fremde zuckte leichtfertig die Achseln und folgte seinen Begleitern; der Köhler aber blieb an der Thüre der Schenke stehen, horchte gespannt auf Alles, was drinnen vorging, und blickte von Zeit zu Zeit durch eine kleine Oeffnung in dem weißen Anstrich der Fensterscheiben, womit, um Vorhänge zu ersparen, diese in all diesen Spelunken von Innen bemalt werden.

II.

Die Wirthin der Freischenke.

Die Schenke zum weißen Kaninchen liegt mitten in der Bohnengasse, im Erdgeschoße eines hohen Hauses, dessen ganze Fronte aus zweien jener Schiebfenster besteht, welche man in Paris Fenêtres à la guillotine nannte.

Ueber der Eingangsthüre eines finstern gewölbten Ganges schwankt an langem Eisenarm eine längliche Laterne, auf deren geborstener Vorderscheibe in rothen Buchstaben zu lesen ist: „Hier beherbergt man über Nacht."

Der Schlächter, die Jodlerin und der Unbekannte traten in die Schenke, einen langen niedrigen Saal mit räucheriger Decke, welche schwarze Balken tragen, und über deren weitem Raum nur das schwache flackernde Licht einer schlechten Hänglampe dämmerndes Zwielicht verbreitet. Plumpe Zeichnungen und Schmierereien oder

vielfache Sprüche und Inschriften in Rothwälsch zieren die mit Kalk getünchten, schmutzigen Wände.

Der Fußboden aus gestampfter Erde ist mit Salpeter geschwängert, mit Koth überzogen, und vor dem Schenktische der Ogresse, der zur Rechten der Thüre und hart unter der Hängelampe steht, ist anstatt eines Fußteppichs ein Arm voll Stroh ausgebreitet.

Zu beiden Seiten des Saales stehen je sechs Tafeln, die gleich den Bänken mit dem einen Ende an die Wand befestigt sind. Ganz im Hintergrunde verbindet eine Thür die Küche mit dem Saal, während zur Rechten, in der Nähe des Schenktisches, eine andere Thür zu dem Gange und jener Treppe führt, mittelst deren man zu jenen elenden Ruhestätten gelangt, worin man für drei Sous die Nacht verbringen kann.

Doch es ist nun Zeit, auch einige Worte über die Ogresse und ihre Gäste zu sagen. Der dreifache Beruf dieser Frau, die sich gerne Mutter Ponisse nennen hört, besteht darin: zu drei Sous per Kopf für jede Nacht Unterkommen zu geben, eine Schenkwirthschaft zu betreiben, und endlich: die Vermiethung von Kleidungsstücken an jene bedauernswerthen weiblichen Geschöpfe, welche in jenen unflätigen Gassen umherziehen, zu besorgen.

Mutter Ponisse mag etwa vierzig Jahre alt sein; zu ihrem großen, kräftigen und wohlbeleibten Körper paßt das starkgeröthete Gesicht mit dem dunklen Flaum um Mund und Kinn, und die rauhe männliche Stimme. Ihre mächtigen dicken Füße und plumpen Hände zeugen von ungewöhnlicher Kraft, ihre frechen dunklen Augen von starrem Eigensinn und tiefen Leidenschaften. Ueber ihre Haube her trägt sie ein altes roth und gelbes Seidentuch, und um die Büste schließt sich ein Halstuch von Kaninchenhaaren, das auf dem Rücken geknüpft ist; unter dem Kleide von grünem Wollenzeuge blicken plumpe, schwarze, vom Feuer der Wärmpfanne oft verbrannte Holzschuhe hervor, und der allzu leidenschaftliche Ge-

nuß starker Getränke hat dem Angesicht der Ogresse einen verrätherischen Kupferglanz aufgedrückt.

Der mit Bleiplatten belegte Zahltisch trägt ein paar riesige runde Schleifkannen von Eisenblech und verschiedene Zinnmaaße, während auf einem Gestelle an der Mauer verschiedene zweifelhafte Statuen des Kaisers aus Glas zu sehen sind, in welchen die Ogresse jene verschiedenen unreinen, verschmierten Getränke von rosenröther und grüner Farbe aufbewahrt, die unter den pomphaften Bezeichnungen: **Parfait d'amour, Consolation etc.** [1] bekannt sind.

Ein großer schwarzer Kater mit gelben Augen, der behaglich neben der Ogresse sich dehnt, scheint der besondere Dämon, der böse Geist dieses Hauses zu sein.

Gleichsam als Contrast, als unerklärliches Widerspiel zu dem in diesem Schauplatze der Prostitution und Entsittlichung herrschenden Geiste — als ein Contrast, der für unmöglich gälte, wüßte man nicht, daß die menschliche Seele ein unerforschlicher Abgrund und ein Labyrinth von Gegensätzen ist, — steckt hinter dem Gehäuse der alten Wanduhr ein geweihter Zweig von Osterbuchs [2], welchen die Ogresse jedenfalls in einer Kirche gekauft hat.

Etwa in der Mitte des Zimmers saßen an einem Tische zwei Männer von verdächtigem Aeußern, mit

---

1 Die Franzosen, besonders die Weiber der niederen Klassen, lieben die versüßten Spirituosa und Liqueure sehr, und aus eben dieser Vorliebe entspringen wohl auch jene empfindsamen, allegorisch klingenden Namen, welche man ihnen gibt.

2 **Buis de Pâques**; am Ostertage pflegen die Trödlerinnen und Blumenmädchen ganze Bündel von Buchs in die Kirchen zu bringen und weihen zu lassen, welche sie nachher verkaufen; fast Jedermann bringt einen solchen Buchszweig mit nach Hause, steckt ihn hinter dem Spiegel oder sonst irgendwo auf und läßt ihn als eine Art Talisman das ganze Jahr hindurch dort; derselbe Gebrauch findet ja auch in Süddeutschland mit den Kränzen und Sträußen aus Myosotis (dem Mäuseöhrchen oder der Himmelfahrtsblume) statt, welche, am Himmelfahrtstage gesammelt und geweiht, das Haus vor Wetterschlag schützen sollen.

wilden, struppigen Bärten, fast nur in Lumpen gehüllt, welche mit gedämpfter Stimme und sichtbarer Unruhe mit einander plauderten, ohne dem vor ihnen stehenden Weinkruge zuzusprechen. Der Eine von ihnen, eine fahle, schattenähnliche Gestalt schien ein ganz besonderes Interesse zu haben, sich unkenntlich zu machen, denn er schob von Zeit zu Zeit seine abgetragene griechische Mütze tief auf die Augenbrauen herein und suchte seine linke Hand so viel nur immer möglich unter dem Tische zu verbergen, wenn er sich ihrer nicht gerade bedienen mußte.

Nicht weit von diesen Beiden entfernt saß ein Jüngling von etwa sechszehn Jahren, dessen fahles, bartloses und abgelebtes Gesicht mit den erloschenen Augen durch schwarze, straffe Haare noch abschreckender erschien; dieses sprechende Beispiel frühzeitiger Verworfenheit rauchte aus einer kurzen Thonpfeife, die er nur aus dem Munde nahm, um aus dem vor ihm stehenden Branntweinkruge hie und da einen Schluck zu nehmen, und beobachtete, wie er so dasaß — den Rücken wider die Wand gelehnt, die Hände in den Taschen seiner Blouse, die Füße auf der Bank ausgestreckt — die vollkommenste Apathie für Alles um ihn her.

Die andern Gäste der Kneipe, Männer und Weiber, boten nichts besonders Bemerkenswerthes; ihre Physiognomien waren roh oder stumpfsinnig, ihre Munterkeit laut und unfläthig, ihr Schweigen unheimlich oder durch den Stumpfsinn der Trunkenheit eckelhaft.

So war die Gesellschaft in der Kneipe beschaffen, als der Blutzapfer mit der Jodlerin und dem Unbekannten eintrat.

Die Rolle, welche diese drei Personen in unserer Erzählung spielen, ist so wichtig, und ihr Aeußeres selbst so charakteristisch, daß eine nähere Beschreibung derselben wohl gerechtfertigt sein dürfte.

Der Schlächter ist ein hochgewachsener Mann von riesigem Knochenbau, hellblonden, ins Weiße stechenden Haaren, dichten Augenbrauen und einem großen fuchs-

rothen Backenbarte. Sein Gesicht hat von der Sonne, dem Elend und der harten Arbeit jenen düstern olivgelben, nur den Galeerensträflingen eigenen Metallglanz erhalten.

Seinem furchtbaren Beinamen zum Trotze liegt in seinen Zügen eher der Ausdruck einer gewissen brutalen Keckheit, als der wilder Rohheit, wiewohl der seltsam geformte Hinterkopf seines Schädels überwiegende Neigung zu Mord und Blutvergießen anzukündigen scheint. Seine Kleidung besteht in einer schlechten blauen Blouse und Beinkleidern von grobem Manchester, dessen ursprüngliche Farbe unter der dicken darauflagernden Kothkruste kaum mehr erkennbar ist.

In seltenem, befremdendem Widerspiele gegen die gemeine Erfahrung tragen die Züge der Jodlerin jenen Typus engelreiner Unschuld, den manche Gesichter in idealer Vollendung selbst inmitten der Verworfenheit sich noch erhalten, wie wenn die Creatur durch kein Laster den erhabenen Stempel auszutilgen vermöchte, welchen Gott selbst der Stirne gewisser bevorzugter Wesen aufgedrückt hat.

Die Jodlerin war erst sechszehn und ein halbes Jahr alt; das anmuthige Gesichtchen vom vollkommensten, lieblichsten Oval belebten zwei sanfte, von lang gewölbten Wimpern halbverhüllte große Blauaugen, über denen eine tadellos reine, weiße Stirne sich emporwölbte. Der zarte Flaum der ersten Jugendblüthe gab ihren frischgerötheten runden Wangen einige Aehnlichkeit mit dem rosigen Sammt eines Pfirsichs, und das kleine Purpurmündchen, die feine gerade Nase und das Kinn mit dem schelmischen Grübchen zeigten eine wunderliebliche Anmuth der Linien. Auf jeder Seite ihrer glänzenden Schläfe fiel eine dichte Flechte von herrlichem aschblondem Haar in sanfter Schwingung bis zur Mitte der frischen Wange hernieder, und stieg von hier an wieder hinter dem Ohre, von welchem man nur das feine, rosig und elfenbeinartig schimmernde Läppchen erblickte,

nach dem Nacken hinauf, wo sie unter den dichten Falten eines roth und blau gewürfelten baumwollenen Tuches verschwand, das en marmotte, wie man zu sagen pflegt, um den feinen Kopf gewunden war.

Den blendend weißen, schön geformten Hals umschlang eine Korallenschnur; ein allzuweites, lohbraunes Kleid ließ trotz seiner unförmlichen Falten doch den schlanken, geschmeidigen und runden Wuchs des binsenähnlich aufgeschossenen Mädchens errathen, und ein schlechtes orangegelbes Halstuch mit grünen Fransen überdeckte kreuzweise den feingewölbten, vollen Busen.

Der Zauber ihrer Stimme war dem unbekannten Vertheidiger der Jodlerin bereits aufgefallen und hatte ihn sogar tief ergriffen; wirklich übte auch diese weiche eindringliche harmonische Stimme einen so mächtigen Reiz auf das Gemüth des Hörers aus, daß selbst dieser Abschaum von Verbrechern und verwahrlosten Weibern, unter welchen sie lebte, die junge Dirne oft zum Singen aufforderte, stets ihr mit Vergnügen und Dankbarkeit zuhörte, und ihr den Beinamen der Jodlerin (Goualeuse) gegeben hatte. Einen andern, wahrhaft poetischen Beinamen: Marien-Blüthe (Fleur de Marie), verdankte sie ohne Zweifel der jungfräulichen Unschuld ihrer Züge; das Symbol der Jungfrau, des Magdthums kann wohl kaum lieblicher ausgedrückt werden, und wir wünschten sehr, dem Leser den eigenthümlichen Eindruck schildern zu können, der sich unserer bemächtigte, als wir inmitten dieses schaudervollen abscheulichen Kauderwelsch, worin die für Diebstahl, Blutvergießen, Mord ꝛc. substituirten Umschreibungen meist noch roher, ekliger und empörender sind, als die Dinge, welche sie vergegenwärtigen, — als wir, sage ich, jene so kindlich fromme, lieblich rührende, fast lyrische Metapher fanden: Marien-Blüthe? [1] — Erscheint es

---

1 Es ist überhaupt eine Erfahrung, welche noch keinem aufmerk-

uns nicht wie eine schöne Lilie, die das wohlriechende schneeige Gewand ihres makellosen Kelches über eine blutgetränkte Wahlstatt erhebt?

Welch ein bizarrer Contrast und befremdender Zufall! Die Erfinder dieser entsetzlichen Gaunersprache vermochten sich also bis zu einer heiligen Poesie zu erheben und dem keuschen Begriffe, welchen sie darstellen und ausdrücken wollten, noch einen höhern Schmuck und Reiz zu verleihen!

Gedenken wir hiebei an andere Contraste, welche uns oft in der schrecklichen Eintönigkeit des Lebens auch der größten Verbrecher begegnen, — könnten uns alsdann diese Betrachtungen nicht wohl auf den Gedanken bringen, daß gewisse Grundsätze von Sittlichkeit, Recht und Frömmigkeit, die dem Menschen fast angeboren, auch die düstersten Seelen der Verworfenen von Zeit zu Zeit mit einem hellen Strahle der Erkenntniß und des Göttlichen durchzucken? Verbrecher aus Einem Stücke sind gottlob höchst seltene Phänomene.

Der Vertheidiger der Jodlerin (wir wollen ihn hinfort Rudolph nennen) schien höchstens dreißig Jahre alt; sein schlanker, vollkommen ebenmäßiger und fast untersetzter Wuchs ließ kaum die erstaunliche Muskelkraft und Ausdauer ahnen, welche dieser Mann kaum zuvor in seinem Strauße mit dem athletischen Schlächter entwickelt hatte. Der Physiognomie Rudolph's einen entschiedenen Charakter zuzuerkennen, wäre sehr schwer gewesen, da sie die befremdendsten Contraste vereinigte. Die Züge waren von einer regelmäßigen Schönheit, für einen Mann vielleicht nur zu schön; sein zarter bleicher Teint, die großen hellbraunen Augen, die von den dich-

---

samen Beobachter des Volkes und Volkslebens entgangen sein wird, daß sich in der Bildersprache des Volks, in seinen Metaphern und sprichwörtlichen Redensarten eine scharfgezeichnete kecke Symbolik, eine ganz anschauliche Allegorie neben prägnanter Kürze und Wahrheit und unendlich reicher und lieblicher poetischer Kraft ausspricht.

Anm. des Uebersetzers.

ten Wimpern weit überragt und fast immer leicht mit Blau unterlaufen waren, die nachläßige Haltung, der unsichere Blick und ein verächtliches ironisches Lächeln um seinen Mund ließen auf einen entnervten Mann schließen, dessen Gesundheit unter den aristokratischen Ausschweifungen eines bequemen behaglichen Wohllebens wo nicht untergegangen, doch bedeutend beeinträchtigt worden war. Und doch hatte Rudolph kaum zuvor mit seiner eleganten weichen Hand einen der stärksten und gefürchtetsten Blutzapfer dieses Banditenviertels zu Boden geworfen und halb todt gebläut!

Wir sprachen vorhin von aristokratischen Ausschweifungen, da die Berauschung in einem edlen Weine sich wesentlich unterscheidet von der Betäubung mittelst eines ekeln verfälschten Getränkes — kurzum weil dem aufmerksamen Auge des Beobachters die Ausschweifungen ebenso in ihren Symptomen, als ihrer Art und ihrem Wesen nach verschieden sich darstellen.

Gewisse Falten auf Rudolphs Stirne verriethen den tiefen Denker, den gerne grübelnden, beschaulichen Forscher, und doch kündigten die Entschiedenheit in der Bildung seines Mundes, die manchmal kühne und gebieterische Haltung seines Kopfes den Mann der That an, der durch physische Kraft und Kühnheit stets einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Menge ausübt.

Oft umwölkte trübe Schwermuth seinen Blick, und der sprechendste Ausdruck stets hülfsbereiten Mitleids und rührender Demuth spiegelte sich in seinem Gesichte wider. Ein Andermal aber ward der Blick Rudolphs hart und drohend, und in seinen Zügen traten eine kalte Verachtung und Grausamkeit hervor, die ihm jede mildere Regung absprechen ließen. Der Verlauf unserer Erzählung wird zeigen, welch' einen seltsamen Verein von Handlungen oder Ideen diese einander so schroff gegenüberstehenden Leidenschaften hervorriefen.

Im Handgemenge mit dem Schlächter hatte Rudolph weder Zorn noch Haß gegen diesen, seiner so un-

würdigen Gegner an den Tag gelegt. Seiner Kraft, Gewandtheit und Geschmeidigkeit vertrauend, hatte er nur höhnische Verachtung gegen den viehischen Kerl empfunden, über welchen er so bald Meister geworden war.

Um an Rudolph's Porträt die letzte Hand zu legen, müssen wir noch hinzusetzen, daß seine natürlichen Locken von einem hellen Kastanienbraun waren, wie seine edel ausgeschweiften Augenbrauen und sein kleiner, wohlgepflegter Schnurrbart, während er Wangen und Kinn glatt rasirt trug.

Die Manieren und Sprache übrigens, in welchen Rudolph mit unglaublicher Leichtigkeit sich zurecht fand, gaben ihm die sprechendste Aehnlichkeit mit den übrigen Gästen der Ogresse. Den schlanken Hals, dessen feine Rundung dem Modell eines indischen Bacchus Ehre gemacht haben würde, umschlang eine nachlässig umgeknüpfte Halsbinde von schwarzem Seidenstoff, deren Zipfel auf den Kragen seiner blauen, vor Alter schon ziemlich ins Weiße hinüberspielenden Blouse herabfielen. Seine plumpen Schuhe waren mit doppelten Reihen von Nägeln beschlagen, und außer durch seine schönen edelgeformten Hände unterschied er sich äußerlich in Nichts von den übrigen Gästen der Kneipe, während doch sein freies unbefangenes und entschlossenes Wesen, seine heitere Keckheit, wenn ich so sagen darf, eine scharfe Gränze zwischen ihm und Jenen zogen.

Beim Eintritt in die Freischenke legte der Schlächter eine seiner plumpen behaarten Hände auf Rudolphs Schulter und stellte ihn den anwesenden Gästen mit den Worten vor: „Respekt vor dem Ueberwinder des Schlächters! — Ja, Freunde, schaut nur, der schlanke Bursch da hat mich wirklich niedergeworfen . . . . . So viel für etwaige Liebhaber, die Lust hätten, sich von ihm die Rippen verrenken oder den G r i n d (la *sorbonne*, den Kopf) einschlagen zu lassen. Ich sag' euch, in Dem da wird sogar der Schulmeister seinen Meister finden, darauf möcht' ich wahrhaftig wetten!“

Sothane Worte zogen nun die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, von der Wirthin der Kneipe bis zum letzten Betteljungen auf des Schlächters Begleiter, und Alle maßen ihn mit Blicken ängstlicher Scheu.

Die Einen rückten ihre Gläser und Krüge vom Rand des Tisches zurück, woran sie zechten, und beeilten sich Rudolph Platz zu machen, falls er sich zu ihnen setzen wollte; Andere traten zum Schlächter und fragten ihn leise über die näheren Verhältnisse des Unbekannten, der unter so günstigen siegreichen Umständen in dieser „Welt" aufgetreten war.

Die Wirthin endlich hatte Rudolph mit einem äußerst verbindlichen Lächeln willkommen geheißen, ja sie hatte sich gar — was in der Geschichte des „weißen Kaninchens" seither noch gar nie erhört worden war — höchst selbst von ihrem Schenktische aus herbemüht, die Befehle Rudolphs entgegenzunehmen und sich zu erkundigen, womit sie seiner „Gesellschaft" aufwarten könne; eine Aufmerksamkeit, deren sie sogar den Schulmeister, den gefürchtetsten Blutzapfer des Viertels, vor dem der Schlächter selbst einen gewissen Schreck empfand, niemals gewürdigt hatte.

Einer jener beiden Männer von so verdächtigem Aussehen, deren wir oben erwähnten — eben jener bleich und zerstört Aussehende, der seine linke Hand so geflissentlich verbarg und seine griechische Mütze so tief in die Stirne rückte, neigte sich zur Ogresse herüber, welche für Rudolph den Tisch sorgsam abwischte, und fragte sie mit heiserer Stimme: „Ist der Schulmeister heute noch nicht dagewesen?"

Mutter Ponisse verneinte.

„Und gestern?"

„Da war er hier," versetzte die Wirthin.

„Mit seiner neuen Krönerin?" [1] fragte der in der griechischen Mütze.

---

1 *Largue*, gleich Frau.

„He da!" rief die Ogresse mit grobem Tone, „hältst Du mich denn für einen Iltis,[1] mit Deinem Gedipper? Glaubst Du, ich werde meine Kunden selber aufessen?"[2]

„Bah, Mutter, ich muß noch heute Abend mit dem Schulmeister zusammen treffen, wir haben Geschäfte mit einander," erwiderte der Räuber.

„Wird auch ein sauberes Geschäft sein, das ihr mit einander habt, ihr gottlosen Sündenfeger!"[3] hohnlachte Mutter Ponisse.

„Wie?" rief der Räuber gekränkt aus, „Du schiltst uns, Ogresse, und Du lebst doch von uns Sündenfegern?"

„He da, wirst Du mich bald ungeschoren lassen?" versetzte die Wirthin mit drohender Miene und schwang den Krug, den sie in der Hand hielt, gegen den neugierigen Frager, daß er sich brummend wieder auf seinen vorigen Platz begab.

Als Marien-Blüthe hinter dem Schlächter in die Kneipe der Ogresse trat, hatte sie den jungen Mann mit dem krankhaften wüsten Gesichte mit freundlichem Kopfnicken gegrüßt, und der Schlächter wandte sich mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter an diesen:

„Du schwächst also noch immer Gefinkel,[4] Barbillon?" (Barbe, ein Fisch, Cyprimus barbus, *L.*) fragte er.

„Ei freilich, noch immer," gab der verdorbene Kerl mit hohler Stimme zur Antwort, und blies, ohne seine Lage im Mindesten zu ändern, dichte Rauchwolken von sich; — „ich will lieber butterich bleiben und Klepperlinge an den Trittlingen tragen, als kein Gefinkel auf dem Laller und keinen Dowrich in der Kehle haben!"[5]

---

1 Raille, gleich Spion.
2 manger sur l'orgue, gleich angeben.
3 Escarpe, gleich Mörder.
4 Du trinkst also noch immer Branntwein? (tu *pitanches* donc toujours de *l'eau d'aff*?)
5 Ich will lieber fasten (faire la *tortue*) und Holzschuhe (des

„Guten Abend, Mutter Ponisse," rief die Jodlerin der Wirthin zu.

„Schön Dank, Marien-Blüthe," entgegnete diese und kam zu der jungen Dirne heran, um die Kleider zu mustern, welche die Arme von ihr geliehen hatte und nun auf dem Leibe trug. Die Prüfung mochte zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sein, denn sie fuhr mit einer Art grämlichen Behagens fort: „'s ist eine wahre Freude, Dir Kleider zu borgen, Mädchen, Du bist so geleckt und adrett wie ein Kätzchen; — auch würde ich dieses hübsche orangefarbe Halstuch den andern Canaillen, wie der Drechslerin und dem Todtenkopf nicht geliehen haben ..... Das macht aber auch, weil ich seit Deiner Entlassung aus dem Gefängnisse Dich groß gezogen habe, und man muß billigerweise zugeben, daß es in der ganzen Altstadt kein besseres Wesen gibt als Dich."

Marien-Blüthe senkte ihr hübsches Köpfchen und schien keineswegs besonders erbaut vom Lobe der Wirthin.

„Ei seht da, Mutter," rief Rudolph, auf den grünen Zweig hinter der alten Uhr deutend, „Ihr habt da gar einen geweihten Buchszweig auf der alten Weck-Uhr?!"

„Freilich doch," versetzte das scheußliche Weib treuherzig, „ich werde doch nicht leben sollen wie die Heiden!" — „Und Du, Jodlerin," fuhr sie zu Marien-Blüthe gewendet fort, „willst Du uns heute keins von deinen Liedchen singen?"

„Laßt uns erst zu Nacht essen, Mutter Ponisse!" entgegnete der Schlächter.

„Womit kann ich euch aufwarten, Ihr Hauptthahn?" fragte die Wirthin Rudolph verbindlich, da sie seine

---

philosophes) an den Füßen (arpions) tragen, als kein Branntwein für die Kehle (avaloir) und keinen Tabak (tréfoin) für meine Tabakspfeife (chiffarde) haben.

Gunst und nöthigenfalls auch seinen Schutz sich versichern wollte.

„Haltet Euch nur an den Schlächter, Mutter; — er macht den Truchseß und Mundschenk, — ich den Zahlmeister," versetzte Rudolph.

„Nun," fragte die Wirthin den Blutzapfer, „was willst Du denn speisen, Hundeseele?"

Der Schlächter, der an dieses Prädikat schon gewöhnt schien, bedachte sich einen Augenblick über die Wahl der Speisen. „Bring' vorerst zwei Zinken Blenkert zu zwölf Sous, einen Harlekin und drei Brocken zarten Lehm!" [1] sagte er endlich.

„Du bist noch immer ein Leckermaul und auf die Harlekins ganz besonders erpicht!" lachte die Ogresse.

„Nun, Jodlerin, bist Du nicht auch hungrig?" fragte der Schlächter; aber sie verneinte.

„Möchtest Du lieber etwas Anderes, als einen Harlekin, mein Kind?" fragte Rudolph.

„O nein," flüsterte sie, „der Hunger ist mir vergangen."

„Aber blicke doch nur auch meinen „Herrn" an, Mädchen," ermahnte der Schlächter mit plumpem Gelächter und winkte mit den Augen nach Rudolph hin, „Du bist ja gar nicht so keck, ihm nur in's Gesicht zu sehen!"

Marien-Blüthe schlug erröthend ihre sanften Augen zu Boden und gab keine Antwort.

Nach einigen Minuten stellte die Ogresse selbst einen Weinkrug, einen Brodlaib und einen Harlekin auf Rudolph's Tisch. Von letzterem Gerichte wollen wir dem

---

1 Zwei Flaschen Wein (deux doubles cholettes de *tortu*), einen Harlekin und drei Stücke frisches Brod (*lartif*). — Arlequin ist ein Gemengsel von Fleisch, Fisch und allen Arten von Abhub vom Tische der Dienerschaft in vornehmen Häusern. Wir fürchten zwar durch diese Details unsere Leser anzuekeln, aber sie sind zur vollendeten Schilderung dieser sonderbaren Sitten unerläßlich.

Leser keine Schilderung zu geben versuchen, wiewohl es dem Blutzapfer sehr zu munden schien, denn er brach in einen begeisterten Lobpsalm darüber aus.

„Herr Gott, welch ein Gericht!“ rief er, — „gerade wie ein Omnibus! Da ist doch für jeden Geschmack etwas drinnen, für die Fleischesser, wie für die, welche fasten; für die Zuckerlecker, wie für die, welche den Pfeffer vorziehen. Geflügelknochen, Fischschwänze, Cotelettenbeiner, Pastetenkrusten, Bratschmalz, Käse, Gemüse, Schnepfenköpfe, Zwieback und Salat . . . . . So greife zu, Jodlerin! 's schmeckt herrlich! — hast doch am Ende heute noch nichts gegessen?“

„Doch, doch!“ versetzte sie, „heute morgen habe ich wie gewöhnlich für einen Sou Milch und ein kleines Brödchen verzehrt.“

In diesem Augenblick trat ein neuer Gast in die Schenke, dessen Erscheinen alle Unterhaltung unterbrach und Aller Aufmerksamkeit rege machte. Es war ein Mann von mittlerem Alter, kräftig und geschmeidig gebaut, in runder Jacke und Mütze, der mit dem Ton in der Kneipe recht wohl vertraut erschien, denn er bediente sich der hier gemeinhin üblichen Sprache, um sein Abendessen zu verlangen.

Obwohl der Fremde kein Stammgast der Freischenke war, achtete man doch bald nicht weiter auf ihn, — man hatte ihn bereits erkannt; die Spitzbuben verstehen so gut wie die ehrlichen Leute, ihres Gleichen auf den ersten Blick ausfindig zu machen.

Der neue Gast hatte sich so gesetzt, daß er unbemerkt die beiden Individuen von so zweideutigem Aeußern beobachten konnte, deren Einer nach dem Schulmeister gefragt hatte. Er verwandte keinen Blick von ihnen, was sie jedoch von ihrem Platze aus nicht bemerken konnten.

Die kaum unterbrochene Conversation kam bald wieder in Gang; der Schlächter wagte trotz seiner Frechheit Rudolph doch nicht zu dutzen, und bewies ihm eine

Art unterwürfiger Demuth. Er, der die Gesetze nicht achtete, empfand Ehrfurcht vor der physischen Ueberlegenheit.

„Auf mein Wort," sagte er zu Rudolph, „obwohl Ihr mir tüchtig mitgespielt habt, bin ich doch recht erfreut, Euch getroffen zu haben."

„Weil Dir der Harlekin da behagt!" warf Rudolph lächelnd ein.

„Einmal," versetzte der Schlächter offen, „dann aber auch, weil ich für mein Leben gern Euch mit dem Schulmeister handgemein sehen möchte; er hat mich immer überwältigt und ich möcht's ihm wohl gönnen, auch einmal seinen Meister zu finden."

„Oho," rief Rudolph, „glaubst Du denn, ich werde Dir zu Gefallen dem Schulmeister nur wie eine Bulldogge an den Hals springen."

„Behüte," entgegnete der Schinder, die Hände reibend, „aber er wird mit Euch anbinden, sobald er erfährt, daß Ihr stärker sein solltet als er."

„Meinetwegen mag er kommen," sagte Rudolph gleichgültig, „ich habe von der Münze noch genug, um auch ihm seine Zeche bezahlen zu können! — 's ist ein abscheuliches Wetter draußen," fuhr er fort, „was meinst du, wenn wir einen Krug Funkelhans (Branntwein) mit Zucker bestellten, das machte die Jodlerin vielleicht geneigt, uns etwas zu singen."

„Meinetwegen denn!" erwiderte der Schlächter.

„Und damit wir um so schneller mit einander bekannt werden," setzte Rudolph hinzu, „so laß uns gegenseitig sagen, wer wir sind."

„Ich," sagte der Schlächter, und legte die äußere Handfläche mit militärischem Gruße an seine Mütze, „ich bin der Albino, auch Schlächter genannt, ein freigelassener Galeerensträfling (*Fagot* affranchi), Handlanger auf den Holzhöfen am Quai Saint Paul; im Winter vor Kälte halberstarrt, im Sommer halbgar geröstet, das ist mein Handwerk! — Ei nun, und ihr,

mein Meister? ich sehe Euch zum Erstenmal in der Altstadt . . . . . 's soll eben kein Vorwurf für Euch sein, aber Ihr habt doch ganz verteufelt auf meinem Schädel und meinem Fell handthiert, als wenn's die große Trommel wäre . . . . Herrgott, waren das Wirbel, und zumal die Faustschläge am Ende! Ich denke all mein Lebtage daran, wie das gepaukt hieß! Habt Ihr noch ein anderes Gewerbe, als dem Schlächter den Rücken zu zerbläuen?"

„Ich bin Fächermaler und nenne mich Rudolph," versetzte dieser.

„Fächermaler?! Drum habt Ihr auch so zarte weiße Hände, wie ein Weibsbild!" rief der Schlächter. „Gleichviel, wenn all Eure Kameraden Euch gleichen, mag doch wohl eine ziemliche Kraft zu diesem Handwerk nöthig sein! Da Ihr aber ein Handwerk und zwar ein ehrliches treibt, wie kommt's denn, daß Ihr Euch in eine Kneipe verliert, wo nur Schupper, Sündenfeger[1] und freigegebene Galeerensklaven wie ich, sich verkriechen, weil sie an keinem andern Orte sich sehen lassen dürfen?"

„Ich komme nur hieher, weil ich lustige Gesellschaft liebe!" erwiederte Rudolph.

Der Schlächter schüttelte ungläubig den Kopf. „Hm, hm!" sagte er, „wir haben uns im Hause des Roth-Arm's getroffen, und da . . . . . aber was kümmert's mich? — Ihr kennt ihn ja nicht, sagt Ihr?"

„Ei, schweig doch!" rief Rudolph, „wie lange willst Du mich noch mit Deinem Roth-Arm langweilen, den meinethalben der Teufel holen kann, wann's ihm beliebt?"

„Halt Meister, Ihr traut mir vielleicht nicht, und habt nicht Unrecht daran!" sagte der Schlächter, „wenn's Euch jedoch recht ist, will ich Euch meine Geschichte er-

---

1 Diebe und Mörder.

zählen — unter der Bedingung nämlich, daß Ihr mich auch solche Faustschläge austheilen lehrt, wie Ihr sie mir zum Nachtisch meiner Prügelsuppe aufgetischt habt, — nicht wahr?“

„Ich bin gerne erbötig, Schlächter; Du erzählst mir Deine Geschichte und die Jodlerin läßt uns nachher die ihrige auch hören.“

„Recht so,“ versetzte der Blutzapfer, „bei diesem Wetter da sollte man keinen Polizeisoldaten hinausschicken, und so haben wir hier doch wenigstens Unterhaltung! Willst Du, Jodlerin?“

„Ei wohl, aber ich werde bald zu Ende sein,“ sagte sie.

„Und Ihr gebt uns dann auch Eure Geschichte zum Besten, Kamerad Rudolph?“ fragte der Bandit.

„Fächermaler, das ist wohl ein recht hübsches Handwerk?“ meinte die Jodlerin.

„Und wie viel verdient Einer dabei, wenn er tüchtig arbeitet?“ setzte der Schlächter hinzu.

„Je nun,“ entgegnete Rudolph, „ich werde nach dem Stücke bezahlt; mein bester Verdienst beträgt vier, manchmal auch fünf Franken den Tag, aber nur im Sommer, weil da die Tage lang sind.“

„Da macht Ihr wohl aber oft blauen Montag, nicht wahr?“ fragte der Blutzapfer lächelnd.

„O ja, wann ich Geld habe, Schlächter,“ gab Rudolph zur Antwort. „Zuvörderst brauche ich sechs Sous täglich für Nachtlager in meiner Herberge . . . .

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, Sie schlafen zu sechs Sous, Sie?“ rief der Schlächter mit komischem Erstaunen aus, und griff vor lauter Respekt an seine Mütze, „sechs Sous Schlafgeld?!“

Die Bezeichnung als „gnädiger Herr,“ deren sich der Schlächter halb ironisch bediente, machte Rudolph heimlich und unwillkürlich lächeln. „Ei,“ versetzte er, „was denkst du? ich halte was auf Bequemlichkeit und Reinlichkeit.“

„Seht nur, ein Pair von Frankreich! ein Bankier! ein Reicher! — er schläft zu sechs Sous für die Nacht!“ rief der Blutzapfer immer fort.

„Dazu noch,“ fuhr Rudolph fort, „vier Sous für Taback, macht zehn, — vier Sous für Frühstück, macht vierzehn, — fünfzehn Sous für Mittagessen und ein oder zwei Sous für Branntwein, macht im Durchschnitt etwa dreißig Kniffe (Sous) auf den Tag. Ich brauche nicht die ganze Woche zu arbeiten, und in meinen Freistunden leb' ich wie ein Prinz in den Tag hinein.“

„Und Ihre Aeltern?“ fragte die Jodlerin theilnehmend.

„Sind an der Cholera gestorben,“ entgegnete der Fächermaler.

„Und wer waren denn Ihre Aeltern?“ forschte sie weiter.

„Trödler unter den Arkaden der Halle, Negozianten in alten Lappen und Lumpen!“ lachte Rudolph.

„Und wie theuer habt Ihr dann das Geschäft verkauft,“ fragte der Schlächter.

„Ich war noch zu jung und ließ es darum durch meinen Vormund verkaufen;“ antwortete der Fächermaler scherzend; „als ich mündig wurde, mußte ich ihm noch dreißig Franken hinzahlen, — das war mein ganzes Erbtheil.

„Und wie heißt denn Euer gegenwärtiger Fabrikherr?“ fuhr der neugierige Blutzapfer fort.

„Mein Affe, [1] meint Ihr?“ entgegnete Rudolph, „er heißt Borel, in der Rue des Bourdonnais; ein Dummkopf, aber grob, eben so spitzbübisch als geizig, ließe er sich lieber ein Auge ausreißen, ehe er seine Leute ordentlich bezahlte; da habt Ihr sein Signalement. Verirrt er sich einmal, so laßt ihn nur laufen und bringt ihn nicht wieder nach der Fabrik zurück. — Seit meinem fünfzehnten Jahre bin ich bei ihm in der Lehre

---

1 Singe gleich Meister, Brodherr.

gewesen, habe mich bei der Conscription frei geloost, wohne in der Rue de la Juiverie im vierten Stocke vorn heraus und heiße Rudolph Durand. — Da habt Ihr nun meine ganze Geschichte."

„Nun ist die Reihe an Dir, Jodlerin," sagte der Blutzapfer, „ich selbst spare meine Geschichte zum Nachtische auf."

III.

Die Geschichte der Jodlerin.

„Wir wollen nur gleich ganz von vorne anfangen!" hub der Schlächter an.

„Ja," sagte Rudolph, „Deine Eltern ....?"

„Die hab' ich nie gekannt," antwortete Marien-Blüthe.

„Warum nicht gar?" rief der Schlächter.

„Wie gesagt, ich habe sie nie gesehen noch gekannt," versicherte das Mädchen, „ich bin hinter einem Kohlstrunke aufgewachsen, wie man den Kindern sagt."

„Ei sieh, wie drollig, Jodlerin!" rief der Schlächter aus, „da stammen wir ja von einer und derselben Familie ab."

„Wie? Du auch, Schlächter?" fragte sie.

„Bin eine Waise von der Straße weg, ganz wie Du, mein Kindchen," bestätigte der Schlächter.

„Und wer hat Dich denn erzogen, Jodlerin?" fragte Rudolph.

„Das weiß ich nicht," erwiederte sie; „mein längstes Denken und Erinnern geht in mein siebentes oder achtes Jahr zurück; damals war ich bei einem bösen alten Weibe, die man die Nachteule hieß, weil sie eine ganz

eingebogene Habichtsnase und ein grünes rundes Auge hatte, und aufs Haar einem Käuzlein glich, dem man Ein Auge ausgestoßen."

„Blitz!" rief der Schlächter laut lachend, „ich sehe sie vor mir, wie sie leibt und lebt, diese Nachteule."

„Ich mußte," fuhr Marien-Blüthe fort, „für die Einäugige Abends Gerstenzucker auf dem Pont-Neuf verkaufen — eine gute Manier, um zu betteln. Brachte ich ihr nicht wenigstens zehn Sous nach Hause, so gab's statt des Essens eine Prügelsuppe."

„Aha, mein Kind!" rief der Schlächter, „ich begreife: Fußtritte anstatt des Brods, und Ohrfeigen zum Zubehör!"

„Leider, ja!" versetzte die Jodlerin.

„Bist Du auch ganz gewiß, daß dieses Weib nicht Deine Mutter war?" fragte Rudolph das Mädchen.

„Wie sollt' ich nicht?" rief die Jodlerin. „Die Nachteule hat es mir ja oft genug vorgeworfen, daß ich weder Vater noch Mutter habe, und es mir immer vorgehalten, daß sie mich von der Straße weg aufgelesen."

„Da schlug sie Dich also, wenn Du nicht zehn Sous heimbrachtest?" fragte der Blutzapfer.

„Höchstens gab sie mir ein Glas Wasser dazu," erzählte die Jodlerin weiter; „dann ging ich und weinte mit Zähnklappern und Frost die ganze Nacht auf einem Strohsacke an der Erde, worein die Einäugige ein Loch gemacht hatte, um mich hineinzustecken. Seht, man glaubt gewöhnlich, daß das Stroh warm halte, aber ich kann davon sagen, daß dem nicht so ist.

„Der Rauschert (Stroh)!" rief der Schlächter aus, „wahrhaftig, Töchterchen, du hast Recht, man kann darauf erfrieren; der Mist ist weit besser — aber man sagt: für das schlechte Gesindel da ist Alles recht!"

Marien-Blüthe lächelte über diesen Spaß und fuhr fort: „Am andern Morgen gab mir die Einäugige dasselbe Gericht zum Frühstück, das ich zum Nachtessen ge-

habt hatte, und jagte mich hinauf nach Montfaucon, [1]) um Regenwürmer zum Angeln zu suchen, denn den Tag über trieb die Nachteule einen Handel mit Angelruthen unter der Notredame-Brücke. Für ein siebenjähriges Kind, dem Kälte und Hunger zusetzen, ist's wahrlich ein weiter Weg von der Rue de la Mortellerie bis zum Schinderwasen von Montfaucon!"

„Ei nun, Töchterchen!" sagte der Schlächter, indem er Feuer schlug und seine Pfeife anzündete; „diese Leibesbewegung war heilsam für Dich; Du bist ja aufgeschossen wie eine Binse, und brauchst Dich darüber nicht zu beklagen!"

„Kam ich dann müde mit einem Korb voll Würmer heim," erzählte Marien-Blüthe weiter, „so gab mir die Eule ein Stück Brod zum Mittagessen, von dem ich wahrlich kein Krümchen übrig ließ."

„Sieh', sieh', Kind, auch darüber darfst Du nicht klagen," lachte der Schlächter, dichte Rauchwolken fortblasend, „vom Hunger hast Du Deine schlanke, wespenartige Taille; aber was ist denn Ihnen, Meister Rudolph? Sie sehen ja wahrhaftig aus, wie wenn etwa,... weil das Mädchen da eine so schlechte Jugend gehabt hat? O du liebe Zeit, jeder von uns hat ja sein Theil Elend und Unglück gehabt!"

„O!" rief Marienblume," ich zweifle noch sehr, ob Du so unglücklich warst, wie ich, Schlächter?"

„Ich, Jodlerin?" rief der Bandit; „denke dir, mein Kind, daß Du mir gegenüber noch lebtest wie eine Königin! Als Du klein warst, konntest Du doch auf Stroh schlafen und Brod essen, ich aber schlief in glücklichen Nächten als ein ächter Strohmer (Landstreicher) in den

1) Montfaucon, die Pariser Abdeckerei, wo täglich 150 — 200 Pferde, theils noch lebend, theils als Aas, hingebracht und zerstückt werden; bekannt wegen seiner Myriaden von Ratten und des abscheulichen Gestanks, den der Wind manchmal den benachbarten Stadtvierteln zuführt.

A. d. Ueb.

Gypsöfen von Clichy und erquickte mich mit Kohlblättern und Abfällen, die ich an den Straßenecken auflas; aber gar oft war es mir zu weit, nach den Gypsöfen von Clichy hinauszugehen, zumal wenn ich böse Füße hatte, und da schlief ich denn auf den großen Steinen des Louvre und hatte im Winter weiße Bettdecken . . . wenn es nämlich schneite."

„Das ist hart, aber Du bist doch ein Mann, — ich aber war ein kleines, armes Mädchen," sagte Marien-Blüthe, „und dabei war ich doch rund und fett wie eine Lerche."

„Und das weißst Du noch?" fragte der Schlächter.

„Ei freilich," versetzte sie, „wenn die Eule mich schlug, fiel ich immer schon vom ersten Schlag; dann trat sie mich mit Füßen und rief: der kleine Balg hat nicht für zwei Pfennige Kraft, nicht zwei tüchtige Püffe kann sie ertragen, — und darum nannte sie mich immer den Wechselbalg; nie hatte ich einen andern Namen, denn der galt für meinen Taufnamen."

„So ging mir's gerade auch," sagte der Schlächter, „mich taufte man wie die herrenlosen Hunde — man nannte mich Ding, Kerl, Maschine oder Albinos. — 'S ist wunderbar, wie viel wir mit einander gemein haben, mein Kind!"

„Freilich," entgegnete Marien-Blüthe, die sich fast nur an diesen Mann zu wenden wagte, da sie wider Willen eine Art von Scheu und Ehrfurcht vor Rudolph fühlte und kaum die Augen aufzuschlagen wagte, obwohl er zum selben Menschenschlage zu gehören schien, unter welchem sie sich täglich herumtrieb.

„Und wenn Du nun der Eule Würmer geholt hattest, was begannst Du dann?" fragte der Blutzapfer.

„Dann," erwiederte das Mädchen, „dann sandte mich die Einäugige bis zum Abende auf den Bettel in die Nachbarschaft, denn Abends hielt sie eine Garküche auf dem Pont-Neuf; — lieber Gott, wie lange dauerte es dann noch, bis ich mein Stückchen Brod zum Nacht-

essen bekam! — Verlangte ich etwas zu essen von der Eule, so schlug sie mich und rief: Bring' erst zehn Sous Almosen, Wechselbalg, dann sollst Du Dein Essen haben! — Da weinte ich denn vor Hunger und Schmerz, so sehr ich nur immer konnte, worauf mir die Einäugige das Kästchen mit dem Gerstenzucker um den Hals hängte und mich auf den Pont=Neuf stellte.... Hu! wie zitterte ich da und schluchzte vor Frost und Hunger!"

„Gerade wie ich," unterbrach der Schlächter ihre Erzählung. „Man sollte es kaum glauben, daß der Hunger eben so zittern macht wie die Kälte!"

„So blieb ich denn bis elf Uhr Nachts auf dem Pont=Neuf stehen mit meinem kleinen Zuckerkram am Halse und weinte zum Erbarmen," fuhr Marien=Blüthe fort; — „wenn das die Leute sahen, rührte es sie manchmal, und ich nahm 10 — 15 Sous ein, die ich der Eule brachte!"

„Das war ein schöner Abend für eine Lerche!" rief der Schlächter spottend.

„Wie die Einäugige dieses bemerkte, — mit dem einen Auge natürlich, da sie keine zwei hatte, — da kam sie auf den Gedanken, mich jeden Abend zuvor abzuprügeln, ehe sie mich als Schildwache auf den Pont=Neuf stellte, damit mein Weinen das Mitleid der Vorübergehenden mehr rühre und ihre Einnahme vermehre." —

„Das war eben kein dummer Einfall," sagte der Schlächter.

„Ei! glaubst Du?" rief die Kleine, — „endlich aber gewöhnte ich mich an die Schläge, zumal ich sah, daß die Eule wüthend wurde, wenn ich nicht weinte, und um mich an ihr zu rächen, lachte ich nur desto mehr, je unbarmherziger sie mich schlug, und sang am Abend bei meinem kleinen Handel anstatt zu weinen."

„Ei, Mädchen," fragte der Schlächter, „wenn Du so den Gerstenzucker vor Dir hattest, bekamst Du nie Lust, davon zu kosten?"

A1g N9 ...

„Doch, doch, Freund," versetzte sie; „aber ich habe ihn niemals versucht — ich setzte einen Ehrgeiz darein, und eben der Ehrgeiz ward mein Verderben. Als ich eines Tags mit meinen Regenwürmern nach Hause ging, schlugen mich die Gassenjungen und stahlen mir mein Körbchen. — Ich wußte schon, was bei meiner Heimkehr meiner wartete; ich erhielt auch wirklich meinen Lohn und kein Brod. — Abends, ehe ich nach der Brücke ging, mißhandelte mich die Einäugige, weil ich am vorigen Tage kein Geld verdient hatte, bis aufs Blut, und riß mir sogar an den Schläfen, wo es am wehesten thut, Haare heraus, damit ich desto eher weinen sollte!"

„Teufel, das ist zu stark!" schrie der Blutzapfer, die Stirne runzelnd und schlug im Eifer auf den Tisch, „ein Kind zu schlagen, will ich noch hingehen lassen, aber es zu mißhandeln, das ist zu stark!"

Rudolph war der Erzählung der Jodlerin mit Aufmerksamkeit gefolgt, und blickte jetzt erstaunt auf den Schlächter; diese blitzschnell auftauchende Bewegung von Gefühl und Mitleid bei einem solchen Menschen überraschte ihn.

„Was hast Du denn, Schlächter?" fragte er ihn.

„Was ich habe?" erwiederte dieser, „halten Sie das für nichts? — Das Ungeheuer von einer Eule mißhandelte ja das Kind da. Ist denn Ihr Herz ebenso hart wie Ihre Fäuste?"

„Nur weiter, mein Kind!" sagte Rudolph zu Marien-Blüthe, ohne des Schlächters Frage zu beantantworten.

„Wie gesagt," fuhr das Mädchen fort, „mißhandelte mich die Eule nur, um mich weinen zu machen. Um sie nun recht zu ärgern, fieng ich an zu lachen und entsprang ihr mit meinem Gerstenzucker nach der Brücke. Die Einäugige stand an ihrem Bratofen und drohte mir von Zeit zu Zeit mit der Faust; — ich aber, anstatt zu weinen, sang immer lauter, obwohl ich

fürchterlichen Hunger empfand. Seit sechs Monaten, so lange ich den Zucker feil bot, hatte ich nie ein Stückchen davon versucht, an jenem Tage aber hielt ich mich nicht länger — sowohl aus Hunger als um die Eule recht in Wuth zu bringen, nahm ich ein Stückchen Gerstenzucker und aß es auf."

„Recht so, mein Kind!" rief der Schlächter.

„Ich aß zwei," fuhr die Jodlerin fort.

„Bravo! es lebe die Charte!" brüllte der Blutzapfer entzückt.

„Ach, das schmeckte mir herrlich, aber eine Obsthändlerin rief der Einäugigen zu: „Nachteule, der Wechselbalg (la Pegriotte) frißt Deinen Zucker!"

„Donnerwetter! nun geht's an, nun geht's an!" rief der Schlächter mit seltsamer Theilnahme; — „armes Kind, ich kann mir denken, wie Du zittertest, als die Eule das bemerkte!"

„Wie hast Du Dich denn da aus der Schlinge gezogen?" fragte Rudolph nicht minder gerührt, als der Bandit.

„Es war hart, aber doch auch ein Spaß!" fuhr Marien-Blüthe lachend fort; — „so sehr auch die Einäugige vor Wuth schäumte, als sie mich den Gerstenzucker aufessen sah, konnte sie doch von ihrem Bratofen nicht weggehen, weil ihr sonst alle Speisen verbrannt wären!"

„Blitz auch, das ist wahr! — eine kitzliche Lage für die Alte!" schrie der Schlächter laut lachend.

Marien-Blüthe mußte mitlachen und fuhr dann fort: „Wahrlich, wann ich der Schläge gedachte, die meiner warteten, sagte ich zu mir: um so schlimmer! sie wird mich für drei nicht mehr schlagen, als für eines; — drum nahm ich auch eine dritte Zuckerstange und zeigte sie, ehe ich sie in den Mund steckte, von weitem der Einäugigen, die mir mit ihrer großen eisernen Gabel drohte, und verzehrte sie ihr gleichsam vor der Nase!"

„Bravo, mein Kind!“ rief der Bandit, „nun kann ich mir Deine Vertheidigung von vorhin und den Stich mit der Scheere erklären. — Wahrhaftig, ja, Du hast Muth, Du hast ein Herz im Leibe. Aber die Eule hat Dich hernach gewiß furchtbar mißhandelt?“

„Wie sie mit Kochen fertig war, kam sie zu mir,“ erzählte das Mädchen weiter; „ich hatte nur drei Sous Almosen eingenommen und für sechs Sous Zucker aufgegessen. — Als die Einäugige mich beim Arme nahm, um mich wegzuzerren, glaubte ich, vor lauter Furcht fast auf dem Platze bleiben zu müssen; ich erinnere mich dessen noch so deutlich, als ob es erst heute gewesen wäre. — Es war gerade um die Weihnachtzeit, wo, wie bekannt, eine Masse von Buden mit Spielsachen auf dem Pont-Neuf steht; — den ganzen Abend war ich wie geblendet von dem Anblick aller dieser hübschen Puppen, der kleinen Küchen und Geräthe, wie es nur immer ein Kind sein kann.“

„Du hast wohl nie Spielsachen gehabt, Marien-Blüthe?“ fragte der Schlächter mitleidig.

„Ich?“ fragte die Jodlerin, — „Du bist nicht klug, wer sollte sie mir denn gegeben haben? — Endlich war der Abend herum und wir gingen heim; obwohl es mitten im Winter war, bestand meine ganze Kleidung doch nur aus einem armseligen Röckchen von Leinwand und ein Paar Holzschuhen, ohne Strümpfe und Hemd; — das machte mir freilich nicht zu warm! — Als mich aber die Einäugige an der Hand nahm, trat mir doch der Angstschweiß auf die Stirne und ich vermochte kaum zu gehen. Was mich noch am meisten erschreckte, war, daß die Eule anstatt zu fluchen, zu schelten und zu toben, nur auf dem ganzen Wege zwischen den Zähnen murmelte. Sie ließ mich aber nicht los und ich mußte so schnell neben ihr hergehen, daß ich mit meinen kleinen Beinchen zu springen gezwungen war, um ihr zu folgen. Unterwegs hatte ich einen meiner Holzschuhe verloren, aber ich wagte nicht, es

ihr zu sagen, und sprang immer halb baarfuß neben ihr her. Wie wir nach Hause kamen, war der ganze Fuß blutig."

„Die niederträchtige Einäugige," rief der Bandit aus und schlug in neuem Zorn mit der Faust auf den Tisch. — „Es ergreift mich ganz sonderbar, wenn ich an das arme Kind denke, das mit seinen schwachen, blutenden Füßchen neben dem alten Ungethüm herlief!"

„Wir wohnten damals in einer Bodenkammer in der Straße de la Mortellerie," fuhr Marien-Blüthe fort; — „hart neben der Hausthüre war ein Schenkwirth, bei dem die Eule eintrat, ohne meine Hand loszulassen, und einen halben Schoppen Branntwein trank. . . . ."

„Teufel," rief der Schlächter, „das möchte ich nicht trinken, ohne so voll zu werden wie ein Kornsack!"

„Das war aber nur die gewöhnliche Ration der Eule, und sie ging deßhalb nie ohne einen tüchtigen Haarbeutel zu Bette;" sagte das Mädchen; „vielleicht schlug sie mich deßhalb auch so sehr. — Endlich stiegen wir hinauf nach unserer Kammer, und mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe. — Droben schloß die Eule die Thüre ab. Ich warf mich vor ihr auf die Kniee und bat sie um Verzeihung, daß ich von dem Gerstenzucker genascht habe; sie gab mir aber keine Antwort und ich hörte nur, wie sie, in ihre Kammer tretend, vor sich hinmurmelte: Was werde ich heute mit dem Balge beginnen? was soll ich der Zuckernäscherin thun? — Dann blieb sie vor mir stehen und sah mich mit ihrem Einen grünen Auge an, das sich funkelnd im Kopfe drehte. — Mir vergieng Hören und Sehen und ich blieb auf den Knieen liegen. Da holte die Einäugige plötzlich von dem Kaminschooß herab eine Kneipzange . . . . ."

„Eine Kneipzange?" fragte der Schlächter.

„Ja, eine Kneipzange!" bestätigte die Jodlerin.

„Was wollte sie denn damit machen? etwa Dich schlagen?“ fragte Rudolph.

„Dich kneipen?“ forschte der Schlächter, „oder Dir die Haare ausraufen?“

„Noch nicht errathen!“ versetzte die Jodlerin. „Soll ich es Euch nicht lieber offen sagen, da Ihr es doch nicht heraus bringt?“

Die beiden Männer bejahten.

„Nun denn,“ sagte die Jodlerin, „sie wollte mir einen Zahn damit ausreißen!“ [1]

Der Schlächter stieß einen so fürchterlichen Fluch aus und begleitete denselben mit so gräßlichen Verwünschungen, daß alle Gäste der Kneipe sich überrascht nach ihm umdrehten.

„Was hast Du denn?“ fragte ihn die Jodlerin.

„Blitz noch einmal! was ich habe?“ rief er; „ich könnte die einäugige Hündin niedermachen, wenn ich sie hier hätte. Wo ist sie? sag' an, wo ist sie? wenn ich sie finde, mach' ich sie kalt!“ — und seine Augen unterliefen mit Blut.

Rudolph hatte den Abschen des Schlächters über die kalte Grausamkeit der Einäugigen getheilt, aber ihm war es noch unerklärlicher, wie es komme, daß ein Mörder in Wuth gerathe bei der einfachen Schilderung, daß ein niederträchtiges altes Weib aus reiner Bosheit einem Kind einen Zahn ausreißen wollte. Eine solche Regung von Mitleid, selbst bei einem rohen Menschen, halten wir aber für eben so möglich als wahrscheinlich.

„Und hat die alte boshafte Bestie Dir Deinen Zahn wirklich ausgerissen, armes Kind?“ fragte Rudolph.

---

1 Sollten unsere Leser diesen Zug von Grausamkeit übertrieben finden, so bitten wir sie, sich an die fast täglichen Verurtheilungen zu erinnern, welche von den Pariser Gerichten gegen solche entmenschte Wesen verhängt werden müssen, welche Kinder muthwillig schlagen oder verwunden. Sogar Väter und Mütter haben sich solcher abscheulichen Mißhandlungen schuldig gemacht.

„Ei freilich!" versetzte die Jodlerin; — „sie hat ihn mir ausgebrochen und nicht einmal auf das Erstemal! — Lieber Gott! wie hat sie sich daran abgearbeitet!.... Meinen Kopf hielt sie zwischen ihren Knieen wie in einem Schraubstocke,..... endlich riß sie mir halb mit der Zange und halb mit den Fingern den Zahn aus und sagte, um mir recht bange zu machen: Warte nur, Balg, von nun an werde ich Dir alle Tage Einen ausziehen, und wenn Du keine Zähne mehr hast, werf' ich Dich ins Wasser, damit Dich die Fische fressen! — sie sollen sich an Dir dafür rächen, daß Du die Würmer geholt hast, mit denen sie gefangen wurden. — Ich erinnere mich dessen noch ganz lebhaft, weil es mir ungerecht däuchte, — denn es geschah wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen, daß ich jeden Tag den Fischköder holte."

„O, der abscheuliche, häßliche Nickel!" rief der Schlächter, mit erneuerter Wuth, „einem armen kleinen Kinde unter so viel Schmerzen einen Zahn auszureißen!"

„Da seht her, hier könnt Ihr noch die Spur davon sehen!" sagte Marien-Blüthe und schob lächelnd eine ihrer rosenfarbenen Lippen zurück, um zwei Reihen kleiner perlweißer Zähne zu zeigen.

War es wohl Leichtsinn, Vergeßlichkeit oder angeborener Edelmuth von Seiten dieses unglücklichen Geschöpfs, daß sie, wie Rudolph mit Entzücken wahrnahm, auch nicht mit einem harten Worte des Hasses oder Grolls des Ungeheuers gedachte, das sie so sehr mißhandelt hatte.

„Nun, und was geschah dann?" fragte der Blutzapfer.

„Meiner Treu!" erwiederte die Jodlerin, „ich konnte doch schon daran genug haben! — Am andern Morgen entfloh ich, anstatt meine Würmer zu holen, nach der Seite des Pantheon; den ganzen Tag lief ich in dieser Richtung fort, so sehr fürchtete ich mich vor der Eule

und lieber wäre ich bis ans Ende der Welt gelaufen, als ihr wieder in die Hände gefallen. Da ich mich in den entlegensten Stadttheilen befand, hatte ich fast Niemand angetroffen, den ich um Allmosen zu bitten gewagt hätte. — Die Nacht verbrachte ich unter dem Holzstoße eines Zimmerplatzes ..... der Hunger peinigte mich gewaltig und ich versuchte an einer Holzrinde zu kauen, um wenigstens mit etwas meinen knurrenden Magen zu füllen, aber es war mir nicht möglich. — Nur an einem Stückchen Birkenrinde nagte ich ein wenig, ohne indeß viel davon zu verzehren, denn ich schlief darüber ein. Den Tag über verkroch ich mich, wenn ich Geräusch hörte, noch tiefer unter den Holzhaufen, wo es warm war wie in einem Keller! — hätte ich nur etwas zu essen gehabt, ich hätte mir für den ganzen Winter keinen bessern Aufenthalt gewünscht."

„So ging mir's gerade in meinem Gypsofen!" rief der Bandit.

„Ich wagte es nicht," erzählte Marien-Blüthe weiter, „den Werkplatz des Zimmermanns zu verlassen, weil ich fürchtete, die Eule werde mich überall suchen, um mir die Zähne auszureißen und mich den Fischen vorzuwerfen, wenn sie meinen Schlupfwinkel entdecken oder meiner wieder habhaft werden würde."

„Halt, Jodlerin!" rief der Schlächter drohend, „ich bitte Dich, sprich nicht weiter von dem alten Nickel, — ich fühl's, wie mir schon das Blut in den Kopf steigt!"

„Am andern Tage endlich, wo ich wieder nur etwas Birkenrinde zur Nahrung hatte, weckte mich das Bellen eines großen Hundes aus dem ersten Schlummer; erschrocken sprang ich auf und horchte: — der Hund bellte, je näher er dem Holzstoße kam, desto lauter. Ein neuer Schrecken ängstigte mich; allein glücklicherweise wagte sich der Hund, ich weiß nicht warum, nicht näher; — aber Du lachst mich ja aus, Schlächter?"

„Bah, gehe! bei Dir muß man lachen! Du bist wahrlich ein recht braves Mädchen, und sieh' nur, —

auf mein Wort, es thut mir leid, daß ich Dich geschlagen habe," versetzte er.

„Warum solltest Du mich denn nicht schlagen?" rief sie, „ich hatte ja Niemanden, der sich meiner annahm . . ."

„Als mich," wandte Rudolph ein.

„Wie gut Sie sind, Herr Rudolph!" sprach Marien-Blüthe und sah mit einem Blicke heiliger Scheu verstohlen zu ihm empor. — „Der Schlächter wußte ja eben so wenig, als ich, daß Sie da waren."

„Gleichviel, Schätzchen!" wandte der Blutzapfer ein, — „es thut mir, wie gesagt, leid, Dich geschlagen zu haben."

„Erzähle nur weiter, Mädchen!" ermahnte Rudolph.

„Ich lag also," fuhr die Jodlerin fort, „zusammengeduckt unter dem Holzstoße, als ich den Hund bellen hörte. — Wie der so kläffte, rief eine rauhe Stimme draußen: „mein Hund bellt: es muß sich jemand Fremdes auf dem Hofe versteckt haben!" — „Das werden Diebe sein," rief eine andere Stimme, und „Husch, husch!" hetzten sie ihren Hund, und riefen: „such, such!" — Der Hund kam auf mich zu, und ich, in der Furcht gebissen zu werden, schrie aus allen Kräften. — „Halt," sagte die eine Stimme, „das klingt wie Kindergeschrei!" — — sie riefen den Hund zurück und wollten eine Laterne holen; — ich schlüpfte aus meinem Loche und fand mich einem großen Manne und einem Knaben gegenüber. — „Was machst Du da in meinem Hofe, kleine Diebin?" fragte mich der Mann mit drohender Miene. — „Ach lieber Herr!" erwiederte ich, „ich habe schon seit zwei Tagen nichts mehr gegessen, — ich bin der Nachteule entlaufen, die mir einen Zahn ausgerissen hat und mich den Fischen hat vorwerfen wollen! . . . . Da ich nicht wußte, wo ich ein Obdach finden sollte, schlüpfte ich unter dem Thore durch und habe die Nacht auf diesen Rinden unter Ihren Holzstößen verbracht, weil ich Niemand damit ein Uebel anzuthun meinte." — Da sagte der Holzhändler zu seinem

Burschen: „Die Kleine soll mir nichts weiß machen! sie ist eine Diebin und wollte mir Holz stehlen....“

„Der alte Drache, der Dummkopf!“ rief der Schlächter; — „du ihm Holz stehlen, da du kaum acht Jahre alt warst?“

„War freilich eine Dummheit von ihm!“ versetzte Marien-Blüthe, und sein Bube erwiederte ihm gleich darauf: „Eure Holzblöcke stehlen? sie ist ja kaum so groß, als der kleinste von den Klötzen da!“ — „Magst wohl Recht haben,“ meinte der Holzhändler, „aber gleichviel, umsonst ist sie nicht da. — Die Diebe halten sich kleine Kinder, die sie aufs Spioniren ausschicken und die sich einstweilen verbergen müssen, um den Andern die Thüren zu öffnen, — sie muß auf die Polizei geführt werden.“

„Der verdammte Holzkopf!“ rief der Schlächter erbost.

„Man brachte mich vor den Commissär,“ fuhr Marien-Blüthe fort, „dem ich meine ganze Beichte ablegte und heimathlos zu sein gestand. Erst steckten sie mich in das Gefängniß und dann ging's vor das Zuchtpolizeigericht, das mich als kleine Vagabundin verurtheilte, bis zum sechzehnten Jahre in einem Correctionshause gehalten zu werden. — Du lieber Gott! wie dankte ich den Richtern für ihre liebevolle Fürsorge! Denkt euch: im Gefängniß bekam ich zu essen und keine Schläge, und gegenüber von der Bodenkammer der Nachteule däuchte mir es ein wahres Paradies. Zudem lehrte man mich in dem Gefängnisse nähen, aber leider ward ich bald träge und faul, — sang lieber, anstatt zu arbeiten, zumal, wenn ich die Sonne sah.... Wenn die Sonne so recht schön und lustig in den Hof unseres Gefängnisses herniederschien, da konnte ich nicht anders: ich mußte singen, und, sonderbar! — wenn ich so recht aus Herzensgrunde sang, da däuchte es mich, als sei ich nicht mehr gefangen!“

„Ja, Schätzchen," sagte Rudolph lächelnd, „Du scheinst von Natur aus eine Nachtigall zu sein!"

„Wie gütig, Herr Rudolph!" versetzte das Mädchen erröthend. — „Seit jener Zeit nun nennt man mich die Jodlerin anstatt Wechselbalg. — Endlich als ich sechzehn Jahre alt war, ward ich aus dem Gefängniß entlassen. — Schon vor der Thüre traf ich die Ogresse da und zwei oder drei alte Frauen, die hie und da meine Mitgefangenen besucht und mir versprochen hatten, bei meiner Freilassung mir Arbeit und Unterkommen zu verschaffen....."

„Aha! ich errathe!" rief der Schlächter.

„Mein Liebchen, mein Engel, mein liebstes Kind! sagten die Wirthin und die Alten zu mir, — wollen Sie nicht bei uns wohnen? Sie sollen schöne Kleider haben und Freude und Vergnügen die Menge. — Denke dir, Schlächter, daß man nicht acht Jahre in dem Gefängnisse war, ohne zu wissen, was das heißen soll! Drum ließ ich die alten Kupplerinnen laufen und dachte: ich kann ja gut nähen, bin jung und habe 300 Franken erspart, da wird's schon anders gehen."

„Du bist jung und hübsch," unterbrach sie der Schlächter.

„Ich hatte, wie gesagt, acht Jahre im Gefängnisse gelebt," fuhr die Jodlerin fort, „und wollte nun auch mein Leben etwas genießen. — Damit dachte ich Niemanden zu schaden, und die Arbeit sollte sich schon finden, wenn das Geld zu Ende war. — Leichtsinnig und arglos begann ich nun mein Geld zu verschleudern, und das war wahrhaftig sehr unrecht," fügte sie mit einem Seufzer hinzu. — „Ich hätte mir vor Allem Arbeit sichern sollen. — Aber ich hatte ja Niemanden, um mir zu rathen und — was nun einmal geschehen ist, ist nicht zu ändern..... Zuerst kaufte ich mir von meinem Gelde Blumen, um mein ganzes Stübchen damit auszuschmücken, — ich liebe ja die Blumen so sehr, — dann ein hübsches Kleid und ein schönes Halstuch, und ritt zu

Esel ins Boulogner-Gehölz und nach St. Germain spazieren."

„Mit einem Liebhaber, nicht wahr?" fragte der Schlächter.

„O nein, gewiß nicht!" entgegnete das hübsche Kind erröthend, „ich wollte meine eigene Herrin sein; — nur eine Bekannte aus dem Gefängnisse, die im Findelhause gewesen und ein recht liebes Mädchen war, begleitete mich auf solchen Ausflügen; man nannte sie nur Rigolette (Lachtaube) weil sie unaufhörlich lachte."

„Lachtaube? Lachtaube? von der habe ich nie gehört!" sagte der Schlächter und versuchte sich auf diesen Namen zu besinnen.

„Ich glaube wohl, daß Du sie nicht kennst," versetzte das Mädchen; „die Lachtaube ist ein ganz ehrliches Mädchen und eine fleißige Arbeiterin, — jetzt verdient sie täglich schon wenigstens 25 Sous, und führt eine eigene Wirthschaft; — drum habe ich auch sie nicht wieder zu besuchen gewagt. — Weil ich aber zu toll auf mein Geld hineinhauste, blieben mir bald nur noch 43 Franken übrig."

„Damit hättest Du Dir Bijouteriewaaren kaufen und einen kleinen Handel beginnen sollen," sagte der Schlächter ironisch.

„O nein!" fuhr die Jodlerin fort; — „ich wußte sie besser zu verwenden! Meine Wäscherin — man nannte sie nur die Lothringerin, — war gar ein liebes, gutes Geschöpf. — Obwohl damals hochschwanger, mußte sie doch den ganzen Tag über mit Händen und Füßen im Wasser stehen und hart arbeiten; — denke Dir nur, als sie gar nicht mehr zu arbeiten vermochte, suchte sie um Aufnahme in eine Entbindungsanstalt nach, aber es war kein Platz mehr frei, drum wies man sie ab, und sie verdiente doch nichts mehr. Als sie ihrer Entbindung nahe war, hatte sie nicht mehr so viel, um ein Bett in einer Herberge zu miethen; durch einen glücklichen Zufall begegnete sie eines Abends auf der Notre-Dame-

Brücke der Frau Goubin's, die sich schon seit vier Tagen in dem Keller eines Hauses hinter dem Hotel Dieu verstecken mußte, das man eben abtrug....."

„Warum mußte sich denn das Weib verstecken?" fragte Rudolph.

„Um sich vor ihrem Manne zu retten, der sie umbringen wollte," versetzte das Mädchen, — „nur bei Nacht durfte sie ausgehen, um sich Brod zu kaufen. — Da traf sie zufällig auf die arme Lothringerin, die gar nicht mehr wußte, wo sie ein Obdach finden sollte, denn sie mußte jeden Augenblick ihrer Entbindung gewärtig sein. Wie das Goubin's Weib sah, nahm sie sie mit sich in den Keller, woselbst sie sich zu verstecken pflegte, und so hatte die arme Lothringerin doch wenigstens ein Obdach!"

„Halt, Mädchen!" unterbrach sie der Schlächter; „Goubin's Weib heißt Helmina, nicht wahr?"

„Ei wohl!" versetzte die Jodlerin, — „eine recht brave Frau, die mir und der Lachtaube manchmal gearbeitet hat! — Lieber Gott, sie that Alles, was in ihren Kräften stand, indem sie ihren Keller, ihr Stroh und ihr Brod mit der Lothringerin theilte, die dort ihr armes Würmchen gebar und nicht einmal eine Decke für das Kind hatte, sondern nur Rauschert (Stroh). — Der Frau Goubin's ging das nahe, — sie konnte es nicht länger mit ansehen. — Auf die Gefahr hin, von ihrem Manne umgebracht zu werden, der sie überall suchte, kam sie am hellen Tage zu mir, denn sie wußte, daß ich noch ein wenig Geld hatte und nicht hartherzig war. Ich war eben im Begriff, mit der Lachtaube in einem Mylord (ein vierräderiges Miethcabriolet) auszufahren; wir wollten meine letzten 43 Franks vollends todtschlagen im Freien auf einer Landparthie, denn ach ich liebe das Grüne so sehr — die Felder, die Bäume, die Wiesen mit dem klaren Sonnenschein und dem weiten spiegelnden Wasser, den schönen Blumen und den dunkeln Wäldern in der duftigen blauen Ferne; — wie mir aber Goubin's Frau das harte Loos der Lothringerin

erzählte, schickte ich den Mylord wieder fort, lief in meine Kammer, holte meine ganze Wäsche, meine Matratze, meine Bettdecke, packte das Alles einem Lastträger auf und brachte es mit Helmina in den Keller. — Ach! Ihr hättet die Freude der armen Frau sehen sollen, als wir ihrer herben Noth so abhalfen. Helmina und ich wachten bei ihr, und als sie wieder aufstehen konnte, unterstützte ich sie mit dem Rest meines Geldes, bis sie wieder an die Arbeit gehen konnte; — jetzt vermag sie sich ihren Unterhalt wieder zu verdienen, aber ich bringe sie nie dahin, mir zu sagen, was ich ihr für Wäsche schuldig bin; — ich merke wohl, sie will auf diese Weise mit mir quitt werden; — aber wenn das so fort geht, so muß ich ihr noch meine Kundschaft entziehen," setzte die Jodlerin mit wichtiger Miene hinzu.

„Und Goubin's Weib?" fragte der Schlächter theilnehmend.

„Wie? Du weißst noch nicht?" entgegnete die Jodlerin.

„Nun, was denn?" forschte er weiter.

„Ach, das gute arme Weib!" fuhr das Mädchen fort, „Goubin hat sie noch getroffen und ihr drei Messerstiche zwischen die Schultern versetzt. — Er hatte erfahren, daß sie sich in der Nähe der Hotel-Dieu herumtreibe, und als sie eines Abends den Keller verließ, um für die Lothringerin Milch zu holen, hat er sie umgebracht."

„Aha!" sagte der Schlächter, „darum also hat er ein Hirnfieber bekommen,[1] und soll, wie man sagt, abgemäht[2] werden?"

„Eben darum," bestätigte die Jodlerin.

„Und als Du Dein Geld mit der Lothringerin getheilt hattest, — was hast Du dann begonnen?" fragte Rudolph.

---

1 Ist zum Tod verurtheilt worden.
2 Guillotinirt, hingerichtet (fauché).

„Lieber Gott!“ versetzte sie, „dann suchte ich Arbeit. — Ich konnte gut nähen, hatte guten Muth, und war nicht blöde; ich ging also in eine Linnenhandlung in der Straße St. Martin, und gestand, um Niemanden zu hintergehen, alsbald, daß ich seit zwei Monaten aus dem Gefängniß entlassen sei und recht gerne arbeiten möchte, — aber man wies mir die Thüre. Ich bat nun, mir eine Arbeit nach Hause zu geben, aber die Leute glaubten, ich wollte sie foppen, indem ich auch nur ein Hemd verlange, und jagten mich fort. Recht betrübt wollte ich nach Hause gehen, — da begegnete ich zufällig der Wirthin und einem der alten Weiber, die mich seit meiner Entlassung aus dem Gefängnisse auf Schritt und Tritt verfolgten; — ich wußte kein Mittel mehr, mein Leben zu fristen — sie nahmen mich mit, gaben mir Branntwein zu trinken und so . . . .“

„Ich weiß schon,“ unterbrach sie der Schlächter, „nun kenne ich Dich so gut, als wäre ich Dir Vater und Mutter, und Du hättest nie meinen Schooß verlassen. — Sieh', Kind, das war eine rechte Beichte!“

„Man möchte fast glauben, daß es dich traurig machte, uns Deinen Lebenslauf mitgetheilt zu haben?“ fragte Rudolph das Mädchen.

„Ich mag es auch gar nicht läugnen, daß es mir Kummer macht, so in meine Vergangenheit zurückzublicken,“ erwiederte Marien-Blüthe; „zum ersten Mal seit meiner Kindheit rufe ich mir alle diese Sachen in Einem Zuge und Zusammenhange ins Gedächtniß zurück, und lustig sind sie nicht, nicht wahr, Schlächter?“

„Hm, ja!“ versetzte dieser spöttisch, „du wünschest Dir vielleicht lieber Küchenmagd in einer Garküche, oder Hausmagd bei wunderlichen Alten, oder gar Kindsmädchen gewesen zu sein, um Dich Dein Lebenlang mit jungen Bälgen herumzuschleppen?“

„Gleichviel, 's mag doch eine wohlthuende Empfindung sein um die Ehrbarkeit!“ sagte Marien-Blüthe.

„Ehrbar — was für ein Einfall!“ rief der Schlächter

mit Lachen, „ehrlich? warum nicht gleich Rosenmädchen beim Rosenfeste, um Vater und Mutter zu ehren, die du gar nicht kennst!“

Ein trüber, melancholischer Zug hatte seit einigen Minuten den Zug sorglicher Unbefangenheit, der ihr sonst so gut zu Gesichte stund, aus dem blühenden Antlitze des jungen Mädchens verdrängt und mit bekümmertem Tone sagte sie zum Schlächter: „Sieh Alter, ich bin keine Freundin von Thränen, mein Vater und meine Mutter haben mich an einer Straßenecke ausgesetzt wie einen jungen Hund, dessen man überdrüssig ist. — — Ich will es ihnen aber nicht verdenken, denn sie hatten wahrscheinlich kaum für sich selbst zu leben, — aber siehst du, deßhalb mag es doch glücklichere Loose geben, als das meinige.“

„Du?“ fragte der Schlächter, „was willst Du klagen? — Du prangst ja wie eine Venus, bist noch nicht volle 17 Jahre alt, singst wie eine Nachtigall und willst mit Deinem jungfräulichen Aussehen und Deinem hübschen Namen Marien-Blüthe nicht zufrieden sein? — Was willst du erst dann sagen, wenn Du ein Kohlenbecken unter den Füßen und eine alte Pelzmütze von Stinkthierfell auf dem Kopfe hast, wie die Wirthin da?“

„O,“ erwiederte Marien-Blüthe, „das erleb' ich nicht!“

„Hast Du vielleicht eine neue Entdeckung gemacht, nicht alt zu werden?“ sagte der Schlächter.

„Nein,“ versetzte das Mädchen; „aber ich habe kein so zähes Leben, und schon jetzt einen bösartigen Husten...“

„O, wie dumm!“ sagte der Schlächter, „ich meine Dich schon im Leichenwagen zu sehen, — gehe mir, gehe!“

„Ueberkommen Dich öfters solche Gedanken, Jodlerin?“ fragte Rudolph.

„Manchmal,“ versetzte das Mädchen; — „Sie, Herr Rudolph, verstehen mich vielleicht besser; — sehen Sie, wenn ich Morgens für einen Sou Milch hole bei der

Milchfrau an der Ecke der Rue de la Vieille Draperie, und sehe dann das arme Weib mit ihrem kleinen eselbespannten Karren wieder nach Hause fahren, da beneide ich sie gar oft. Ach! denke ich bei mir: sie darf hinausfahren auf das Land in die frische, gesunde Luft, in ihre Heimath zu ihrer Familie, und ich gehe ganz allein wieder in die schlechte Kneipe der Wirthin zurück, in der man am hellen Tage nicht sehen kann."

„Nun denn, werde ehrlich, Mädchen! mache die Narrheit mit, werde ehrlich!" rief der Schlächter.

„Du lieber Gott!" erwiederte sie, „wie soll ich es denn anfangen, um ehrlich zu werden? — Die Kleider, die ich am Leibe habe, gehören der Wirthin, für Kost und Wohnung bin ich ihr noch schuldig, und darf mich kaum von hier entfernen, wenn sie mich nicht als Diebin verhaften lassen soll! — ich gehöre ihr ganz an, bin ihr wahrhaftig halseigen, und muß mich erst von ihr loskaufen!"

Bei diesen letzten schrecklichen Worten durchzuckte ein plötzlicher, unwillkürlicher Schauder die Unglückliche.

„Drum bleibe was du bist, und vergleiche dich nicht mehr mit einer Bäurin!" sagte der Schlächter, „bist du toll geworden? bedenke nur, daß du in der Hauptstadt bleiben und glänzen kannst, während die Milchfrau hinaus muß, um ihren Nickeln Brei zu kochen, die Kühe zu melken, Gras für die Kaninchen zu holen und sich von ihrem Manne durchprügeln zu lassen, wenn er mit schwerem Kopfe aus der Schenke kommt! — das ist ein Leben, das wahrhaftig mit allem Recht lockend genannt werden kann, nicht wahr?"

„Dein Glas, Schlächter!" rief Marien-Blüthe nach einer langen Pause plötzlich.

Er bot es ihr hin.

„Nein, nicht den Wein," sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme und schob den Krug bei Seite, aus welchem der Mörder ihr einschenken wollte, „Branntwein gib mir, der ist stärker!"

„Branntwein, Mädchen? — mit Vergnügen, sieh, so lieb' ich Dich, Du Capitaldirne Du!“ sagte der Schlächter entzückt und drückte die Hand des jungen Mädchens, ohne ihre Gemüthsbewegung zu verstehen oder die Thräne zu bemerken, die in ihren Wimpern perlte.

„Wie schade, daß der Branntwein sich so schlecht trinken läßt! — er betäubt so rasch!“ sagte Marien-Blüthe und setzte das Glas wieder auf den Tisch, woraus sie so eben mit nicht minderem Eckel, als Selbstüberwindung getrunken hatte.

Rudolph hatte mit wachsender Theilnahme diese Erzählung voll trauriger, rührender Naivität angehört; Elend und Noth trugen mehr noch als Hang zum Bösen die Schuld an dem Verderben des jungen Mädchens.

Der Leser hat nicht vergessen, daß zwei Gäste der Freischenke von einem dritten, erst später Gekommenen aufmerksam beobachtet wurden. Einer jener beiden Männer trug, wie gesagt, eine griechische Mütze, verbarg sorgfältig seine linke Hand unter dem Tische und hatte schon mehrmals bei der Wirthin sich erkundigt, ob der Schulmeister noch nicht da gewesen sei. Während der Erzählung der Jodlerin, die sie nicht hören konnten, hatten die beiden Männer sich leise mit einander unterhalten und mehrmals ängstlich nach der Thüre geblickt.

„Der Schulmeister kommt noch immer nicht,“ sagte der Eine mit der griechischen Mütze, „sein Gesell wird ihn doch nicht umgebracht haben, um ihm seinen Theil an der Beute zu stehlen?“

„Das wäre ärgerlich für uns, die wir den Diebstahl veranlaßt und vorbereitet haben,“ entgegnete der Andere.

Der Neuangekommene, welcher diese beiden Männer so wachsam beobachtete, saß zu weit entfernt, um den letzten Theil ihres Gespräches zu hören; nachdem er aber mehrmals ein kleines Papier, das er in seiner Mütze versteckt trug, mit ihrer Persönlichkeit verglichen hatte, schien er mit dem Erfolg seiner Nachforschungen vollkommen befriedigt, stand vom Tische auf und wandte sich

hinausgehend an die Wirthin, die, — die Füße auf der Wärmpfanne, die große schwarze Katze auf ihren Knieen, — hinter dem Schenktisch druselte.

„He, Mutter Ponisse!“ sagte er, „ich komme gleich wieder, gieb Acht auf meinen Krug und Teller, daß nicht ungebetene Gäste darüber kommen.“

„Sei nur ruhig, Männchen!“ entgegnete diese, „wenn Krug und Teller leer sind, kommt kein Mensch mehr darüber!“

Der Mann lächelte über den Spaß der Wirthin, und eilte hinaus, ohne daß seine Entfernung auffiel.

In selbem Augenblick, wo dieser Mann hinausging, ward Rudolph auf der Straße draußen des riesigen Kohlenbrenners mit dem geschwärzten Gesichte gewahr, dessen wir schon oben gedachten; ehe die Thüre wieder zugeschlagen war, hatte Rudolph Zeit gehabt, durch eine ärgerliche Geberde ihm kund zu thun, wie unangenehm und unerwünscht ihm diese vorsichtige Ueberwachung durch den Köhler sei, was indeß der letztere gar nicht zu beachten schien, da er nach wie vor an der Schenke blieb. —

Ungeachtet sie ein Glas Branntwein getrunken hatte, fand die Jodlerin doch ihre frühere Heiterkeit nicht wieder; ihre Miene schien vielmehr grade durch den Einfluß dieses Reizmittels noch trüber geworden zu sein. Mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, das Haupt auf die Brust gesenkt, ließ sie ihre großen blauen Augen irre umher schweifen, und schien von den düstersten, unheimlichsten Gedanken gequält. Mehrmals, wenn ihr Auge Rudolph's eindringlichem Blicke begegnete, hatte sie sich verlegen abgewendet, doch vermochte sie sich nicht Rechenschaft zu geben über den Einfluß, welchen der Unbekannte auf sie ausübte. — Seine Anwesenheit beengte sie und belästigte sie; sie machte sich Vorwürfe, so wenig Dankbarkeit gegen einen Mann an den Tag gelegt zu haben, der sie aus den Händen des Schlächters befreit hatte, und fast gereute es sie, vor Rudolph so

aufrichtig ihren Lebenslauf erzählt zu haben. Der Schlächter dagegen war prächtig aufgelegt; er hatte den Harlekin ganz allein aufgespeist, Wein und Branntwein hatten ihn sehr mittheilend gemacht, und die Verlegenheit, seinen Meister gefunden zu haben, war vor Rudolphs edelmüthigem Betragen in Vergessenheit gerathen; er mußte Diesem überdem eine so große physische und geistige Ueberlegenheit zuerkennen, daß er anstatt Befangenheit und Demüthigung nur ein aus Bewunderung, Furcht und Hochachtung gemischtes Gefühl für ihn hegte. Diese Abwesenheit allen Grolls, die wilde Freimüthigkeit, mit welcher er einen begangenen Mord und die gerechte Strafe dafür, die er ausgestanden, bekannte, das rohe Selbstgefühl und der edle Stolz, womit er sich rühmte, nie einen Diebstahl begangen zu haben, bewiesen wenigstens, daß der Schlächter, trotz seiner Verbrechen, kein ganz verwahrlostes und verhärtetes Wesen sei. Diese löbliche Eigenschaft war Rudolphs Scharfblick nicht entgangen und neugierig sah er der Erzählung des Schlächters entgegen.

Der menschliche Ehrgeiz ist unersättlich, und seine hochfliegenden Prätensionen so seltsam, daß Rudolph eigentlich die Ankunft des Schulmeisters herbei wünschte, — jenes gefürchteten Räubers, zu dessen Rivalen in Beziehung auf Körperkraft er unwillkührlich gemacht worden war; einstweilen bat er den Schlächter, seine Ungeduld durch die Schilderung seines Lebens zu kürzen.

„Vorwärts, mein Junge, fange an! wir sind ganz Ohr," sagte er zu ihm.

Der Schlächter leerte sein Glas, und hub an, wie folgt:

„Du bist doch wenigstens, arme Jodlerin, von der Nachteule aufgenommen worden, die in der Hölle brennen möge! Du hast Dach und Fach gehabt bis zu der Zeit, da man dich als Vagabundin ins Gefängniß steckte; — ich aber erinnere mich nicht, vor meinem neunzehnten Jahre in einem Ding geschlafen zu haben,

das einem Bette ähnlich sah, und erst als ich Soldat ward, lernte ich das kennen."

„Du hast gedient, Schlächter?" fragte Rudolph.

„Allerdings," gab dieser zur Antwort, — „drei Jahre, wie ihr später hören werdet; — die Steine am Louvre, die Gypsöfen von Clichy und die Steinbrüche von Montrouge gaben mir in meiner Jugend Obdach. Sie sehen nun, ich war in Paris und auf dem Lande zu Hause und begütert!" .....

„Und was für ein Gewerbe triebst du?" fragte Rudolph.

„Meiner Seele, lieber Herr," entgegnete der Schlächter, „das wäre schwer zu bestimmen, — ich erinnere mich noch dunkel, als Kind mit einem alten Lumpensammler herumgestromt zu haben, der mich mit seinem Haken beinahe todt schlug. ...... Das muß wohl wahr sein, denn bis auf den heutigen Tag kann ich nie einen solchen Cupido mit dem Köcher aus Weidenruthen auf dem Rücken sehen, ohne ein Gelüste zu empfinden, mich über ihn her zu machen; — Beweis genug, daß diese Burschen mich als Kind oft geprügelt haben müssen. — Das erste Gewerbe, das ich betrieb, bestand darin, daß ich den Abdeckern in Montfaucon die alten Gäule umbringen half; ich mochte damals 10 — 12 Jahre alt sein. — Als ich anfing, das arme alte Vieh so abzukehlen, ging mir's einigermaßen nahe, aber nach Verlauf eines Monats dachte ich gar nicht mehr daran, und fand im Gegentheil Geschmack an meinem Berufe; Niemand sollte so scharfe, spitzige Messer haben als ich; — darauf hielt ich viel, das machte Lust, sich ihrer zu bedienen! Halte ich dann meine Pferde umgebracht, so warf man mir für meine Mühe ein Stück von der Keule eines krepirten Gaules zu, denn diejenigen, welche wir todtstachen, wurden ausgehauen und an die Garköche und Speisewirthe vom Viertel der Arzneischule verkauft, die daraus Ochsen-, Hammel- und Kalbfleisch, Wildpret und alle Arten von Gerichten nach

Jedermanns Geschmacke bereiteten. Seht, Herr, wenn ich dann meinen Fetzen Pferdefleisch erwischt hatte, dann konnte der König nicht glücklicher sein, als ich. Ich eilte damit nach einem der Gypsöfen, wie der Wolf in seine Höhle, und briet es mir dort mit Erlaubniß der Kalkbrenner, so gut es nur eben anging; wurden die Oefen nicht gefeuert, so suchte ich mir im Gehölze von Romainville selbst dürres Reißig, und röstete mir meinen Braten am eigenen Feuer in irgend einer Mauerecke der Abdeckerei. Er war dann freilich noch blutig und fast roh, aber ich verzehrte ihn dennoch nicht minder heißhungrig."

„Und Dein Name? wie nannte man Dich denn?" fragte Rudolph.

„Ich hatte damals," versetzte der Schlächter, „noch Haare so fein und weiß wie Flachs, und die Augen waren mir fast immer mit Blut unterlaufen — darum nannte man mich auch den Albinos; Ihr wißt ja, das sind die weißen Kaninchen unter den Menschen und haben rothe Augen!" versetzte der Schlächter ernsthaft als physiologische Erklärung hinzu.

„Und Deine Aeltern? Deine Familie?" forschte Rudolph weiter.

„Meine Aeltern?" rief der Schlächter, „die wohnten in selbem Hause, wie die der Jodlerin!"

„Und Dein Geburtsort?" —

„Die nächste beste Straßenecke in irgend einer Winkelgasse, am rechten oder linken Eckstein, hüben oder drüben von der Gasse!" lachte der Mörder.

„Da hast Du wohl schon oft Deinen Aeltern geflucht, daß sie Dich so verlassen haben?" —

„Daß ich ein Narr gewesen wäre," entgegnete der Blutzapfer; „aber einen dummen Streich spielten sie mir gleichwohl, da sie mich in die Welt setzten; — ich würde nichts dagegen haben, wenn sie mich so gemacht hätten, wie der liebe Gott alles Bettelvolk erschaffen sollte, nämlich unempfindlich für Hitze, Kälte,

Hunger und Durst, das würde ihm nichts kosten und es den Bettelleuten eher möglich machen, ehrlich zu bleiben."

„Wie, Bursche? Du hast Hunger, Durst, Kälte und Elend aller Art ausgestanden, und doch nicht gestohlen?" rief Rudolph verwundert.

„Nein, wahrlich nicht, und die Noth hat mir doch oft stark mitgespielt!" entgegnete der Schlächter, „ich habe manchmal zwei Tage und oft noch länger gehungert, aber zum Stehlen konnte ich mich nie entschließen."

„Aus Furcht vor dem Einsperren, nicht wahr?" sagte Rudolph.

„Narrheiten!" sagte der Mörder laut lachend und zuckte die Achseln, „das hieße ja nicht anders, als ich hätte kein Brod gestohlen, aus Furcht Brod zu bekommen. — Lieber wollte ich mich ehrlich zu Tod hungern, denn als Dieb im Gefängniß ernährt werden. — Nein, nein, ich mochte nicht stehlen, weil — weil — je nun, weil es eben nicht in meiner Art lag, stehlen zu können." —

Diese wahrhaft schöne und edle Antwort, deren tiefe Bedeutung dem Schlächter gar nicht in den Sinn kam, rührte Rudolph tief; er begriff, daß der Arme, der inmitten des bittersten Mangels ehrlich bleibt, doppelt achtbar werde, da die Strafe für sein Vergehen ihm nur einen bessern Zustand und sorgsame Pflege gebracht haben würde; mit Wärme drückte er die Hand dieses armen Wilden der Civilisation, den selbst bitteres Elend nicht ganz hatte untergehen lassen.

Der Schlächter betrachtete seinen freigebigen Freund mit Staunen, ja fast mit ehrerbietiger Scheu und wagte kaum die dargebotene Hand zu ergreifen; er ahnte, daß eine tiefe Kluft ihn von Rudolph trenne.

„Brav! brav! mein Junge!" sagte Rudolph zu ihm, „Du hast noch Herz und Ehrgefühl im Leibe!"

„Wetter!" rief der Schlächter gerührt, — „ich weiß

gar nicht, wie mir ist, und was Sie mir da sagen! — Sehen Sie, nie habe ich so etwas gefühlt — gewiß ist, daß das — nun Sie verstehen mich ja — und die prächtigen Faustschläge zu Ende meiner Prügelsuppe, mit denen Sie mich hätten todtschlagen können, wenn Sie gewollt hätten, während Sie mich jetzt lieber den ganzen Abend frei gehalten haben — und die Dinge, die Sie mir da sagten — na, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, aber Ein für Allemal, und wenn es Leben und Tod gälte, können Sie sich fest auf den Schlächter verlassen!"

Rudolph wollte die Rührung, welche sich seiner bemeistert hatte, nicht so offen kund geben und fragte darum den vor Freude und Ruhrung trunkenen Mann kälter:

„Bliebst Du lange Zeit als Gehülfe bei den Abdeckern?"

„Ich denke wohl," versetzte der Schlächter, — „erst that mir's gar wehe, das hülflose alte Vieh so mir nichts dir nichts umzubringen, aber später ward mir's eine wahre Lust. Wie ich so etwa sechszehn Jahre alt sein mochte und meine Stimme sich mauserte, empfand ich eine wahre Lust, nur immer abzukehlen und umzubringen; Essen und Trinken vergaß ich darüber und war einzig nur darauf bedacht — da hätte mich Einer bei dem Geschäfte sehen sollen! — Mit Ausnahme von einem Paar alter Leinwandbeinkleider war ich ganz nackt; — so stand ich nun, mein langes, spitziges Messer in der Hand da, und um mich her, — ich lüge nicht, — 15 bis 20 Pferde in einer Reihe, die alle warteten, bis sie an's Messer kommen würden. — Blitz! wenn ich mich dann an's Werk machte und mit meinem Messer zu handthieren begann, da wußte ich gar nicht mehr, wie mir zu Muthe ward ...... Eine gräßliche Wuth erfaßte mich, es sauste und summte mir in den Ohren, meine Augen unterliefen mit Blut, und ich sah Alles roth, ganz roth. — Da stach ich und stieß

und hieb und schnitt um mich, bis mir das Messer aus den Händen fiel; — Blitz! das war eine Freude! ich hätte Millionär sein mögen, um mir diese Freude recht um's Geld machen zu können!“

„Dabei ist dir wahrscheinlich das Todtstechen zur Gewohnheit geworden?“ fragte Rudolph.

„Kann sein,“ erwiderte der Schlächter, — „als ich aber sechszehn Jahre alt war, wurde meine Wuth nachgerade so arg, daß ich — einmal im Zuge zu stechen — mich wie toll geberdete und den ganzen Plunder verdarb. Alle Häute wurden unbrauchbar, weil ich in die Kreuz und Quer hineinstach und schnitt, so daß mich die Abdecker am Ende zum Teufel jagten. — Nun wollte ich Fleischer werden, denn ich hatte immer eine besondere Neigung zu diesem Handwerk, aber leider ist das Volk so hochmüthig, und die Kerle sahen auf mich herab, wie die Schuhmacher auf die Flickschuster! Wie ich das sah, und mit den Jahren meine Lust am Abkehlen und Schlachten verging, suchte ich mir auf andere Weise mein Brod zu verdienen; — ich versuchte mancherlei, aber es ging eben nicht und ich mußte oft fürchterlich hungern. Endlich fand ich Arbeit in den Steinbrüchen von Montrouge, aber nach zwei Jahren schon war es mir entleidet, immer wie ein Eichhörnchen in dem großen Rade herumzuspringen, womit man die Steine aus der Teufe herauszieht; zudem verdiente ich höchstens zwanzig Sous des Tags. Ich war groß und stark, drum trat ich in ein Regiment. Man fragte mich nach Alter, Namen und Papieren: Mein Name? sagte ich, — der Albinos! — mein Alter? seht nur auf meinen Bart — und meine Papiere? da ist ein Zeugniß von meinem Arbeitsherrn aus den Steinbrüchen; — sie konnten einen tüchtigen Grenadier aus mir machen, und so ward ich angenommen.“

„Mit Deiner Stärke, Deinem Muth, Deiner Freude am Metzeln wärst Du wohl vielleicht Offizier geworden, wenn es damals Krieg gegeben hätte!“ sagte Rudolph.

„Blitz, was sagen Sie!" rief der Blutzapfer. „Die Engländer und Preußen abzukehlen, sollte mich mehr ergötzt haben, als die armen, alten Mähren! Ja wahrlich! — leider gab's damals keinen Krieg, sondern nur die leidige Disciplin! — Versucht ein Lehrling seinem Meister eine Prügelsuppe einzubrocken, wer kümmert sich darum? ist er der Schwächere, so empfängt er seinen Theil; ist er aber der Stärkere, so theilt er aus, — höchstens jagt man ihn davon oder sperrt ihn ein, und damit ist die ganze Sache abgemacht! — Beim Militär klingt das ganz anders: Eines Tags erlaubte sich mein Sergeant einige Grobheiten gegen mich, um mich schneller gehorchen zu machen, und er war wohl in seinem Rechte, denn ich war stinkfaul; mich aber ärgerte das und ich diente ihm wieder mit seinen Höflichkeiten; da gab er mir Püffe, ich ihm Stöße, — er packte mich beim Kragen, ich steckte ihm Eins mit der Faust — da fällt auf einmal Alles über mich her, und mich packt die Wuth wieder, — es summte mir in den Ohren und das Blut stieg mir in die Augen — ich hatte eben mein Messer in der Hand, denn es war in der Küche — nun, Sie begreifen ja wohl, da begann ich eben zu stechen, zu stoßen und um mich zu schlagen, wie in der Abdeckerei; — dem Sergeanten blies ich das Lichtchen aus, und zwei Soldaten bekamen tüchtige Kläpse! — Eine wahre Metzelei! Die drei hatten zusammen eilf, sage eilf Stiche bekommen, und Blut floß umher wie in einer Metzig." —

Der Mörder ließ schweigend den Kopf sinken und starrte mit düsterem, scheuem Blick zu Boden.

„Woran denkst du eben, Schlächter?" fragte Rudolph, der ihn eben aufmerksam beobachtete.

„An nichts, an gar nichts," versetzte er rasch, und fuhr dann in seiner rohen, leichtsinnigen Weise fort: „Endlich ward man meiner Meister, legte mir die Hand-

schellen an, brachte mich auf's Brodbrett (ins Gefängniß) und ich bekam ein Hirnfieber . . . ."

„Du bist aber durchgegangen, nicht wahr?" fragte Rudolph.

„O nein!" versetzte der Gefragte, „ich kam nur fünfzehn Jahre auf die Wiese, anstatt abgemäht zu werden. Ich vergaß vorhin zu erzählen, daß ich beim Regiment — wir lagen in Melun in Garnison — einmal zwei Kameraden aus dem Wasser geholt hatte, die in der Marne ertrinken wollten; und ein andermal, als wir in Rouen lagen, wo alle Häuser von Holz und wahre Hundeställe sind — nun, Sie werden mich auslachen und sagen, ich sei ein wahrer Salamander, der im Feuer und im Wasser leben kann, oder ein Amphibium, weil ich Männer und Weiber rettete, — als wir in Rouen lagen, brach in einem Stadtviertel Feuer aus: der ganze Plunder brannte zusammen wie Schwefelhölzchen. — Ich habe meine wahre Freude am Feuer, und ward nicht wenig erfreut, als ich mit zum Löschen kommandirt wurde; — als wir auf der Brandstätte ankamen, hieß es: ein altes Weib wolle verbrennen, weil sie sich nicht mehr aus ihrer bereits in hellen Flammen stehenden Kammer retten könne. Wie der Blitz war ich oben . . . . das loderte da so hell auf, daß ich unwillkührlich an meine Gypsöfen dachte in der guten alten Zeit — mich aber kümmerte es wenig, und am Ende brachte ich die Alte glücklich herunter. — Meine Gefängnißratte [1] nämlich wehrte sich mit dem Maule und allen Vieren so nachdrücklich, und widerkäute die Geschichte von dem alten Weibe und den beiden Soldaten so oft, — daß man meine Strafe am Ende umwandelte, und mich statt in die Abtei von Monte-à-regret, [2] auf fünfzehn Jahre auf die Wiese

---

1 Advokat.
2 Auf die Guillotine oder Schaffott.

schickte. — Als ich hörte, daß aus dem Sterben nichts werden sollte, hatte ich anfangs gute Lust, meiner Plaudertasche von Advokaten an die Kehle zu springen und ihn zu erwürgen, — das werden Sie wohl begreifen, guter Freund?"

„Es war Dir also wohl nicht lieb, daß Deine Strafe so umgewandelt wurde?" fragte Rudolph.

„Beim Teufel, nein!" versetzte der Mörder ärgerlich, „wer das Messer braucht, der gehört unter das Messer des Koflers,[1] so gehört sich's; den Dieben nur legt man die Ketten an die Tatzen! — Jedem nach seinem Verdienst, — aber Einen gewaltsam zum Leben zwingen zu wollen, wenn er seines Gleichen umgebracht hat, das ist nicht recht, das ist abscheulich! — Die Neugierigen wissen gar nicht, wie Einem dabei im Anfange zu Muthe wird!"

„Du hast wohl auch Gewissensbisse, Schlächter?" forschte Rudolph weiter.

„Gewissensbisse? — nein," versetzte der Mörder, „ich habe ja meine Strafe ausgestanden, aber früher verging mir fast keine Nacht, wo ich nicht im Alpdrücken den Sergeanten und die Soldaten, die ich gestochen, gesehen hätte. — Zudem waren die Burschen nicht einmal allein, sie kamen zu Dutzenden, zu Hunderten, zu Tausenden, und harrten bis die Reihe an sie käme, wie die alten Mähren in der Abdeckerei von Montfaucon," fuhr der Schlächter mit einem unwillkührlichen Schauder fort; — „dann stieg mir das Blut in die Augen, ich sah wieder Alles roth und begann auf die Menschen hinein zu stechen und zu stoßen, wie einst auf die alten Gäule . . . . . Und je mehr ich Soldaten umbrachte, desto mehr kamen wieder — und wenn sie sterbend so röchelten und ihr Auge brach, da blickten sie mich noch einmal mit so sanfter, bittender,

1 Henker.

kläglicher Miene an, daß ich mir selbst fluchte, sie umgebracht zu haben, — aber ich konnte nicht anders: ich mußte so handeln. — — — Ja, noch mehr! . . . . . ich hatte nie einen Bruder gehabt — und doch ward mir auf einmal, als ob alle diese Leute, die ich umbrachte, meine Brüder wären, meine lieben Brüder, für die ich durch's Feuer gegangen wäre — am Ende, wenn ich gar nicht mehr weiter konnte, und vom Stechen und Morden ganz erschöpft war, wachte ich jählings auf und fand mich im Schweiß gebadet, der so kalt war wie Eis — und ich zitterte und bebte, und schluchzte und fürchtete mich wie ein Kind — Huh! . . . . . ."

„Das waren häßliche Träume, Schlächter, nicht wahr?" fragte Rudolph.

„O, freilich, freilich!" gab dieser schaudernd zur Antwort; — „und in der ersten Zeit, wo ich auf der Wiese war, hatte ich jede Nacht diesen Traum; — wahrhaftig, es war um närrisch oder wahnsinnig zu werden! — drum versuchte ich auch zweimal mich umzubringen, — verschluckte das einemal Grünspan und wollte mich ein andermal mit meiner Kette erdrosseln, — aber ich habe die Stärke eines Ochsen und das Leben einer Katze; — der Grünspan machte mir nur Durst, und von der Schlinge der Kette, die ich um den Hals gezogen, hatte ich fortan nur ein natürliches blaues Halsband! — Erst lange nachher gewöhnte ich mich wieder an den Gedanken, zu leben, — das Alpdrücken ward seltener, und es gieng mir am Ende wie den Andern."

„Auf der Galeere hattest Du aber eine gute Schule, stehlen zu lernen?" sagte Rudolph.

„Weiß wohl, — aber ich konnte doch nie Geschmack daran finden," erwiderte der Verbrecher, „wenn meine Mitgefangenen mich deßhalb verhöhnten, griff ich nach meiner Kette und brachte sie mit Schlägen zum Schweigen. — Auf solche Weise habe ich auch den Schulmei-

ster kennen gelernt, aber — Blitz noch einmal! Respekt vor seinen Fäusten! — er hat mich damals durchgewalkt, wie Sie vorhin!"

„Er ist also von der Galeere frei gelassen worden?" fragte Rudolph.

„Hm! das eben nicht!" versetzte der Schlächter; „er war eigentlich auf Lebenszeit verurtheilt, aber er hat sich selbst frei gemacht."

„Wie? er ist entsprungen und wird dennoch nicht entdeckt?" fragte Rudolph.

„Ich wenigstens verrathe ihn nicht," sagte der Andere, „das würde aussehen, als ob ich ihn fürchte!"

„Wie kommt es aber, daß ihn die Polizei nicht wieder auffinden kann? — man wird doch sein Signalement haben?"

Der Schlächter lachte laut auf: „Sein Signalement?" fragte er, „das würde verdammt wenig helfen; der Kerl hat schon längst das aus seinem Gesichte vertilgt, was der liebe Gott hineingelegt hatte — nur der Bäcker, der die Seelen in den Ofen schiebt (der Teufel), könnte in ihm den früheren Menschen wieder erkennen!"

„Wie hat er denn das angefangen?" fragte Rudolph gespannt.

„Je nun," belehrte ihn der Schinder," weil er eine so gar ellenlange Nase hatte, hat er sich erst diese abgeschnitten und dann das Gesicht mit Vitriolöl gewaschen."

„Bah! du willst mir Eins aufbinden!" rief Rudolph.

„Nein, nein," erwiderte der Mörder, „wenn er heute Abend kommt, sollen Sie sich selbst überzeugen. Aus der Papagayennase, die ihm der liebe Gott gegeben, ist ein winziges Stumpfnäschen geworden, wie an einem Todtenkopfe; dabei hat er Lippen so dick wie Würste, und ein braunes Gesicht voller Falten und Nähte wie der Kittel eines Lumpensammlers."

„Dadurch ist er wohl ganz unerkennbar geworden?"

„So sehr, daß ihn in dem halben Jahre, seit er aus dem Bagno von Rochefort entflohen, die Iltisse ihn wohl schon hundertmal getroffen haben, ohne ihn wieder zu erkennen," sagte der Schlächter.

„Warum war er denn im Bagno?" forschte Rudolph.

„Wegen Fälschung, Diebstahl und Mord," belehrte ihn der Blutzapfer; — „man heißt ihn Schulmeister, weil er so gescheidt und gebildet ist, und so wunderschön und geläufig schreibt — und weil er einstweilen noch gefürchtet ist, bis Sie ihn so heimgeschickt haben werden, wie mich! — Dann wird sein Ruhm wohl zu Ende sein; — Donnerwetter! Das möchte ich wohl sehen!"

„Wie bringt er sich denn jetzt durch?" forschte Rudolph.

„Er soll sich rühmen, vor drei Wochen einen Viehhändler am Wege nach Poissy umgebracht und ausgeplündert zu haben," sagte der Albino.

„Ueber kurz oder lang wird man ihn aber doch festnehmen?" meinte Rudolph.

„Gehorsamer Diener!" versetzte der Schlächter; — „dazu müssen's ihrer Mehrere sein, denn er trägt unter seiner Blouse stets ein Paar geladene Pistolen und einen Dolch bei sich; der Kofler wartet freilich schon lange auf ihn, und wird ihn wohl noch einmal abmähen; zuvor aber bringt er gewiß Jeden um, der ihm unter die Hände geräth, um zu entkommen. Er gibt sich auch gar keine Mühe, sich zu verstecken, weil er auf seine riesige Stärke vertraut, und da er wenigstens zweimal so stark ist, als wir beide zusammen, so mag's wohl Mühe kosten, bis man seiner Meister wird!"

„Und was hast denn Du begonnen, als Du aus dem Bagno entlassen wurdest?" fragte Rudolph den Schlächter.

„Je nun, ich ging zu einem Schaffner am Quai

Saint Paul in Dienst und da schlage ich mein Leben kümmerlich genug durch," versetzte der Blutzapfer.

„Da Du nun aber kein Dieb oder Spitzbube bist, warum lebst Du denn in der Altstadt?"

„Wo soll ich denn leben?" rief der arme Mann, „wer wird mit einem entlassenen Galeerensklaven verkehren wollen? Bin ich allein, so habe ich Langeweile, drum suche ich lieber die Gesellschaft und lebe unter meines Gleichen; hie und da freilich fange ich auch Händel an, aber man fürchtet mich wie das Feuer in der Altstadt, und mit dem Commissär des Viertels habe ich nichts zu thun, außer wenn die Schlägereien zu ernst werden, wo ich denn manchmal 24 Stunden lang brummen muß."

„Und wie viel verdienst Du nun täglich?" sagte Rudolph.

„Fünfunddreißig Sous," versetzte der Schlächter; „das mag wohl noch so lange dauern, als meine Kraft anhält, und wenn es dann nicht mehr geht, nehm' ich mir auch einen Haken in die Hand und einen Weidenkorb auf den Rücken, wie der alte Lumpensammler, dessen ich mich aus meiner Kindheit noch dunkel erinnere."

„Bei alle dem fühlst Du Dich aber nicht unglücklich, nicht wahr?"

„Es gibt freilich noch Andere, die schlimmer daran sind, als ich," entgegnete der Schlächter, „ohne den Traum von dem Sergeanten und Soldaten, die ich erstochen, welcher mich noch manchmal aus dem Schlafe aufschreckt, könnte ich so ruhig wie ein Anderer in einer Straßenecke oder dem Spital sterben. — Aber der verwünschte Traum! ich mag gar nicht daran denken, denn er macht mir jedesmal bange!" und er klopfte auf dem Tischecke die Gluth und Asche aus seiner kurzen Thonpfeife.

Die Jodlerin hatte zerstreut dem Schlächter zugehört, und schien in tiefes Nachdenken versunken: Rudolph selbst saß stille und gedankenvoll da; die Geschichte der beiden Personen, welche ihm gegenüber saßen, mochte

ganz sonderbare Empfindungen und Gedanken in ihm wach gerufen haben.

Ein tragischer Vorfall unterbrach das Schweigen der drei Personen, und erinnerte sie an den Ort, an welchem sie sich befanden.

IV.

Die Verhaftung.

Der Mann, der kurz zuvor auf einen Augenblick hinausgegangen war, nachdem er der Wirthin Krug und Teller empfohlen hatte, kam jetzt mit einem andern breitschultrigen Manne zurück, aus dessen ganzem Wesen kühne Thatkraft sprach. — „Ei," sagte er zu ihm, „welch ein Zufall, sich so unverhofft zu treffen, Borel! — komm nur herein, und laß uns ein Gläschen zusammen trinken."

Der Schlächter flüsterte Rudolph und der Jodlerin ein paar Worte ins Ohr und deutete mit dem Finger auf den Neuangekommenen. „Gebt nur Acht, da setzt's was ab; 's ist ein Iltis!" (Polizei-Agent.)

Die beiden Räuber, deren einer eine griechische Mütze trug, die er tief bis über die Augbraunen hereingezogen, und sich mehrmals so angelegentlich nach dem Schulmeister erkundigt hatte, winkten sich gegenseitig mit den Augen, erhoben sich gleichzeitig vom Tische und wollten nach der Thüre zu; aber die beiden Polizeiagenten verhinderten dieß, indem sie sich mit einem eigenthümlichen Ausrufe über sie hermachten. Ein erbitterter Kampf entspann sich — die Thür der Schenke ward aufgerissen, andere Agenten traten herein und von draußen her sah man die Gewehre von Gensdarmen blitzen.

Der Köhler, dessen wir oben gedachten, trat — den allgemeinen Tumult sich zu Nutze machend — unter die Thüre der Kneipe und legte, als er zufällig dem Blicke Rudolphs begegnete, den Zeigefinger seiner rechten Hand warnend an die Lippe. Rudolph befahl ihm mit einer ebenso raschen als gebieterischen Geberde, sich zu entfernen, und fuhr dann fort, den Vorgängen in der Schenke seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Kerl in der griechischen Mütze stieß ein gräßliches Wuthgeschrei aus; — halb auf den Tisch niedergedrückt, stieß und schlug er so verzweifelt um sich, daß drei Männer kaum seiner Meister werden konnten.

Sein Gefährte wagte keinen Widerstand; vor Schreck verstummt, mit bleichem Gesicht und Lippen, mit krampfhaft zuckendem Unterkiefer blickte er scheu zu Boden und bot von selbst die Hände den Handschellen hin.

Die Wirthin mochte an dergleichen Scenen schon gewöhnt sein, denn sie blieb ganz ruhig hinter ihrem Schenktische sitzen und spielte mit den Händen in den Taschen ihrer Schürze. — „Sagen Sie mir doch, bester Herr Borel, was diese beiden Männer hier begangen haben?“ fragte sie Einen der Agenten, den sie kannte.

„Sie haben gestern eine alte Frau in der Rue St. Christophe umgebracht und ihr Zimmer ausgeplündert,“ erwiederte dieser. — „Vor ihrem Tode vermochte indeß die Arme noch auszusagen, daß sie den Einen ihrer Mörder in die Hand gebissen hatte. Man faßte diese beiden Schurken scharf ins Auge, — mein Kamerad kam eben her, um sich von ihrer Identität zu überzeugen, und da haben wir sie nun fest in unsern Krallen.“

„Glücklicherweise haben sie mir ihren Wein vorausbezahlt!“ sagte die Wirthin; „aber wie? wollen Sie gar nichts genießen, Herr Borel? ein Gläschen Wein oder Liqueur?“

„Danke schön, Mutter Ponisse,“ entgegnete der

Agent; „ich muß die beiden Spitzbuben in's Loch bringen lassen; der Eine wehrt sich noch gewaltig!"

Wirklich schlug auch der in der griechischen Mütze noch wie wüthend um sich und wehrte sich, als man ihn in einen Fiaker auf der Straße bringen wollte, dermaßen, daß er hinausgeschleppt werden mußte.

Sein Spießgeselle vermochte vor einem nervösen Zittern sich kaum aufrecht zu erhalten und seine bläulichen Lippen bebten convulsivisch, — man warf ihn ohne Umstände wie ein Scheit Holz in den Wagen.

„He! Mutter Ponisse," sagte der Polizei-Agent leiser, „nehmt Euch vor dem Roth-Arm in Acht! — der boshafte Hallunke könnte Euch compromittiren!"

„Der Roth-Arm?" rief die Wirthin erstaunt, „wir haben ihn schon seit Wochen nicht in diesem Viertel gesehen, Herr Borel."

„Natürlich," versetzte dieser, „weil er eben anderswo ist; wenn man ihn nicht sieht — das wißt Ihr wohl, — so hat es immer etwas zu bedeuten! — Hütet euch ja wohl, ihm ein Paket, einen Ballen oder etwas Derartiges aufzuheben oder in Verwahrung zu nehmen — es wäre Diebshehlerei!"

„Sein Sie außer Sorgen, Herr Borel," sagte Mutter Ponisse; „ich fürchte den Roth-Arm wie den Teufel. Niemals weiß man, wohin er geht oder woher er kommt, und als ich ihn das letzte Mal sah, kam er, wie er sagte, so eben aus Deutschland!"

„Je nun," sagte Borel, „seid auf Eurer Hut; ich warne Euch!"

Ehe der Polizei-Agent die Kneipe verließ, betrachtete er sich die andern Gäste aufmerksam und sagte, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, zum Schlächter: „Bist Du auch da, Tagedieb? — 's ist schon lange her, daß Du nichts mehr von Dir hast hören lassen! Hast Du keine Schlägereien mehr gehabt? kommst Du endlich zur Vernunft?"

„Ei natürlich, Herr Borel!" versetzte der Ange-

redete, „Sie wissen, daß ich Niemand den Schädel einschlage, wann er es nicht ausdrücklich verlangt!“

„Das fehlte auch noch,“ meinte Borel, „daß Du mit Deiner Riesenkraft die Andern necktest!“

„Was das anbelangt, Herr Borel,“ rief der Schlächter lachend, indem er die Hand auf Rudolphs Schulter legte, „so habe ich schon meinen Meister gefunden in Dem da!“

„O ho! den kenn' ich ja noch gar nicht; wer ist er denn?“ fragte der Agent und blickte forschend Rudolph ins Gesicht.

„Wir wollen auch keineswegs Bekanntschaft mit einander machen, mein Kamerad,“ sagte Rudolph.

„Das wünsch' ich um Deinetwillen, Junge!“ versetzte der Polizei-Agent, sich zum Gehen anschickend, und verabschiedete sich von der Wirthin. „Gute Nacht! Mutter Ponisse!“ rief er; „eine wahre Mäusefalle, Eure Wirthschaft da; es ist schon der dritte Mörder, den ich hier hole!“

„Und wird hoffentlich auch nicht der letzte sein, Herr Borel! ganz zu Ihren Diensten!“ sagte die Wirthin freundlich mit einer graziösen, demüthigen Verbeugung.

Als der Polizei-Agent sich entfernt hatte, stopfte der Jüngling mit dem abgelebten Gesicht, der rauchend und Branntwein trinkend in der Ecke gelehnt hatte, von Neuem eine Pfeife und sagte mit heiserer Stimme zu dem Schlächter: „Hast Du den mit der griechischen Mütze nicht erkannt? Es war der Haarige, der Mann von der Boulotte! — Wie ich die Spürhunde hereinkommen sah, dacht' ich mir gleich, daß es etwas geben werde, denn ich hatte wohl bemerkt, wie der Haarige seine Hand stets unter dem Tische zu verstecken suchte.“

„Der Schulmeister soll froh sein, daß er gerade nicht da war,“ wandte die Wirthin ein, „der in der griechischen Mütze hat zweimal angelegentlich nach ihm

gefragt, wegen Geschäften, die sie mit einander hätten. — Doch was geht's mich an? Ich werde doch meine Kunden nicht selbst angeben; — man soll sie verhaften, meinetwegen! — Jeder treibe sein Handwerk — ich verkaufe keinen.

„Ei, wenn man vom Wolfe spricht, wedelt er mit dem Schwanze," fügte sie bei, weil eben ein Mann mit einer Frau in die Kneipe trat; „seht, da kommt eben der Schulmeister mit seiner Krönerin (Frau)!"

Eine Art unwillkührlichen Schauders erfaßte sämmtliche Gäste der Kneipe. Selbst Rudolph konnte trotz seiner natürlichen Kühnheit beim Anblick des schrecklichen Räubers einer leichten Aufwallung und eines gewissen Herzklopfens nicht Meister werden, als er ihn einige Augenblicke mit eben so viel Neugier als Abscheu betrachtete.

Der Schlächter hatte nicht gelogen: Die Art und Weise, wie der Schulmeister sich verstümmelt hatte, war wirklich entsetzlich. Man konnte nichts Abscheulicheres sehen als das Gesicht dieses Mörders, das in allen Richtungen von tiefen, blutigen Narben durchkreuzt war. Durch die zerstörende Einwirkung der Schwefelsäure waren die Lippen hoch aufgeschwollen; — die Knorpeltheile der Nase waren abgeschnitten worden und zwei unförmliche Löcher ersetzten die Nasenflügel. Eine empörende Wildheit blitzte aus den kleinen, hellgrauen, ganz runden Augen und die flache, tigerartige Stirne verschwand zur Hälfte unter einer Pelzmütze mit langen, röthlichgelben Haaren, die wie eine Mähne den Kopf des Ungethüms umwallte.

Der Schulmeister mochte nur wenige Zolle über fünf Fuß messen; sein unförmlich dicker Kopf saß tief zwischen den breiten, gewölbten, riesigen und muskelstrotzenden Schultern, die sich selbst unter den weiten Falten eines Kittels von roher Leinwand deutlich ausprägten. Seine Arme waren lang und muskulös, seine Hände plump und bis zur Fingerspitze hin stark be-

haart; die Beine, ein wenig gekrümmt, verriethen durch die mächtigen Waden eine athletische Kraft. Die ganze Gestalt des Mannes verrieth mit Einem Worte die Uebertreibung all dessen, was wir in der Gestalt des Farnesischen Herkules als ein Muster von Kurzem, Untersetztem, Gedrängtem in den menschlichen Körperformen bewundern. Den Ausdruck wilder Rohheit, der auf diesem abstoßenden Gesichte erglänzte, seinen unruhigen, beweglichen, stechenden Blick, der funkelte wie der eines wilden Raubthiers, vermag man nicht mit Worten zu schildern.

Das Weib, das mit dem Schulmeister gekommen war, ein altes, häßliches Wesen, war ziemlich reinlich in ein Kleid von braunem Wollzeuge, ein rothes, schwarz karrirtes, schottisches Halstuch und eine weiße Haube gekleidet.

Rudolph sah sie nur von der Seite, aber ihr grünes, rundes Auge, ihre gebogene Habichtsnase, die dünnen Lippen, das vorspringende Kinn, der zugleich freche und hinterlistige Ausdruck ihres Gesichts gemahnten ihn lebhaft an die Nachteule. Er wollte seine Entdeckung eben der Jodlerin mittheilen, als er — die Augen nach ihm hinwendend — das junge Mädchen plötzlich erblassen sah. In stummem Schreck betrachtete sie die häßliche Gefährtin des Schulmeisters und flüsterte endlich, ihre zitternde Hand auf Rudolphs Arm legend, ihm scheu und mit zitternder Stimme in's Ohr: „Die Nachteule, mein Gott! die Nachteule! — sehen Sie sie dort, die Einäugige!"

In diesem Augenblick näherte sich der Schulmeister, der mit einem der Gäste der Kneipe leise gesprochen hatte, langsam dem Tische, woran Rudolph und die Jodlerin saßen.

„Ei!" rief er, als er Marien-Blüthe gewahr ward, mit rauher, hohler Stimme, die wie das Brüllen eines Tigers erklang, dieser zu: „Hieher, Du hübsche Blon-

dine! laß die beiden Gelbschnäbel da sitzen und komm zu mir!"

Die Jodlerin drängte sich mit stummem Entsetzen und Zähneklappern an Rudolph an.

„Er komme nur, Kindchen, ich will nicht eifersüchtig sein," setzte die Nachteule hinzu, denn sie hatte in der Jodlerin noch nicht den Wechselbalg, ihr Schlachtopfer von ehedem, erkannt.

„He da, Kleine! hast Du mich nicht gehört?" rief das Ungeheuer näher tretend; „wenn Du nicht alsbald kommst, kratze ich Dir die Augen aus, um Dich der Nachteule gleich zu machen, — und Du, Schnurrbärtiger," wandte der Schulmeister sich an Rudolph, „wenn Du mir nicht alsbald die Blonde da über den Tisch herüberschiebst, werde ich Dir tüchtig mitspielen!"

„Um Gottes willen! schützen Sie mich!" rief Marien-Blüthe mit gefalteten Händen Rudolph zu, und drängte sich hart an ihn; — es mochte ihr aber zugleich einfallen, daß sie ihn hiedurch vielleicht einer großen Gefahr aussetze, deßhalb rückte sie schnell wieder von ihm hinweg und flüsterte ihm leise zu: „Nein! nicht doch, Herr Rudolph! rühren Sie sich ja nicht, ich bitte Sie; wenn er näher kommt, werde ich um Hilfe schreien, und die Wirthin soll wohl bald meine Partei nehmen, um einen Scandal zu vermeiden, der die Polizei heranlocken könnte!"

„Beruhige Dich, mein Kind!" versetzte Rudolph und blickte dem Schulmeister unerschrocken ins Auge, „Du sitzest an meiner Seite und darfst Dich nicht rühren, und wenn Dich das scheußliche Ungethüm ebenso anwidert, wie mich, so werde ich es alsbald zur Thüre hinauswerfen!"

„Du?" rief der Schulmeister höhnisch, und in seinen Augen funkelte eine wilde Schadenfreude.

„Ja, ich!" versetzte Rudolph, und sprang trotz der Bitten der Jodlerin vom Tische auf.

Als der Schulmeister den drohenden Ausdruck im Gesichte Rudolphs wahrnahm, prallte er zurück; auch

Marien-Blüthe und der Schlächter waren erstaunt über den Ausdruck von Bosheit und satanischer Wuth, der in diesem Augenblick das edle Gesicht ihres Gefährten verzerrte und völlig unkenntlich machte. Im Kampfe mit dem Schlächter hatte er nur Verachtung und Spott gezeigt, aber dem Schulmeister gegenüber schien er von wildem, glühendem Hasse durchdrungen, und seine vom Zorn weit ausgedehnten Augäpfel funkelten in unheimlichem Glanze.

Manche Blicke haben eine magnetische, unwiderstehliche Macht, und von gewissen berüchtigten Raufhähnen sagt man ja, daß sie ihre blutigen Triumphe meist der zauberischen Einwirkung ihres Blickes verdanken, der unaufhaltsam ihre Gegner verwirrt und entmuthigt.

Rudolph schien mit diesem schrecklichen, durchdringenden festen Blick begabt, der für jeden, auf den er sich heftet, ebenso erschütternd als unvermeidlich wirkt, — der ihn verwirrt, überwältigt, — den man fast körperlich empfindet und doch wider Willen suchen muß, ohne den Blick davon abwenden zu können. Der Schulmeister schauderte und suchte, noch einen Schritt zurückweichend und ohne sich ferner auf seine physische Ueberlegenheit zu verlassen, unter dem Kittel nach dem Griff seines Dolchs.

Wahrscheinlich wäre die Freischenke der Schauplatz eines Mordes geworden, hätte nicht die Nachteule den Schulmeister an dem Arm gepackt und ihm warnend zugerufen: „Gemach! gemach! Blutzäpferchen! [1] laß dir nur ein Wort sagen; du kannst die beiden Gelbschnäbel da immer noch umbringen — sie entlaufen dir nicht!"

Der Schulmeister blickte verwirrt der Einäugigen ins Gesicht, die schon seit einigen Minuten Marien-Blüthe mit wachsender Aufmerksamkeit beobachtete und ihre Erinnerungen zusammensuchte. Endlich mochte auch ihr durchaus kein Zweifel mehr aufstoßen: sie hatte die Jodlerin erkannt.

---

1 Fourline, diminutiv von fourlourеur, Mörder.

„Ei! ei! ist es möglich?“ rief die Nachteule, die Hände zusammenschlagend, „es ist ja der Wechselbalg, der mir den Gerstenzucker gestohlen. — Wo Teufels kommst Du her? schickt Dich denn der Bäcker (Teufel, boulanger)?“ setzte sie hinzu, der jungen Dirne mit der Faust drohend; „mußt Du mir doch immer wieder in die Finger gerathen! — Sei nur ruhig, mein Kindchen; ich reiße Dir zwar keinen Zahn mehr heraus, aber alle Thränen im Leibe will ich Dir auspressen; warte, Du sollst plärren! — Du weißst's wohl gar nicht, daß ich Deine Eltern kenne: der Schulmeister hat auf der Wiese (Galeere) den Mann getroffen, der Dich mir gab, als Du noch ganz klein warst! der hat ihm den Namen Deiner Mutter gesagt: es sind hochgeschopfte Hirsche!“[1]

„Meine Eltern? Ihr kennt sie?“ rief Marien-Blüthe.

„Ja,“ rief die Nachteule schadenfroh, „mein Mann weiß den Namen Deiner Mutter, aber lieber will ich ihm die Zunge ausreißen, als daß Du ihn erfahren sollst; er hat noch gestern jenen Mann gesehen, der Dich in mein Hundeloch brachte, weil man seiner Frau, die Dich aufzog, das Kostgeld nicht bezahlt hatte; — Deine Mutter kümmerte sich nicht um Dich, und es wäre ihr wahrhaftig lieber gewesen, Dich todt zu wissen! — Doch gleichviel, wenn Du nun ihren Namen erführest, könntest Du ihr ein hübsches Sümmchen abzwacken, kleiner Bankert! — Der Mann, von dem ich Dir sagte, hat Papiere, Wechselbalg, ja Briefe von Deiner Mutter, und wenn er keinen Gebrauch davon macht, mag er wohl nur zu gute Gründe dafür haben. . . . Ja, plärre, heule nur, Balg! was hilft Dich's, ich werde Dir Deine Mutter doch nicht nennen, von mir sollst Du sie nie erfahren!“

„'S ist mir auch lieber, wenn sie mich todt glaubt!“ rief Marien-Blüthe, ihre Thränen trocknend.

Ueber der Erzählung der Nachteule, die er mit

---

1 Daims huppés, vornehme Leute.

Interesse verfolgte, hatte Rudolph des Schulmeisters vergessen, der inzwischen, weil er nicht mehr unter dem Einflusse von Rudolph's Blicke stand, wieder Muth gefaßt hatte.

Er konnte nicht glauben, daß der junge Mann von so schlankem, zierlichem Wuchse im Stande sei, sich mit ihm zu messen. Seiner herkulischen Kraft vertrauend, drang er auf den Vertheidiger der Jodlerin ein und sagte mit Entschiedenheit zur Nachteule: „Nun habt ihr genug geschwatzt, — ich will dem Maulaffen da über sein Lärvchen kommen und eine Fratze daraus machen, gegen welche die Blondine mich noch hübsch finden soll!“

Rudolph schwang sich mit Einem Sprunge über die Tafel hinüber, so sehr auch die Wirthin ihm anbefahl, auf ihre Teller Rücksicht zu nehmen.

Der Schulmeister legte sich zur Vertheidigung aus, streckte die beiden Hände vor sich hin und stützte sich, den Oberkörper etwas zurückgebeugt, die Hüften prall herausgedrückt, auf eines seiner kräftigen Beine, wie auf einen Strebepfeiler.

Im selben Moment, wo Rudolph sich auf ihn stürzte, flog die Thüre der Freischenke plötzlich auf: der große, baumstarke Köhler, dessen wir oben erwähnt hatten, sprang herein, stieß den Schulmeister unsanft bei Seite und flüsterte Rudolph hastig ein paar Worte in englischer Sprache ins Ohr: „Gnädiger Herr, schnell fort von hier; ich sehe Tom und Sara die Straße heraufkommen!“

Bei diesen geheimnißvollen Worten fühlte sich Rudolph von einer neuen Regung des Zornes erfaßt, warf einen Louisd'or auf den Schenktisch der Wirthin und wollte der Thüre zueilen, was jedoch der Schulmeister, ihm den Weg vertretend, verhindern wollte. Da wandte sich aber Rudolph rasch um und versetzte ihm zwei so gewaltige Faustschläge ins Gesicht, daß der starke Mann ganz betäubt wankte und mit dem halben Leib über einen Tisch hineinstürzte.

„Vive la charte! Daran erkenne ich meine Püffe von vorhin!“ schrie der Schlächter, „nur noch ein paar Lectionen wie diese da, und ich habe sie auch los!“

Als der Schulmeister nach einigen Sekunden sich erholt hatte, setzte er Rudolph nach, der aber mit dem Köhler im dunkeln Gewirre der engen Gäßchen der Altstadt verschwunden war und unmöglich eingeholt werden konnte.

Im selben Augenblick, wo der Schulmeister wuthschäumend in die Freischenke wieder zurückkehrte, traten zwei Männer von der entgegengesetzten Seite her, — athemlos, als ob sie eiligst einen langen Weg zurückgelegt hätten, — in die Freischenke. Hier blickten sie sich zunächst forschend nach allen Seiten um.

„Verdammt!“ rief der Eine, „er ist uns wieder entwischt!“

„Nur Geduld!“ erwiederte der Andere, „jeder Tag hat 24 Stunden, und das Leben ist lang!“

Diese Bemerkungen hatten sie in englischer Sprache gemacht.

V.

Tom und Sara.

Die beiden Personen, welche in die Kneipe getreten waren, gehörten allem Anscheine nach einer weit höhern Classe der Gesellschaft an, als die sonst hier verkehrenden Stammgäste. Der Eine war hochgebaut, hatte fast weißes Haar, schwarze Augbraunen und Backenbart, ein mageres, gebräuntes Gesicht und schroffe, harte Züge; seinen runden Hut umgab ein schwarzer Krepp, der dunkle Ueberrock war bis zum Halse zugeknöpft, und über den engen Beinkleidern von grauem Tuche trug er sogenannte Suwarow-Stiefel.

Sein Gefährte, von kleinem, zierlichem Wuchse, ebenfalls in Trauerkleidern, war blaß und hübsch. Die langen Haare, gleich den Brauen und Augen vom tiefsten Schwarz, hoben die matte Weiße seines zarten schönen Gesichts noch günstiger hervor; an seinem Gang und Wuchs, sowie an der Feinheit der Züge konnte man in diesem Subjekte ohne Mühe eine Frau in Männerkleidern erkennen.

„Tom," sagte Sara, sich immer noch der englischen Sprache bedienend, „verlange Wein, und erkundige dich bei diesen Leuten da nach ihm!"

Der Mann mit den schwarzen Brauen und weißen Haaren nickte bejahend. — Beide setzten sich an einen Tisch, und er wandte sich, während Sara die Stirne trocknete, im besten Französisch und fast ohne allen ausländischen Accent mit den Worten an die Ogresse: „Madame, möchten Sie uns nicht etwas zu trinken geben lassen!"

Das Erscheinen dieser beiden Personen in der Freischenke hatte allgemeines Aufsehen erregt; durch Kleidung und Manieren thaten sie kund, daß sie nie diese verrufenen Kneipen besuchten, und am unruhigen, ängstlich besorgten Ausdruck ihrer Gesichter erkannte man, daß nur gewichtige Beweggründe sie in dieses Stadtviertel geführt hatten.

Der Schlächter, der Schulmeister und die Nachteule beobachteten sie mit besonderer Neugier; die Jodlerin aber, durch das Zusammentreffen mit der Einäugigen sehr erschreckt, und die Drohung des Schulmeisters, der sie mit sich führen wollte, fürchtend, machte sich die momentane Achtlosigkeit und Zerstreuung ihrer beiden Verfolger zu Nutz' und stahl sich durch die halboffene Thüre unbemerkt aus der Kneipe fort.

Der Schlächter und der Schulmeister fanden es in ihrer gegenseitigen Stellung nicht gerathen, von Neuem Händel anzufangen. Befremdet von der Erscheinung so ungewohnter Gäste, hatte die Wirthin das Begehren des

Fremden überhört, und Tom rief ungeduldig zum zweiten Male:

„Wir haben etwas zu trinken begehrt, Madame, — belieben Sie uns bedienen zu lassen!“

Diese Artigkeit schmeichelte der Mutter Ponisse nicht wenig; sie erhob sich vom Zahltische, kam mit verbindlichem Knixe zu Tom's Tische und fragte, sich leicht über ihn beugend: „Wünschen Sie ein Litre gewöhnlichen Wein oder eine versiegelte Flasche?“

„Geben Sie uns nur eine Flasche, Gläser und Wasser!“ sagte der Fremde.

Die Ogresse willfahrte alsbald; Tom warf ihr ein Fünffrankenstück hin, schob die Münze, welche sie ihm herausgeben wollte, zurück und sagte: „Ich bitte Sie, das zu behalten, Frau Wirthin, und uns bei einem Glase Wein Bescheid zu thun!“

„Ei, ei! wie artig, mein Herr!“ rief Mutter Ponisse und blickte eher erstaunt als dankbar Tom in's Gesicht.

„Dürfte ich mir eine Frage an Sie erlauben, Madame?“ fuhr Tom fort; „wir wollten mit einem unserer Bekannten in einem Wirthshause dieser Straße zusammentreffen, aber ich fürchte fast, daß wir fehlgegangen sind!“

„Sie sind hier im weißen Kaninchen, Ihnen zu dienen,“ erwiederte die Wirthin.

„Das wäre doch das rechte,“ sagte Tom, seiner Schwester mit den Augen zunickend; „nicht wahr, im weißen Kaninchen wollte er uns erwarten?“

„Es gibt nur Ein Wirthshaus zum weißen Kaninchen in dieser Straße,“ versetzte die Wirthin mit Selbstgefühl. „Wie sieht denn Ihr Freund aus?“

„Ein großer, schlanker Mann mit hellbraunem Haar und Schnurrbarte,“ erwiederte Tom.

„Ei, warten Sie, das ist ja der Herr, der eben da war; ein großer Kohlenträger holte ihn vorhin hinaus und ging mit ihm fort,“ war die Antwort der Mutter Ponisse.

„Das waren sie!“ sagte Tom.

„Und sie waren wohl allein?“ fragte Sara.

„Das heißt,“ entgegnete Mutter Ponisse, „der Kohlenträger kam nur auf einen Augenblick herein. Ihr anderer Gefährte hat hier mit der Jodlerin und dem Schlächter zu Nacht gespeist!“ und mit den Augen wies sie auf jenen der Gäste Rudolph's, der allein noch in der Schenke zurückgeblieben war.

Tom und Sara folgten ihrem Winke und beobachteten den Schlächter einige Minuten scharf, worauf Sara ihren Begleiter in englischer Sprache fragte: ob er diesen Mann kenne?

„Nein,“ entgegnete dieser. „Karl hatte dort vornen am Eingang dieser dunkeln Gasse Rudolphs Spur verloren. Als er Murph in Köhlertracht in der Nähe dieser Schenke herumschleichen und unaufhörlich durch die Fensterscheiben hereinblicken sah, schöpfte er Argwohn und kam, uns davon in Kenntniß zu setzen.“

Während dieser leisen und in fremder Sprache geführten Unterredung flüsterte der Schulmeister mit stetem Seitenblick auf Tom und Sara der Nachteule ins Ohr: „Die dürre Hopfenstange dort hat der Ogresse ein Fünffrankenstück hingeworfen. 'S ist bald Mitternacht und draußen stürmt's und regnet's ganz abscheulich. Wenn sie fortgehen, folgen wir ihnen, ich werde dem Großen eins versetzen und ihm sein Geld abnehmen; da er ein Weib bei sich hat, wird er nicht viele Umstände machen.“

„Wenn der Kleine nach der Wache schreit, werde ich ihm mein Fläschchen mit Schwefelsäure in's Gesicht schlagen,“ sagte die Einäugige mit schadenfrohem Beifall. „Wenn die Kinder schreien, muß man ihnen nur zu trinken reichen! Nicht wahr, Blutzäpferchen,“ setzte sie hinzu, „wenn wir den Wechselbalg wieder treffen, nehmen wir ihn mit Gewalt mit uns; und haben wir sie erst nur einmal, so reiben wir ihr das Schnäutzchen mit meinem Vitriolöl, dann wird sie sich wohl nicht mehr so viel auf ihr hübsches Lärvchen einbilden.“

„Allerliebst, Nachteule,“ sagte der Schulmeister; — „ich muß Dich doch noch heirathen. An Muth und Geschick hast du nicht Deinesgleichen! In der Nacht, weißt Du, wo wir den Viehhändler abkehlten, hab' ich Dich so recht kennen gelernt und gleich bei mir gedacht: das wäre eine Frau für mich, die arbeitet besser wie ein Mann.“

Nach einer kurzen Pause stummen Nachdenkens sagte Sara, auf den Schlächter deutend, zu Tom: „Wie wär's, wenn wir diesen Mann über Rudolph fragten? Vielleicht würden wir erfahren, was ihn hieher geführt.“

„Es gälte den Versuch,“ erwiederte Tom und wandte sich an den Schlächter. — „Kamerad,“ sagte er, „wir wollten in dieser Kneipe mit einem unserer Freunde zusammentreffen, der mit Euch gespeist und getrunken haben soll, und da Ihr ihn demnach zu kennen scheint, könnt Ihr uns wohl auch sagen, wohin er so eben gegangen ist?“

„Ich kenne ihn nur,“ versetzte der Schlächter lächelnd, „weil er mich vor zwei Stunden derb abgeprügelt hatte, als er die Jodlerin vertheidigte.“

„Und sonst habt Ihr ihn nie zuvor gesehen?“

„Behüte, niemals in meinem Leben,“ gab der Schlächter zur Antwort. — „Wir trafen nur unter Roth-Arm's Hausthüre auf einander.“

„Frau Wirthin,“ rief Tom, „noch eine versiegelte Flasche vom Besten!“ Er und Sara hatten an ihren noch vollen Gläsern kaum die Lippen genetzt, während Mutter Ponisse — zweifelsohne nur um dem Inhalte ihres eigenen Kellers Ehre anzuthun, — das ihrige mehrmals geleert hatte.

„Stellen Sie uns die Flasche gefälligst auf den Tisch jenes Herrn dort, wenn er es gütigst erlauben will!“ fügte Tom hinzu, indem er aufstand und sich mit Sara neben dem Schlächter setzte, der über diese Artigkeit ebenso vergnügt als erstaunt war.

Der Schulmeister und die Nachteule berathschlagten sich noch immer leise über ihre verdächtigen Absichten.

Die andere Flasche ward aufgetragen; die Wirthin, ohne eine zweite Einladung abzuwarten, setzte sich zu Tom und Sara an den Tisch, und das Gespräch ward fortgesetzt.

„Sie sagten uns eben, mein wackerer Herr, daß Sie unsern Freund Rudolph in Roth-Arm's Haus getroffen hätten?" hub Tom an und stieß mit dem Schlächter an.

„Zu dienen; mein Herr!" versetzte dieser, und leerte rasch sein Glas.

„Ein seltsamer Name: Roth-Arm, wer ist denn dieser Mensch?" fragte Tom.

„Er bekaspert Meiches (er ist ein Schleichhändler)," versetzte der Schlächter gleichgültig, und fügte hinzu: „ein prächtiger Wein, den Ihr da habt, Mutter Ponisse."

„Deßhalb sollt Ihr auch Euer Glas nicht leer lassen, wackerer Freund," sagte Tom, und schenkte des Schlächters Glas wieder voll.

„Ihre Gesundheit!" rief dieser, „und die Ihres kleinen Freundes, der freilich — Ihr versteht mich ja: wenn meine Tante ein Mann wäre, wäre sie mein Onkel, wie's im Sprichwort heißt! — Na, geht nur, Schelm, ich verstehe schon!"

Sara erröthete leicht und Tom fuhr fort: „Ich verstand vorhin nicht, was Sie mir von Roth-Arm sagten. Rudolph hatte sonder Zweifel mit ihm zu thun?"

„Ich sagte Ihnen," entgegnete der Schlächter, „daß Roth-Arm Meiches bekaspert."

Tom blickte den Schlächter erstaunt an und schien ihn nicht zu verstehen. „Was soll denn das heißen?" fragte er.

„Meiches bekaspern," wiederholte der Schlächter, „heißt schmuggeln, den Zoll betrügen, Schleich-

handel treiben. — Es scheint, daß Sie nicht jenisch verstehen?„

„Aber, lieber Mann,“ sagte Tom, „ich verstehe Sie noch immer nicht!“

„Ich wollte nur sagen, daß Sie nicht rothwälsch verstehen, wie Herr Rudolph,“ meinte der Schlächter.

„Rothwälsch?“ wiederholte Tom mit fragendem Seitenblick auf Sara.

„Ach so! Sie gehören nicht zu den Unsern und verstehen unsre Sprache nicht!“ rief der Schlächter lachend. — „Rudolph ist ein ganz anderer Kerl. Obwohl nur ein Fächermaler, könnte er mir selbst im Rothwälsch Unterricht geben. Da Sie nun freilich unsere schöne Sprache nicht verstehen, muß ich Ihnen ganz deutlich sagen, daß Roth-Arm ein Schleichhändler ist. — Weit entfernt, daß ich seinen Angeber machen wollte — er macht selbst kein Hehl daraus und reibt's den Zollspürhunden selbst, so oft er mag, unter die Nase, — aber er hält sich an das eilfte Gebot der Spitzbuben und denkt: laß dich nicht ertappen!“

„Was wollte denn Rudolph bei diesem Manne thun?“ fragte Sara.

„Meiner Treu, lieber Herr oder liebe Frau, was Sie von beiden lieber sein wollen, davon weiß ich auch nicht ein Tüpfelchen, so wahr ich dieses Glas Wein trinke,“ — entgegnete der Schlächter. — „Heute Abend wollte ich die Jodlerin durchprügeln — ich hatte freilich Unrecht, denn sie ist ein herrliches Mädchen — da floh sie in Roth-Arms Hausgang hinein, ich hinter ihr her, aber es war so finster wie in der Hölle, und statt die Jodlerin zu packen, erwische ich Freund Rudolph, der mich aber durchwalkte auf eine Weise, sage ich Ihnen — zumal am Ende, als er erst mit Faustschlägen kam, Blitz! waren das Püffe! — er hat mir versprochen, mich seinen Handgriff zu lehren.“

„Und Roth-Arm?“ fragte Tom, „was für ein Mensch ist denn das, mit was für Waaren handelt er?“

„Roth-Arm?“ rief der Schlächter aus, „er verkauft Alles, was er nicht verkaufen soll, und treibt Alles, was zu thun verboten ist, — darin besteht sein ganzes Handwerk; nicht wahr, Mutter Ponisse?“

„Ei freilich!“ bestätigte die Wirthin, — „das ist ein Kapital-Bursche, der mit allen Hunden gehetzt ist. Wie der die Zollwächter an der Nase herumführt; — schon mehr als zwanzig Mal haben sie ihm sein ganzes Häuschen durchsucht und nie etwas bei ihm gefunden, obwohl er jedes Mal schwere Ballen aus dem Keller heraufträgt, wenn die Zollspürhunde wieder fort sind! der Spitzbube, der! — soll eine Fallthüre in seinem Hause haben, die in einen Brunnen hinabführt, welcher mit den Katakomben in Verbindung steht!“

„Ja,“ lachte der Schlächter, „aber die Fallthüre hat man doch niemals gefunden; sie müßten seine ganze Baracke abbrechen, wenn sie diesen Zweck erreichen wollten.“

„Und welche Nummer hat Roth-Arms Haus?“ fragte Tom.

„Bohnenstraße Nro. 13,“ war die Antwort des Schlächters. „Roth-Arm, Verkäufer von Allem, was man will, wie in der ganzen Altstadt bekannt.“

„Ich will mir doch diese Adresse notiren, damit ich, wenn wir Rudolph nicht finden, mich bei Roth-Arm erkundige,“ entgegnete Tom und bemerkte sich wirklich auch Hausnummer und Straße des Schmugglers in seiner Schreibtafel.

„Sie können sich rühmen, in Rudolph einen zuverläßigen Freund zu haben,“ sagte der Schlächter. — „Gott! was für ein prächtiger Kerl! wäre der Köhler nicht gekommen, so hätt' er sich ein wenig mit dem Schulmeister gerauft, der dort mit der Nachteule in der Ecke sitzt — Blitz! wie muß ich an mich halten, um die alte Hexe nicht zu erwürgen, wenn ich dran denke,

wie sie mit der Jodlerin umgesprungen ist — aber Geduld! ein Faustschlag ist nie verloren, wie man zu sagen pflegt."

„Rudolph hat Sie also geschlagen? da sind Sie ihm wohl recht gram?" fragte Sara.

„Warum nicht gar?" lachte der Schlächter, — „ich sollte einem Menschen gram sein, der sich so beträgt? — im Gegentheil, aber sehen Sie, es ist doch drollig: den Schulmeister da, der mich auch schon geschlagen hat, könnte ich mit Vergnügen erwürgen sehen; — mit Rudolph aber, der mich noch viel derber durchgebläut hat, ist's ein ganz Anderes: den Burschen hab ich so recht von Herzen lieb gewonnen, und könnte, glaube ich, wahrhaftig für ihn durchs Feuer gehen."

„Bah!" sagte Sara, „das wollen Sie uns nur glauben machen, lieber Mann, weil wir mit ihm befreundet sind."

„Nein! zum Donner nein! in allem Ernste nicht!" rief der Blutzapfer, — „sehen Sie, da hat er mir zuletzt noch Püffe gegeben, auf die er auch nicht im mindesten stolz ist, und wie waren sie? — Blitz und Hagel! wie vom ersten Meister, und davon macht er doch gar kein Aufhebens — und wenn er so mit Einem spricht, sage ich Ihnen, da kann er Dinge schwatzen, darob Einem das Herz im Leibe lacht; wenn er aber böse wird, wenn er Einen so anblickt, da hat er etwas in den Augen — sehen Sie, ich bin auch Soldat gewesen, aber mit einem solchen Officier, da könnte man wahrhaftig Mond und Sterne vom Himmel herunterreißen!"

Tom und Sara sahen sich schweigend an. „Diese verhängnißvolle, unglaubliche Herrschaft über alle Gemüther begleitet ihn also immer und überall?" murmelte Sara bitter.

„Ja," versetzte Tom, „bis wir den Zauber beschworen haben."

„Und dieß muß bald, recht bald geschehen, wie es

auch kommen möge!" sagte Sara und legte die Hand über die Augen, als wolle sie eine unangenehme Erinnerung entfernen.

Drüben auf dem Rathhause schlug es Mitternacht, die Hänglampe der Kneipe verbreitete nur noch ein trübes Dämmerlicht und mit Ausnahme des Schlächters und seiner beiden Genossen, des Schulmeisters und der Nachteule, hatten sich alle Gäste der Kneipe allmählig entfernt.

„Wir wollen uns drüben in einem Hausgange verstecken," flüsterte der Schulmeister der Nachteule zu, — „so sehen wir dann die Beiden herauskommen und können ihnen folgen. Gehen sie zur Linken, so lauern wir ihnen an der Ecke der Straße St. Eloi auf; — gehen sie zur Rechten, so passen wir ihnen bei dem niedergerissenen Hause in der Nähe des Kaldaunenmarkts auf; dort ist ein großes Loch, das mir gerade ganz in meinem Plan paßt!" — Beide wandten sich dann der Thüre zu.

„Ihr verzehrt heute Abend nichts?" fragte die Wirthin.

„Nein, Mutter Ponisse," versetzte der Schulmeister unter der Thüre, „wir kamen nur herein, um uns vor dem Unwetter zu schützen."

VI.

Der Raub-Anfall.

Das Geräusch vom Zuschlagen der Thüren schreckten Tom und Sara aus ihrem stummen Hinbrüten auf; sie erhoben sich und dankten dem Schlächter für die gegebenen Nachrichten. Seit dieser in seiner rohen aber aufrichtigen Weise seine Bewunderung für Rudolph kund

gegeben hatte, betrachteten sie ihn mit einem geheimen Mißtrauen.

Wie der Schlächter aus dem Hause trat, brüllte der Sturm mit verdoppelter Heftigkeit und der Regen goß in Strömen herab.

Der Schulmeister und die Eule, welche der Kneipe gegenüber in einem Hausgange im Hinterhalte lagen, sahen den Schlächter sich nach jener Seite der Straße hin entfernen, wo das eingerissene Haus lag; seine schweren Schritte, die das reichlich genossene Getränk noch unsicherer und dröhnender gemacht hatte, verhallten bald im scharfen Pfeifen des Windes und dem Geprassel des Regens, der an die finstern, unheimlichen Mauern schlug. Trotz des Unwetters, das draußen wüthete, traten Tom und Sara doch endlich aus der Kneipe und schlugen die dem Wege des Schlächters entgegengesetzte Richtung ein.

„Jetzt sind sie verloren!" flüsterte der Schulmeister der Eule zu, „gib Acht und entkorke dein Fläschchen Schwefelsäure!"

„Laß uns die Schuhe abnehmen!" erwiederte die Nachteule, „sie sollen nicht hören, daß wir ihnen nachgehen."

„Du hast Recht, Eule, ganz Recht; ich hatte gar nicht daran gedacht. Aber nun wollen wir ihnen auf Katzenpfötchen nachschleichen," rieth der Schulmeister; und das scheußliche Paar zog die Schuhe aus und glitt unbemerkt, ganz in Schatten gehüllt, hart an den Häusern hin.

Dieser List hatten sie es zu danken, daß sie von Tom und Sara unbemerkt und ungehört, diesen auf Armslänge nahe bleiben konnten.

„Glücklicherweise hält unser Fiaker an der Ecke der Straße," sagte Tom, „denn der verdammte Regen geht bis auf die Haut. Du frierst wohl, Sara?"

„Vielleicht können wir durch jenen Schwärzer, den

Roth-Arm, etwas Näheres erfahren?" sagte Sara gedankenvoll, ohne auf Tom's Frage direkt zu antworten.

Plötzlich blieb Tom stehen. — Sie waren nur noch wenige Schritte von dem Punkte entfernt, welchen der Schulmeister als die günstigste Stelle zur Ausführung des vorgehabten Verbrechens bezeichnet hatte.

„Ich habe mich in der Straße geirrt," sagte Tom, „beim Austritt aus dem Hause hätten wir nach der Linken hingehen sollen; wir müssen vor einem eingerissenen Hause vorüber, um zu unserem Fiaker zu kommen; laß uns gleich umkehren.

Der Schulmeister und die Nachteule drückten sich in einen Thorweg, um von Tom und Sara nicht bemerkt zu werden, die fast an ihnen streiften.

„Am Ende ist mir's doch lieber, daß sie dort an dem Schutthaufen vorbeigehen," flüsterte der Schulmeister der Eule zu, „wenn der Mann sich wehren sollte, so weiß ich schon beiläufig, was ich mit ihm zu thun habe."

Tom und Sara gingen von Neuem wieder an der Kneipe vorüber, und kamen an das abgetragene Haus, dessen Keller eine Art Abgrund bildete, der sich längs der Straße hinzog.

Mit der Schnelle und Gewandtheit eines Tigers sprang der Schulmeister hervor, faßte Tom mit einer seiner mächtigen Fäuste an der Kehle und rief: „Dein Geld her oder Du fliegst in dieses Loch hinunter!" — Dabei drückte er Tom so weit zurück, daß er das Gleichgewicht verlor und so gleichsam an der Hand des Räubers über dem tiefen Kellerloch schwebte, während die andere Hand Sara's Arm wie in einem Schraubstock packte; ehe Tom nur eine Bewegung machen konnte, plünderte ihn die Nachteule mit der geübtesten Fingerfertigkeit rein aus.

Sara schrie nicht und suchte sich auch nicht zu wehren, sondern sagte mit ruhiger Stimme: „Gib ihm Deine Börse, Tom!" und zum Schulmeister sprach

sie: „Sie sehen, daß wir keinen Lärmen machen, und Sie werden uns auch deßhalb nichts zu leide thun.“

Als die Nachteule die Taschen der beiden Opfer dieses Ueberfalls rein ausgeleert hatte, sagte sie zu Sara: „Biete Deine Hände her, damit ich sehe, ob Du Ringe daran hast; — nein,“ fügte sie murrend bei, „Du hast also wohl Niemanden, der Dir einen Ring schenkte — recht schade!“

Tom's Kaltblütigkeit verließ ihn nicht während dieses unerwarteten, plötzlichen Auftrittes.

„Wollt Ihr einen Handel eingehen, Freund?“ fragte er den Schulmeister, der ihn schon minder fest hielt; „mein Taschenbuch enthält Papiere, die Euch von gar keinem Nutzen sein können; wenn Ihr mir sie morgen bringt, sollt Ihr fünfundzwanzig Louisd'or für Eure Mühe haben.“

„Oho! oho!“ rief der Räuber, „für so dumm mußt Du mich nicht halten, — ich kenne die Mittel, Einem eine Falle zu stellen; — jetzt packe Dich, ohne Dich umzusehen, — magst froh sein, daß Du so wohlfeil wegkommst!“

„Halt einen Augenblick,“ fiel die Eule ein, „je nachdem er sich hält, soll er sein Taschenbuch wieder haben. — Ihr kennt wohl die Ebene St. Denis, Herr?“

Tom bejahte.

„Wissen Sie, wo St. Ouen liegt?“ fuhr die Nachteule fort.

„Ja,“ versetzte Tom.

„Gut denn,“ fuhr die Nachteule fort; St. Ouen gegenüber, am Ende des Chemin de la Revolte, wird die Ebene ganz flach, und man kann weit über die Felder hinein sehen; wenn Sie morgen früh kommen und das Geld mitbringen wollen, können Sie Ihr Taschenbuch holen, aber nur gegen Baar soll es Ihnen ausgewechselt werden!“

„Gib Acht, er läßt Dich packen, Nachteule,“ sagte der Schulmeister.

„Warum nicht gar!“ rief diese, „dort kann er nur

schwer eine Falle stellen, man sieht zu weit umher. Ich habe zwar nur Ein Auge, aber es ist scharf; und wenn der Herr nicht allein kommt, soll er gar Niemanden finden, mich aber am allerwenigsten!"

Sara schien mit Einemmale ein anderer Gedanke zu kommen. — „Willst Du Geld verdienen?" fragte sie den Schulmeister.

„Natürlich!" versetzte dieser.

„Hast Du in dem Wirthshause, wo wir vorhin waren und wo ich dich auch gesehen zu haben mich entsinne, den jungen Mann gesehen, welchen der Kohlenmann hinausrief?"

„Den Schmächtigen mit dem Schnurrbaarte?" fragte der Räuber, „Teufel, das will ich meinen! mit dem habe ich ohnedieß noch einen Span zu brechen; er hat mir nur keine Zeit dazu gelassen — mit zwei Faustschlägen warf er mich nieder und betäubte mich — Donnerwetter! 's ist das erste Mal, daß mir so etwas begegnet — aber ich werde mich zu rächen wissen!"

„Gut denn, von dem eben ist die Rede!" erwiederte Sara.

„Von ihm, von ihm?" rief der Schulmeister, — „um 1000 Franken mache ich ihn kalt!"

„Sara!" rief Tom entsetzt und warnend.

„Elender, wer spricht vom Ermorden?" rief Sara dem Schulmeister zu.

„Was soll's denn sonst mit ihm?" fragte der Räuber.

„Komm morgen in die Ebene St. Denis, wo Du meinen Begleiter hier treffen sollst!' erwiederte Sara; — „Du wirst schon sehen, daß er allein ist, und von ihm magst Du erfahren, was Du zu thun hast! — Gelingt Dir mein Anschlag, so sollst Du nicht nur 1000, sondern 2000 Franken haben!"

„Blutzäpferchen," flüsterte die Nachteule dem Schulmeister zu, „da ist Geld zu verdienen! das sind hochgeschopfte Hirsche (vornehme Leute), die einem

Feind einen Streich spielen wollen. Der Feind ist der junge Laffe, auf den du ohnehin einen Zahn hast — willst Du, so gehe ich für Dich hin — 2000 Franken Männchen, sind schon der Mühe werth."

„Nun denn," sagte der Schulmeister, — „ich bin entschlossen; meine Frau wird an meiner Statt hingehen, Ihr könnt ihr sagen, was zu thun ist, und dann wollen wir sehen ....."

„Also morgen um 1 Uhr in der Ebene St. Denis," sagte Tom.

„Ganz recht!" rief die Alte, — „präcis 1 Uhr bin ich auf dem Fleck."

„Zwischen St. Ouen und dem Chemin de la Revolte, am Ende dieser Straße!" versetzte Tom.

„Ganz recht," sagte die Alte, „ich werde das Taschenbuch mitbringen!"

„Dann," entgegnete Sara, „sollt Ihr die versprochenen 500 Franken und eine Abschlagezahlung für das andere Geschäft erhalten, wenn wir des Handels einig werden."

„Jetzt gehen Sie rechts," sagte der Schulmeister, „wir links, und hüten Sie sich wohl, uns zu folgen oder ....."

Hierauf entfernten sich der Schulmeister und die Eule schnell.

„Der Teufel selbst scheint uns zu Hülfe kommen zu wollen; der Bandit da kann uns von Nutzen sein!" jubelte Sara.

„Sara!" sagte Tom, „jetzt erst wird mir die Sache unheimlich!"

„Ich fürchte nichts, ich hoffe vielmehr;" versetzte diese.

„Aber laß uns nun gehen, ich finde mich jetzt wieder zurecht, und wir können nicht mehr fern vom Fiaker sein!" sagte Tom.

Beide eilten nun mit großen Schritten in der Richtung der Notre-Dame-Kirche davon. —

Ein Mann hatte unbemerkt diese ganze Scene mit angesehen: der Schlächter nämlich, der in den Kellern des niedergerissenen Hauses Schutz gesucht hatte.

Der Vorschlag, welchen Sara dem Räuber in Hinsicht Rudolphs gemacht hatte, erregte seine Aufmerksamkeit und Theilnahme in hohem Grade.

Voll düsterer Ahnung und Schrecken über die Gefahren, welche seinem neuen Freunde drohten, bedauerte er sehr, ihn nicht davor schützen zu können. Sein Haß gegen den Schulmeister und die Nachteule trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, seine Theilnahme für Rudolph noch zu erhöhen. Alsbald war der Schlächter entschlossen, Rudolph von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen; — aber wie sollte er dieses beginnen: er hatte die Adresse des sogenannten Fächermalers vergessen, und vermuthlich kam Rudolph auch nicht mehr nach der Kneipe. — Wie sollte er ihn nun auffinden?

Unter solchen Gedanken und Entschlüssen war er unwillkührlich Tom und Sara gefolgt, und sah sie in einen Fiaker steigen, der sie am Platz vor der Notre-Dame-Kirche erwartete.

Der Fiaker fuhr davon, und dem Schlächter kam der glückliche Gedanke, hinten aufzuspringen. Um ein Uhr nach Mitternacht hielt der Wagen auf dem Boulevard des Observatoriums, und Tom und Sara verschwanden in einem der kleinen Gäßchen, die auf diesen Platz ausmünden.

Die Nacht war finster und der Schlächter konnte kein Zeichen ermitteln, mittelst dessen er am folgenden Tage die Oertlichkeit, wo er sich befand, genau wieder erkannt haben würde. Da zog er mit dem Scharfsinn eines Wilden sein Messer aus der Tasche und machte einen breiten und tiefen Einschnitt in einen von den Bäumen, in deren Nähe der Wagen hielt. Hierauf kehrte er in sein Nachtlager zurück, von welchem er sich bedeutend weit entfernt hatte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zum erstenmal seit langer Zeit genoß der Schlächter in seinem Neste eines tiefen, ungestörten Schlummers. Das Feldwebel-Gemetzel, wie er sich in seiner rohen Sprache ausdrückte, unterbrach seine Ruhe nicht mehr.

VII.

Die Spazierfahrt.

Am Tage nach jenem Abende, an welchem die oben erzählten Ereignisse sich begeben hatten, war das nächtliche Unwetter und der Sturm beruhigt, und eine herrliche, strahlende Herbstsonne verklärte den reinen tiefblauen Himmel. — Wiewohl immer noch dunkel und dumpfig durch die Höhe seiner Häuser, erschien doch im freundlichen Lichte eines sonnenhellen, schönen Tages das entsetzliche Stadtviertel, wohin wir unsere Leser geführt hatten, minder abschreckend, minder häßlich.

Rudolph, der entweder das Zusammentreffen mit den beiden Personen, denen er am vorigen Abende ausgewichen war, entweder nicht fürchtete oder denen er gleichgültig trotzte, erschien um 11 Uhr Morgens in der Bohnengasse und suchte die Schenke zum weißen Kaninchen wieder auf.

Noch immer war er als Arbeiter gekleidet, aber es war etwas Gesuchtes, Zierliches, eine Art Eleganz in seinem Anzuge. Seine neue Blouse, vor der Brust geöffnet, zeigte ein Hemd von rothem Wollenzeuge, das vorn von mehreren silbernen Knöpfen zusammengehalten und über welchem am Halse der blendende Kragen eines weißen Leinwandhemdes über einem schwarz seidenen Halstuche umgebogen war; unter seiner Mütze von blauem Sammet mit glänzend lackirtem Schilde ringel-

ten sich zwanglos einige braune Locken hervor; blank gewichste Stiefel, die er heute statt der schweren, plumpen, eisenbeschlagenen Schuhe trug, ließen einen zierlich gebauten Fuß um so vortheilhafter hervortreten, als er aus weiten Beinkleidern von olivengrünem Sammet gleichsam herausragte.

Der Anzug paßte recht niedlich zu dem zierlichen Wuchse Rudolph's, der einen seltenen Verein von Anmuth, Gewandtheit und Körperkraft zeigte. Unsere modischen Kleidungsstücke sind so häßlich und entstellend, daß man nur gewinnen kann, wenn man sie ablegt oder gegen andere, selbst die gemeinsten, vertauscht.

Die Wirthin stand lungernd auf der Schwelle der Schenke, als Rudolph herankam.

„Ihre Dienerin, junger Herr!“ rief sie mit einer gewissen Unterwürfigkeit, denn sie mochte es nicht vergessen, daß der Besieger des Schlächters, der sogar dem gefürchteten Schulmeister zu trotzen gewagt, ihr am Abend zuvor ein Goldstück gegeben hatte; — „Sie kommen gewiß, um das Geld zu holen, welches Sie auf Ihr Zwanzig-Frankenstück herausbekommen sollen, nicht wahr? — Sie haben 10 Livres 17 Sous gut; — aber das ist nicht Alles: man fragte gestern Abend noch nach Ihnen: ein großer gut gekleideter Herr, der hohe Stiefel trug, wie ein Tambourmajor in Civil, und ein kleines Weibchen in Männertracht bei sich hatte. Sie haben mit dem Schlächter vom Besten getrunken.

„So!“ rief Rudolph, „mit dem Schlächter haben sie getrunken, und was sagten sie denn?“

„Nein, wenn ich sagte, daß sie getrunken haben, so habe ich gelogen,“ versetzte Mutter Ponisse; „sie haben kaum die Lippen an ihren Gläsern genetzt!“

„Was geht das mich an?“ rief Rudolph ungeduldig, „ich will wissen, was sie mit dem Schlächter sprachen?“

„Je nun,“ versetzte die Ogresse, „Mancherlei hin

und her, vom Roth-Arm, vom Regen und schönem Wetter und dergl."

„Kannten sie Roth-Arm?" fragte der junge Mann.

„Im Gegentheil," versetzte die Alte, „der Schlächter mußte ihnen erst erklären, wer der sei, und dann hat er ihnen auch erzählt, wie Sie ihn abgeprügelt haben."

„Meinetwegen, deßhalb komme ich nicht hieher!" sagte Rudolph.

„Sie wollen Ihr Geld, nicht wahr?" entgegnete die Wirthin dienstfertig.

„Einestheils," sprach Rudolph, „und dann will ich mit der Jodlerin einen Spaziergang auf's Land machen!"

„Das ist rein unmöglich, mein junger Herr," versetzte die Wirthin ernster werdend.

„Und warum das?" fragte Rudolph trotzig.

„Weil es ihr einfallen könnte, nicht wieder zu kommen," antwortete Mutter Ponisse; „ihre Kleidungsstücke gehören mir, und überdem schuldet sie mir noch eine Summe von 220 Franken für Kost und Wohnung vom Zeitpunkt an, wo ich sie in mein Haus genommen habe. Würde ich sie nicht als so ehrlich kennen, so dürfte sie mir wahrhaftig nicht bis zur nächsten Straßenecke gehen, wenn nicht . . . ."

„Zweihundert zwanzig Franken also beträgt die Schuld der Jodlerin bei Dir?" fragte Rudolph.

„Zweihundert zwanzig Franken und zehn Sous!" versetzte die Wirthin mit Selbstgefühl; „aber was geht das Sie an, junger Herr? sollte man nicht meinen, Sie wollten für sie bezahlen? thun Sie einmal so dick, wenn Sie können!"

„Da!" rief Rudolph und warf 11 Louisd'or auf den Schenktisch, „die Sous will ich abziehen; wie viel ist der Lumpenkram werth, den die Jodlerin am Leibe trägt?"

Die Wirthin riß Mund und Augen auf, als sie

den jungen Mann so reden hörte, und prüfte bedächtig eines der Goldstücke um's andere.

„Na, Alte!“ rief Rudolph drängend, „glaubst Du, ich gebe Dir falsches Geld? schick' es fort und laß' es wechseln, damit wir miteinander fertig werden; wie viel ist die Kleidung werth, die Du der Jodlerin geliehen hast?“

Schwankend zwischen dem Wunsche, einen hübschen Gewinn zu machen, und dem Erstaunen über den Reichthum eines unscheinbaren Arbeiters, — zwischen der Furcht betrogen zu werden und der Hoffnung, noch mehr zu verdienen, blieb die Wirthin einen Augenblick wortlos, und versetzte endlich: „die hübschen Kleider sind mindestens 100 Franken werth!“

„Solche Fetzen?“ rief Rudolph, „geh doch! — Behalte meinetwegen das Geld von gestern, und nehm' da noch einen Louisd'or dazu, aber keinen Heller mehr. — Sich von Dir brandschatzen zu lassen, heißt das Geld jenen Armen stehlen, die ein Recht auf Almosen haben!“

„Wie Sie wollen, Herrchen,“ rief die Wirthin höhnisch; „dann behalt' ich meine Sachen und die Jodlerin darf mir nicht aus dem Hause; ich darf mein Eigenthum verkaufen wie ich will.“

„Daß Dich der Teufel einst nach Verdienst röste!“ rief Rudolph zornig; — „hier ist das Lumpengeld, — nun geh' und hole mir das Mädchen!“

Hastig steckte die Wirthin das Geld ein; sie mochte wohl denken, der Arbeiter habe es gestohlen oder eine Erbschaft gethan, denn sie sagte zu ihm mit einem zweideutig gemeinen Lächeln: „Warum wollen denn Sie nicht selbst zur Jodlerin hinauf gehen und sie holen, schöner Herr? — das Mädchen ist ganz allein oben, ganz allein . . . es würde das Mädchen gewiß freuen, denn so wahr ich Mutter Ponisse bin, Sie haben ihr gestern schon gut gefallen!“

Rudolph erröthete und ein edler Zorn sprühte aus

seinen Augen. — „Hole sie und sage ihr, sie könne mit mir auf's Land gehen, wenn sie Lust hat!“ entgegnete er ihr; „kein Wort weiter! am allerwenigsten darf sie wissen, daß ich ihre Schuld bezahlt habe.“

„Weßhalb denn?“ fragte die Wirthin.

„Das kümmert Dich nicht!“ war die Antwort.

„Je nun, gleichviel! — 's ist mir auch lieber, wenn die Jodlerin glaubt, sie sei noch in meinen Krallen!“ meinte Mutter Ponisse.

„Jetzt schweige und trolle Dich hinauf!“ rief Rudolph ungeduldig.

„O wehe, welch' ein häßliches Gesicht! — Gnade Gott denen, die mit Ihnen zu thun haben, — ich gehe ja, ich gehe!“ —

Bei diesen Worten entfernte sich die Wirthin, und kam erst nach einigen Minuten wieder zurück.

„Die Jodlerin wollte mir gar nicht glauben,“ sagte sie; „sie wurde purpurroth, als sie hörte, daß Sie da seien — und als ich ihr gar Erlaubniß gab, mit Ihnen einen Ausflug auf's Land zu machen, geberdete sie sich wie toll, — zum Erstenmal in ihrem Leben wollte sie mir um den Hals fallen!“

„Das war nur Freude darüber, daß sie aus Deinen Klauen kommt!“ sagte Rudolph: „übrigens wäre es wirklich schade und eine unzeitige Verschwendung edlen Materials gewesen!“

Eben trat Marien-Blüthe herein, gekleidet wie am vorigen Abend in ein Röckchen von braunem Wollenstoff, ein orangegelbes Halstuch mit einem rothkarrirten Tuche um den Kopf, unter welchem zwei herrliche, blonde Haarflechten über die Wangen herabfielen.

Leichte Schaamröthe überflog ihr Gesichtchen, als sie Rudolph erkannte, und sie schlug verlegen die Augen nieder.

„Wollen Sie heute mit mir einen Ausflug auf's Land machen?“ fragte Rudolph.

„Recht gerne, Herr Rudolph, wenn Madame es erlaubt!“ versetzte sie.

„Aus Rücksicht für Dein Wohlverhalten will ich Dir es gerne gestatten,“ sagte die Wirthin; „komm, hübsche Kleine, gib mir nun auch einen Kuß dafür!“ — und die alte Hexe reckte wirklich ihr branntweingeröthetes Gesicht hin.

Das arme Mädchen überwand seinen Widerwillen und bot ihre Stirne den welken Lippen des häßlichen Weibes hin.

Aber Rudolph stieß diese mit einem tüchtigen Puff hinter ihren Schenktisch, ergriff Marien-Blüthe beim Arm und verließ unter dem Schelten und Fluchen der Mutter Ponisse die Freischenke.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rudolph!“ flüsterte das Mädchen, „die Wirthin wird Ihnen etwas an den Kopf werfen — ich kenne ihre Bosheit!“

„Beruhigen Sie sich, mein Kind!“ versetzte er, — „aber was ist Ihnen denn, Sie scheinen so verwirrt, so traurig, — gehen Sie denn nicht gerne mit mir?“

„Doch, doch!“ stammelte sie, „aber Sie — Sie sind so gütig, Sie führen mich gar am Arme!“

„Freilich,“ versetzte er, — „warum denn nicht?“

„Sie sind ein Arbeiter,“ erwiderte Marien-Blüthe verlegen, „es könnte Jemand Ihrem Meister sagen, daß man Sie mit mir getroffen hat, und das möchte Ihnen Schaden bringen — die Meister lieben es nichts, daß ihre Leute sich mit solchen — Mädchen abgeben wie“ . . . . — und die Jodlerin zog sachte ihren Arm aus dem seinigen und fügte hinzu: — „Gehen Sie nur allein, ich folge Ihnen bis zur Barrière; sind wir erst im Freien, dann können wir ja neben einander gehen!“

Rudolph rührte dieses Zartgefühl des jungen Mädchens und er reichte Marien-Blüthe wieder den Arm.

„Fürchten Sie nichts!“ sagte er, „mein Meister wohnt nicht in diesem Stadtviertel, und überdieß erwartet uns auf dem Blumenmarkte ein Fiaker!“

„Wie Sie wollen, Herr Rudolph," erwiderte das Mädchen, „es wäre mir aber leid, wenn Sie sich meinetwegen Widerwärtigkeiten aussetzten!"

„Ich glaube es und danke Ihnen, Marien-Blüthe, — aber sagen Sie mir offen: ist es Ihnen gleichgültig, an welchen Ort der Nachbarschaft wir gehen?"

„Mir ist's einerlei, Herr Rudolph," antwortete sie, — „wenn wir nur auf's Land gehen — es ist so herrlich im Freien, und die frische Luft thut mir so wohl! Denken Sie nur: schon seit fünf Monaten bin ich nicht weiter gekommen, als bis zum Blumenmarkte, und nur, weil Mutter Ponisse Vertrauen zu mir hatte, ließ sie mich aus der Cité herausgehen."

„Und wenn Sie auf den Markt gehen, so geschieht es wohl blos, um Blumen zu kaufen?" fragte Rudolph.

„Ach nein!" war die Antwort, „ich hatte dazu nie Geld; ich kam nur, um die Blumen zu sehen und ihren süßen Duft einzuathmen — und in der halben Stunde, wo mich die Ogresse an Markttagen auf das Quai heraus ließ, vergaß ich dann Alles, so glücklich machte mich die kurze Freiheit!"

„Und wenn Sie dann zur Wirthin zurückkehrten in jene abscheulich schmutzigen Gassen?" fragte Rudolph.

„Dann kam ich freilich stets trauriger heim, als ich fortgegangen war," versetzte das Mädchen, — „und doch mußte ich meine Thränen verbergen, um nicht geschlagen zu werden; — sehen Sie, auf dem Markte da betrachtete ich immer mit Neid und Sehnsucht die hübschgekleideten jungen Arbeiterinnen, die mit ihrem Blumenstock im Arme so vergnügt davon giengen!" —

„Gewiß hätte es Ihnen Vergnügen gemacht, auch einige dieser Blumen an ihrem Fenster zu haben?" sprach Rudolph. — „Sie hätten sich mit ihnen unterhalten und die Zeit damit vertreiben können!"

„Da haben Sie ganz recht, Herr Rudolph," antwortete Marien-Blüthe; „sehen Sie: einmal an ihrem

Namenstage schenkte mir die Wirthin einen kleinen Rosenstock, weil sie meine Vorliebe für diese Blumen kannte — ach, wenn Sie wüßten, wie vergnügt ich darüber war! ich hatte keine lange Weile mehr, sah nur immer meinen Rosenstock an und unterhielt mich, seine Blätter und Blumen zu zählen; — aber die Luft ist so dumpf und schlecht in der Cité, daß er schon in zwei Tagen kränkelte und seine Blätter zu welken begannen — und da — aber Sie werden mich auslachen, Herr Rudolph?"

„Nein, nein," rief er und unterdrückte seine Rührung; „fahren Sie nur fort!"

„Sehen Sie," erzählte Marien-Blüthe, „da bat ich die Wirthin um die Erlaubniß auszugehen, und trug meinen Blumenstock spazieren, wie wenn er ein kleines Kind gewesen wäre — ich brachte ihn hin auf's Quai und hoffte, daß ihm das gut thun würde, wenn er bei den anderen Blumen in der frischen, süßduftenden Luft stünde. — Ich begoß die armen gelben Blätter mit dem klaren Wasser der Fontaine und setzte ihn dann, damit er wieder trockne, ein Viertelstündchen in die liebe Sonne. — Ach, in der Cité sah ja das arme Röschen nie einen Sonnenstrahl, denn die Sonne reicht in unserer Straße nicht weiter als bis auf's Dach! — dann trug ich ihn wieder heim, und ich versichere Sie, Herr Rudolph, daß nur um dieser Spaziergänge willen mein liebes Rosenstöckchen vielleicht zehn Tage länger gelebt hat, als dieß sonst der Fall gewesen wäre . . ."

„Das glaub' ich auch," sagte Rudolph, „und es ging Ihnen wohl sehr nahe, als das Blumenstöckchen vollends abstarb?" . . . . .

„Ach ja! ich habe viel geweint und Kummer darüber gehabt," entgegnete sie traurig; — „Ihnen, der Sie auch die Blumen lieben, kann ich das wohl sagen, Sie verstehen mich ja! — und zum Danke für die viele Freude, die es mir gemacht hatte, hab' ich es auch — aber

diesmal, fürchte ich, werden Sie sich wohl über mich lustig machen?“

„Nein, nein,“ rief Rudolph; „ich liebe die Blumen auch recht innig und weiß wohl, zu welchen — Thorheiten und Kindereien diese Vorliebe uns veranlassen kann!“

„Je nun, aus Dank gegen das arme Rosenstöckchen, weil es mir so schön blühte, obwohl ich — trotz dem, daß ich . . . . .“ und die Jodlerin senkte mit verschämtem Erglühen das niedliche Köpfchen und wagte nicht weiter zu reden.

„Armes Kind!“ murmelte Rudolph, „mit diesem Bewußtsein Ihrer entsetzlichen Lage mußten Sie wohl oft . . . .“

„Den Drang fühlen, mit mir ein Ende zu machen, meinen Sie — nicht wahr?“ sagte die Jodlerin, ihren Begleiter unterbrechend; — „ei freilich, und mehr als einmal habe ich über die Brustwehr in die Seine hinabgeblickt, aber, wenn ich dann wieder die Blumen und die liebe Sonne betrachtete, — da pflegte ich mir wieder zu sagen: der Fluß entläuft dir ja nicht, du bist ja erst 17 Jahre alt und wer weiß . . . . . ?“

„Und wenn Sie sagten: wer weiß? so hofften Sie wohl?“ fragte Rudolph, „und was hofften Sie dann?“

„Ich weiß es selbst nicht, — ich hoffte, ja ich hoffte fast wider Willen!“ sagte sie; — „in solchen Augenblicken beschlich mich eine Ahnung, als ob mein Schicksal nicht verdient und noch etwas Besseres in mir sei! Ich sagte mir: man hat mich wohl mißhandelt, aber ich habe Niemanden etwas zu Leide gethan; — hätte ich Jemanden gehabt, der mir ein treuer Rathgeber gewesen, so würde ich jetzt nicht hier sein. Das linderte ein wenig meine Traurigkeit. Zudem muß ich sagen, daß solche Gedanken mich besonders nach dem Verluste meines Rosenstöckchens überkamen,“ setzte die Jodlerin mit einem Ernste bei, der Rudolph lächeln machte.

„Immer noch dieser große Schmerz?“ sagte er.

„Ja,“ entgegnete sie, — „sehen Sie, hier habe ich es!“ und sie zog aus ihrer Tasche ein Paket sorgsam zerschnittener Reißer, die mit einem rosenfarbenen Bande zusammengebunden waren.

„Sie haben das Rosenstöckchen also aufbewahrt?“ fragte er.

„Ei! das will ich meinen!“ antwortete Marien-Blüthe, „es ist das Einzige auf der Welt, was ich besitze.“

„Wie? sonst gehört nichts mehr Ihnen?“ fragte ihr Begleiter.

„Gar nichts,“ entgegnete sie traurig.

„Doch dieses Halsband von Korallen, das Sie da tragen?“

„Es gehört ebenfalls der Wirthin!“

„Also besitzen Sie nicht einmal ein Häubchen, eine Bandschleife, ein Taschentuch?“

„Nichts, gar nichts!“ gab sie zur Antwort; „nichts als diese dürren Zweige meines Rosenstöckchens, welche mir eben darum auch so theuer sind!“

Bei jedem ihrer Worte nahm Rudolphs Staunen zu — dieses schreckliche Sklaventhum, der scheußliche Verkauf von Leib und Seele gegen ein schmutziges Obdach mit schlechter Nahrung und Lumpen, anstatt der Kleidung, war ihm unfaßlich. [1]

---

1 Wenn es uns vergönnt wäre, auf eine nähere Schilderung der Details einzugehen, vor denen wir zurückbeben, könnten wir beweisen, daß eine solche Leibeigenschaft besteht, daß die Policeigesetze es gestatten und möglich machen, daß ein unglückliches Geschöpf, das oft von seinen eigenen Verwandten verkauft und in diesen Abgrund von Schande und Verworfenheit geschleudert wurde, darin sein ganzes Leben lang zu verharren verdammt ist, — daß trotz seiner Reue, seiner vergeblichen Gewissensbisse es ihm fast materiell unmöglich ist, sich wieder aus dem Schlamme zu erheben. (Man vergleiche hierüber das werthvolle Werk des Doktors Parent du Châtelet, das von eben so tiefer philosophischer Auffassung als gutem Willen, das materielle Wohl des Volkes, und zumal jener verwahrlosten Classen der Bevölkerung zu verbessern, zeugt.) —

Rudolph und die Jodlerin erreichten das Quai des Fleurs, wo ein Fiaker ihrer wartete, in welchem Rudolph neben dem Mädchen Platz nahm.

„Nach St. Denis!" rief er dem Kutscher zu; „ich werde Dir später den Weg sagen, welchen Du einschlagen sollst!"

Der Wagen fuhr ab; die Sonne schien hell und freundlich am klaren und wolkenlosen Himmel, und ein leichter frischer Zugwind strömte durch das herabgelassene Wagenfenster,

„Wie? ein Frauenmantel?" fragte die Jodlerin, als sie gewahr ward, daß sie auf dieses von ihr nicht bemerkte Kleidungsstück sich gesetzt hatte.

„Ja, er ist für Sie, mein Kind!" versetzte Rudolph; „ich fürchtete, Sie möchten frieren in dem leichten Kleidchen da, darum nahm ich ihn mit. Hüllen Sie sich gut darein!"

Zu wenig an solche liebevolle Sorgfalt gewöhnt, blickte das arme Mädchen mit Verwunderung auf Rudolph; die Art ängstlicher Scheu, welche er ihr einflößte, sowie die trüben Ahnungen, von denen Sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, nahmen noch zu.

„Lieber Gott, wie gut Sie sind, Herr Rudolph! — Sie machen mich wirklich verlegen!" flüsterte sie mit feuchten Augen.

„Dadurch, daß ich gütig gegen Sie bin?" fragte er.

„Ach nein!" entgegnete sie; „aber ich meine, Sie sprechen heute gar nicht mehr so, wie gestern, Sie seien ein ganz Anderer geworden!"

„Und nun, Marien-Blüthe, lassen Sie sehen, ob Sie mich lieber als den Rudolph von gestern oder so haben möchten, wie ich heute bin?"

„Sie sind mir freilich lieber, so wie Sie jetzt sind, doch schien es mir gestern, als dürfe ich mich mehr Ihnen gleich fühlen ...." sagte sie; — sie fürchtete indessen Rudolph hiedurch beleidigt zu haben, und lenkte alsbald ein, um sich zu korrigiren, indem sie sagte: „Wenn ich

sagte: Ihresgleichen, Herr Rudolph, so weiß ich doch wohl, daß dieß nicht so sein kann!..."

„Eins nur wundert mich an Ihnen, Marien-Blüthe!" sagte Rudolph. — „Sie scheinen vergessen zu haben, was die Nachteule Ihnen gestern von Ihren Verwandten gesagt — daß sie noch leben und daß sie Ihre Mutter kenne!?"

„O, das habe ich nicht vergessen," entgegnete das Mädchen, — „ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht und viel geweint, aber nun weiß ich gewiß, daß es nicht wahr war und die Einäugige diese Geschichte nur erfunden haben wird, um mir recht wehe zu thun."

„Dennoch wäre es möglich, daß die Nachteule besser davon unterrichtet ist, als Sie glauben," sagte Rudolph. „Wenn dem so wäre, würden Sie sich nicht glücklich preisen, Ihre Mutter wieder zu finden?"

„Ach, Herr Rudolph!" rief sie, „wenn meine Mutter mich niemals geliebt hat, wozu alsdann sie wieder finden? — sie wird mich gar nicht sehen wollen; wenn sie mich aber geliebt hat, welche Schande würde ich ihr machen? — sie würde vielleicht vor Kummer sterben!"

„Wenn Ihre Mutter Sie geliebt hat, Marien-Blüthe, so wird sie Sie beklagen, Ihnen verzeihen und Sie noch mehr lieben; — hat sie aber Sie ausgesetzt und schmachvoll verlassen, so wird bei der Ueberzeugung, in welch' unseliges Verderben ihre Lieblosigkeit Sie gestürzt hat, der Mutter Schmach Sie rächen."

„Was frommt mir die Rache?" fragte Marien-Blüthe, — „und wenn ich mich erst rächen würde, müßte ich denken, daß ich kein Recht mehr hätte, mich für unglücklich zu halten, und das tröstet mich doch oft."

„Sie haben vielleicht Recht; lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen," sagte Rudolph. —

Der Wagen kam eben bei St. Ouen an der Stelle an, wo die Straße nach St. Denis und der Chemin de la revolte zusammentreffen; trotz der Einförmigkeit der Landschaft war Marien-Blüthe so entzückt, Felder

zu sehen, wie sie sagle, daß sie der traurigen Gedanken vergaß, welche die Erinnerung an die Nachteule in ihr erweckt hatte, und sie überließ sich unbefangen und rückhaltslos dem Eindruck einer unschuldigen, harmlosen Freude.

Händeklatschend bog sie sich aus dem Schlage und rief: „Sehen Sie nur, Herr Rudolph, wie schön, wie hübsch! — überall Gras und Felder! ach! wenn Sie mir erlauben würden, auszusteigen .... das Wetter ist so schön und ich möchte so gerne auf diesen Wiesen herumspringen.“

„Das dürfen Sie auch, mein Kind! — Halt Kutscher!“ rief Rudolph.

„Wie? Sie auch, Herr Rudolph?“ fragte die Kleine.

„Ei freilich,“ versetzte er, „ich gehe auch mit: es wird mir Freude machen!“

„Wie gut Sie sind, wie glücklich Sie mich machen!“

Und Beide nahmen sich nun an der Hand und liefen sich fast athemlos auf der großen Wiese, wo noch frisch gemähtes Spätheu zum Trocknen ausgespreitet war.

Die muntern Sprünge, den naiven Freudenruf und das innige Entzücken der Marien-Blüthe zu beschreiben, wäre fast unmöglich. Wie eine arme, lang gefangene Gazelle sog sie in langen Zügen und mit trunkener Freude die frische Luft ein, — sie sprang hin und her, stand dann wieder still und lief von Neuem davon.... Beim Anblicke einiger Gänseblümchen und anderer lieblichen Kinder des Wiesengrundes, die der erste Frost verschont hatte, konnte die Jodlerin sich nicht enthalten, neue Freudenrufe auszustoßen und die ganze Wiese zu durchsuchen, bis sie alle diese Blümchen abgepflückt hatte.

Das Umherlaufen und Springen auf dem Felde ermüdete sie rasch, da sie nicht an derartige Leibesbewegungen gewöhnt war. Nach einer Weile hielt sie wieder an, um Athem zuschöpfen, und setzte sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der an dem Rande eines tiefen Grabens lag.

Der durchscheinende weiße Teint des Mädchens hatte seine gewöhnliche Bläsſe verloren, und erschien lebhafter geröthet als sonst; ihre großen blauen Augen glänzten in sanftem Feuer, ihr halb offner rosiger Mund ließ zwei Reihen feuchter Perlen sehen, ihr Busen wogte unter dem alten orangefarbenen Halstuch, und sie legte eine ihrer Hände auf's Herz, um dessen rasches Wallen zu beschwichtigen, während sie mit der andern Hand Rudolph das Sträußchen von Feldblumen hinreichte, das sie gepflückt hatte. Es war kaum etwas Lieblicheres und Reizenderes zu denken, als der Ausdruck reiner, unschuldiger Freude, der auf ihrem unverdorbenen Gesichte glänzte. Als sie endlich wieder reden konnte, sagte sie mit dem Tone hoher Zufriedenheit und frommen Dankes zu Rudolph:

„Wie ist doch der liebe Gott so gütig, uns einen so schönen Tag zu gönnen!“

Eine Thräne trat in Rudolphs Augen, als er dieses arme, verlassene, verachtete, verlorene Geschöpf ohne Brod und Obdach in einen Ausruf unaussprechlichen Glücks und Dankes gegen den Schöpfer ausbrechen hörte, weil sie eines reinen Sonnenscheines und des Anblicks der freien Natur genoß. . . .

Ein unvorhergesehenes, plötzliches Ereigniß entzog Rudolph seinem stillen Nachdenken.

VIII.

Die Ueberraschung.

Die Jodlerin saß, wie gesagt, auf dem umgeworfenen Baumstamm am Rand des tiefen Grabens, da erhob sich mit einem Mal ein Mann aus dem Grunde

der Grube und schüttelte mit lautem Lachen die Streu und den Mist ab, unter welche er sich versteckt hatte.

Mit einem Schrei des Schrecks und der Ueberraschung wandte sich das Mädchen um. — Es war der Schlächter.

„Sei ohne Sorgen!“ rief er, als er bemerkte, daß die Jodlerin erschreckt sich zu ihrem Gefährten flüchtete.

„Ein seltsames Zusammentreffen, nicht wahr, Herr Rudolph? mich hätten Sie wohl am allerwenigsten hier erwartet? — ich Sie aber wahrhaftig auch nicht; sehen Sie, Herr,“ fuhr er ernster fort, „man mag mir sagen, was man will, aber es ist etwas da droben in der Luft über unsern Köpfen — ein Ding, die Leute nennen es Gott, das mir zum Menschen zu sagen scheint: geh', wie ich dich treibe! und vorausgesetzt, daß er Sie hieher getrieben hat, so ist das doppelt erstaunlich!“

„Was machst Du denn hier?“ fragte Rudolph überrascht.

„Ich wache für Sie, lieber Herr,“ versetzte der Schlächter; „aber Donnerwetter, welcher glückliche Zufall, daß Sie gerade jetzt in die Nachbarschaft meines Landhauses kommen?! — Dahinter steckt etwas, ganz gewiß! — das ist nicht bloßer Zufall!“ —

„Aber noch einmal, was machst Du denn da?“ fragte Rudolph.

„Das sollen Sie im Augenblick erfahren, wenn Sie mir nur erst Frist gönnen wollen, bis ich mich von der Höhe Ihres zweispännigen Observatoriums herab etwas umgesehen habe,“ entgegnete er und ging nach dem Fiaker hin, der in kleiner Entfernung auf der Straße hielt, kletterte hinauf, blickte sich aufmerksam über die ganze Fläche der Gegend hin um und kam dann schnell wieder zu Rudolph zurück.

„Nun erkläre mir aber, was das Alles bedeutet!“ rief Rudolph.

„Geduld, Geduld! nur noch eine Frage: wie viel Uhr haben wir jetzt?“

„Halb ein Uhr!“ versetzte Rudolph, auf die Uhr blickend.

„Gut, gut! dann haben wir noch Zeit — die Nachteule kommt erst in einer halben Stunde hieher!“ sagte der Schlächter.

„Die Nachteule?“ riefen Rudolph und das junge Mädchen mit einem Male.

„Ja — die Nachteule,“ bestätigte der Schlächter.

„In zwei Worten, Herr, sollen Sie die ganze Geschichte haben,“ begann der Schlächter seine Erzählung; „gestern Nacht kam noch ein großer Mann mit einer Frau in Männerkleidern ....“

„Ich weiß das schon,“ versetzte Rudolph, „nur weiter, weiter!“

„Sie zahlten mir zu trinken und wollten mich über Sie plaudern machen, aber ich mochte ihnen nichts sagen, — einmal, da Sie mir nichts anderes anvertraut haben, als die Tracht Schläge, durch welche Sie mich Lebensart lehrten, und ich nicht um Ihre Geheimnisse wußte; und zum Andern, weil sie auch außerdem nie etwas von mir erfahren hätten. — Sehen Sie, Herr Rudolph, wir Beide halten zusammen auf Leben und Tod, — ich will in der tiefsten Hölle braten, wenn ich weiß, warum ich für Sie so etwas fühle, wie die Anhänglichkeit einer Bulldogge an ihren Herrn, aber gleichviel — ich verstehe das zwar nicht und kümmere mich auch nichts darum — 's ist vielmehr Ihre Sache, und Sie werden wohl wissen, was Sie daraus zu machen haben. . . . .“

„Danke, danke, lieber Freund,“ erwiederte Rudolph, „erzähle mir nur weiter!“

„Wie der große Herr und die kleine Frau in Männerkleidern sahen, daß sie nichts aus mir herauslockten, gingen sie aus dem Wirthshaus fort und ich nach: — Sie nach dem Justizpallaste, ich aber der Notre-Dame-Kirche zu. Wie ich an's Ende der Gasse kam, bemerkte

ich aber, daß es wie mit Kübeln heruntergoß, ein Regen wie in der Sündfluth! — Ganz in der Nähe war ein abgetragenes Haus; — Halt, dachte ich bei mir, wenn der Platzregen noch lange so fort macht, so schlafe ich da drinnen wohl eben so gut, als in meiner Herberge! — Ich rutschte in eine Art von Keller hinunter, wo ich wenigstens im Trockenen war, machte mein Bett aus einem alten Balken, das Kopfkissen aus einem Gypshaufen und lag nun da wie ein König!....“

„Weiter, weiter!“ drängte Rudolph.

„Wir Beide hatten schon zusammen getrunken,“ fuhr der Schlächter fort, „und mit dem großen Mann und der kleinen Frau in Männerkleidern hatte ich dann ebenfalls noch trinken müssen, so daß ich am Ende — ich darf's wohl sagen, — am Ende einen schweren Kopf hatte; — zudem schläfert mich nichts mehr ein, als das Geplätscher des Regens..... So brauchte man mir eben nicht lange zu singen, bevor ich einduselte; aber ich mochte, glaube ich, noch nicht lange geschlummert haben, als ein Geräusch mich jählings aufschreckte. — Der Schulmeister plauderte oben ganz freundschaftlich mit einem Fremden, — ich horchte, und Donnerwetter! wen erkannte ich in diesem!? — keinen Andern, als den Langen, der mit dem kleinen Weibsbild in Männerkleidern in die Kneipe gekommen war!....“

„Wie? sie beredeten sich mit dem Schulmeister und der Eule?“ fragte Rudolph bestürzt.

„Mit eben diesen Beiden,“ bestätigte der Schlächter; „sie kamen überein, sich am andern Tag wieder zu treffen!“

„Das wäre heute!“ sagte Rudolph.

„Um ein Uhr!“ sagte der Schlächter.

„Also jetzt in wenigen Minuten?“ rief Rudolph.

„Am Kreuzweg der Straße von St. Denis und des Chemin de la Revolte,“ war die Antwort.

„Also hier, wo wir eben stehen?!“ fragte Rudolph.

„Ganz recht, eben hier, wo wir stehen, Meister Rudolph,“ sagte der Schlächter.

„Der Schulmeister?“ rief Marien-Blüthe entsetzt; „ich bitte Sie, nehmen Sie sich vor ihm in Acht, Herr Rudolph!....“

„Sei unbesorgt, Töchterchen!“ unterbrach sie der Blutzapfer, „er wird nicht selbst kommen, sondern nur die Eule!“

„Wie mochte sich aber dieser Mann mit jenen beiden verworfenen Creaturen in Verkehr setzen?“ forschte Rudolph.

„Das weiß ich wahrhaftig auch nicht,“ erwiderte der Schlächter, „zudem bin ich allem Anscheine nach erst am Ende der Unterredung aufgewacht, denn der Große sprach davon, sein Taschenbuch wieder zu haben, was ihm die Nachteule gegen eine Summe von 500 Franken hieher bringen sollte. Daraus schließe ich denn, daß der Schulmeister sie zuerst ausgeraubt hat, und daß sie sich erst nachher gutwillig und freundschaftlich verständigten.“

„Höchst sonderbar, höchst sonderbar!“ rief der junge Arbeiter.

„Lieber Gott, das macht mich bange für Sie, Herr Rudolph!“ rief Marien-Blüthe.

„Meister Rudolph ist kein Kind mehr, Töchterchen!“ fiel ihr der Schlächter ins Wort, „aber darin magst du wohl Recht haben, daß es für Herrn Rudolph eine ernste Sache werden könnte, und darum bin ich da!“

„Erzähle nur weiter, wackerer Junge!“ drängte Rudolph. —

„Der große Mann und die kleine Frau haben dem Schulmeister 2000 Franken versprochen, falls er Ihnen — ich weiß nicht was — anthue. Die Nachteule, welche mit dem Taschenbuche nun gleich hieher kommen muß, soll mit dem Fremden verhandeln und seinen Auftrag dem Schulmeister überbringen, der das Uebrige besorgen soll....“

Marien-Blüthe zitterte, Rudolph lächelte verächtlich.

„Blitz, Herr Rudolph!“ sagte der Schlächter, „das

ist nichts zum Lachen, — 2000 Franken, damit er Ihnen etwas anhabe, das macht mich gedankenvoll; denn nichts für ungut! — wenn ich Jemanden für das Wiederbringen eines verlorenen Hundes 500 Franken Belohnung aussetzen höre, sage ich zu mir selbst: wenn Du verloren gingest, armes Geschöpf, gäbe Niemand auch nur 5 Franken für dein Wiederfinden! — Nehmen Sie den Vergleich nicht übel, bester Herr; — aber 2000 Franken, um Ihnen etwas anzuhaben, das ist stark; — wer sind Sie denn eigentlich?"

„Du sollst's bald erfahren!" versetzte Rudolph.

„Schon recht, Herr!" entgegnete der Schlächter; — „als ich der Nachteule diesen Vorschlag thun hörte, sagte ich zu mir: Ich muß nun wissen, wo diese reichen Spitzbuben wohnen, welche den Schulmeister hinter den Herrn Rudolph her hetzen wollen; wer weiß, wozu das gut ist? — Als sie weggingen, stieg ich aus meinem Schutthaufen heraus und folgte ihnen wie auf Katzenpfoten nach. — Der Große und das Weibchen wurden von einem Fiaker auf dem Notre-Dame-Platze erwartet, stiegen hinein, ich hinten auf, und so kamen wir auf das Boulevard de l'Observatoire. — Es war so finster wie in einer Kuh, und ich konnte mich nicht umsehen; da machte ich einen tüchtigen Schnitt in einen Baum, um mich am Morgen desto leichter zurecht zu finden...."

„Klug gehandelt, mein Freund!" rief Rudolph überrascht.

„Heute Morgen," fuhr der Schlächter fort, „kehrte ich dahin zurück; zehen Schritte von dem Baume erblicke ich ein schmales Gäßchen, das durch eine Schranke verschlossen ist, im Koth des Durchganges große und kleine Fußstapfen, am Ende desselben ein Haus — hier muß das Nest der beiden verdächtigen Vögel sein!"

„Dank Dir, wackerer Mann, Du hast mir, ohne es zu wissen, einen wesentlichen Dienst geleistet!" sagte der junge Arbeiter.

„Ah Pardon! Sie entschuldigen, — ich wußte es

wohl, sonst hätte ich es nicht gethan!" sagte der Schlächter treuherzig.

„Ich weiß es, mein Junge, und ich möchte Deinen Dienst gerne anders vergelten, als durch einen leeren Dank," versetzte Rudolph; „leider aber bin ich nur ein armer Handwerker, obwohl man, wie Du sagst, 2000 Franken daran rückt, mir etwas anzuhaben, — ich will Dir das später aus einander setzen!"

„Meinetwegen, wenn's Ihnen angenehm ist," gab der Schlächter zur Antwort; „sonst kann mir's auch gleichgültig sein! — Man will Ihnen etwas anhaben — ich will's nicht leiden; das Uebrige geht mich gar nichts an!"

„Ich errathe, was sie wollen," sagte Rudolph. — „Denke Dir nur, ich habe ein Geheimniß erfunden, das Elfenbein zu den Fächern auf einer Maschine zu schneiden. Aber das Geheimniß gehört nicht allein mir, ich erwarte einen Associé, um dieses Verfahren ins Werk zu setzen; ganz gewiß handelt sich's nur um das Modell der Maschine, das ich zu Hause habe und dessen man sich um jeden Preis zu bemächtigen wünscht, denn man kann mit dieser Entdeckung schweres Geld verdienen!"

„Der Große und das kleine Weibchen sind also?..." fragte der Schlächter.

„Fabrikanten, bei denen ich früher gearbeitet habe, und denen ich mein Geheimniß nicht anvertrauen wollte," gab der Fächermaler zur Antwort.

Diese Erläuterung schien dem Schlächter zu genügen, dessen Verstand nicht eben der scharfsinnigste war.

„Aha," sagte er, „ich verstehe jetzt. — Sehe mir Einer das verdammte Lumpenvolk; sie haben nicht einmal den Muth, ihren Streich selbst auszuführen! — Nun lassen Sie sich endlich sagen, was ich heute früh zu thun beschloß; — ich weiß nun, sagte ich mir, den Ort, wo der Fremde und die Nachteule sich treffen wollen; ich kann gut laufen, drum wird's am besten sein, wenn ich hingehe und sie erwarte — mein Schaffner wird zwar auch auf mich warten, aber was thuts? —

Gesagt, gethan! .... ich gehe hieher, finde dieses Loch, nehme da unten einen Arm voll Mist und Heu, decke mich bis zur Nasenspitze zu und warte so auf die Nachteule, — aber sehen Sie, wie sonderbar! wie ich ich nun so warte, kommen Sie in der Ebene an, und die arme Jodlerin setzt sich hart neben meinem Versteck nieder. — Da überkam mich die Lust, irgend einen dummen Streich zu spielen und mit einem tollen Geschrei plötzlich aus meinem Misthaufen aufzustehen....."

„Was willst Du aber jetzt thun?" fragte Rudolph.

„Ich will auf die Nachteule lauern, die zweifelsohne zuerst kommen wird, und mir Mühe geben, zu hören, was ihr der Lange sagen wird, weil das Ihnen von Nutzen sein könnte. Weit und breit im Felde liegt kein anderer umgestürzter Stamm als dieser, der eigentlich dazu gemacht zu sein scheint, einen freien Ueberblick über die Ebene zu gewähren und dem Müden einen Sitz zu bieten. Kaum vier Schritte von hier ist der Kreuzweg, der Zusammenkunftsort für die Nachteule — man könnte also darauf wetten, daß sie sich hier setzen. — Kommen Sie aber ja nicht hieher, kann ich nichts von ihrem Gespräche hören, so überfalle ich alsbald, wenn sie sich getrennt haben, die Nachteule, auf die ich es bereits ernstlich abgesehen, gebe ihr, was sie noch für den Zahn der armen Marien-Blüthe gut hat, und würge ihren verruchten Hals solange, bis sie mir sagt, was sie von dem Stamm und den Aeltern des jungen Mädchens da weiß. — Was sagen Sie zu meinem Plan, Meister Rudolph?"

„Er ist so übel nicht, mein Junge," versetzte dieser, „aber ich muß noch Einiges daran verbessern."

Das Mädchen war tief ergriffen von der Theilnahme des rohen Schlächters und eine Thräne der Dankbarkeit blinkte in ihren Wimpern, als sie zu ihm sagte:

„Nein, Schlächter, ich bitte Euch, stürzt Euch nicht in so gefährliche Händel um meinetwillen! Wenn Ihr die Eule schlagt, wird der Schulmeister ....."

„Schon recht, Töchterchen,“ erwiderte der Schläch-ter, „die Eule geht nicht ungerupft mir unter den Hän-den fort. — Donnerwetter, eben weil der Schulmeister sie vertheidigen wird, will ich ihre Tracht verdoppeln.“

„Höre, mein Junge,“ sagte Rudolph leiser und zog den Schlächter am Arme ein paar Schritte weit von Marien-Blüthe weg, „ich weiß noch ein besseres Mittel, die Jodlerin für die Bosheiten der Nachteule zu rächen, und Du sollst es später erfahren; im jetzigen Augenblick aber, wenn Du mir wirklich eine Gefällig-keit thun willst . . . . .“

„Das dürfen Sie unbedingt glauben, Meister Ru-dolph;“ unterbrach ihn der Schlächter.

„Die Nachteule kennt Dich wohl nicht?“ forschte Rudolph.

„Kaum, ich sah sie ja gestern Abend zum ersten Male in der Kneipe;“ sagte der Schlächter.

„Nun höre, was Du zu thun hast,“ fuhr Rudolph fort; „verbirg dich zuerst, aber wenn Du sie heran-kommen siehst, springe aus Deinem Loche heraus . . . . .“

„Um ihr den Hals umzudrehen?“ rief der Schläch-ter vergnügt.

„Ein ander Mal meinetwegen,“ versetzte Rudolph, „nur jetzt noch nicht! — Vor allen Dingen mußt Du heute verhindern, daß sie mit dem Fremden spricht — wenn er Jemand bei ihr sieht, wird er nicht heran-zukommen wagen; kommt er aber je, so verlasse sie kei-ne Minute und in Deiner Gegenwart wird er ihr wohl seine Vorschläge unmöglich machen können.“

„Falls mich der Bursche zu vorwitzig findet, will ich schon mit ihm fertig werden; er ist weder ein Schul-meister, noch ein Meister Rudolph!“ erwiderte der Schlächter.

„Ich kenne den Burschen schon, er wird sich nicht mit Dir einlassen,“ sagte Rudolph.

„Um so besser, ich will der Nachteule wie ihr Schatten folgen; der Fremde soll nicht ein Wort reden,

das ich nicht höre, und wird wohl bald gehen, wenn er sieht, daß er vergebens gekommen ist," entgegnete der Schlächter.

„Sollten sie eine andere Zusammenkunft verabreden," fuhr Rudolph fort, „so wirst Du es wohl erfahren, wenn Du sie nicht verläßt; übrigens kenne ich meinen Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß ihn schon Deine Gegenwart fern halten wird."

„Schön, schön!" rief der Schlächter, „dann kommt die Reihe an die Nachteule: ich freue mich schon darauf!"

„Noch nicht." sagte Rudolph, „die Einäugige weiß wohl nicht, ob Du ein Dieb bist oder nicht?"

„Nein!" versetzte der Schlächter, „es müßte ihr denn nur der Schulmeister gesagt haben, daß dieß nicht in meiner Art liege."

„Wenn er es gesagt hat," fuhr Rudolph fort, „so stelle Dich an, als ob Du hierin Deine Ansichten geändert habest."

„Ich? ....." rief der Schlächter erstaunt.

„Ja Du," entgegnete der Andere.

„Blitz noch einmal, Herr Rudolph, sagen Sie mir nur — Hm, hm, der Spaß gefällt mir gar nicht!" sagte der Schlächter.

„Du magst thun, was Du willst!" sagte der Fächermaler, „warte nur erst ab, ob ich Dir einen entehrenden Antrag thue!"

„Ei nun!" rief der Schlächter, „davor ist mir nicht bange, ich kenne Sie zu gut — aber reden Sie nur jetzt, ich willige in Alles!"

„Wenn der Fremde sich entfernt hat, so mußt Du mit der Nachteule schön zu thun versuchen?" sagte Rudolph.

„Ich? mit dem alten Nickel?" rief der Schlächter, „lieber möchte ich mich mit dem Schulmeister balgen — ich weiß ohnehin nicht, wie ich es anfange, ihr nicht ohne Weiteres an den Kragen zu gehen!"

„Dadurch würdest Du Alles verderben!" rief Rudolph.

„Aber was soll ich denn sonst thun?“ fragte der Schlächter.

„Die Eule wird wüthend werden, daß ihr die schöne Beute entgangen ist,“ sagte Rudolph: „Du mußt sie beruhigen mit dem Vorgeben, daß Du noch einen bessern Handstreich wissest, und eben hier auf Deinen Gefährten wartest, und daß, wenn der Schulmeister mit von der Partie sein wollte, viel Geld dabei zu verdienen wäre.“

„Gut, gut, ich verstehe schon!“ erwiderte der Schlächter.

„Nach einer Stunde vergeblichen Wartens,“ fuhr Rudolph fort, „sagst Du zu ihr: Mein Kamerad kommt nicht; die Sache ist auf ein ander Mal vertagt! und dann verabredest Du auf morgen Früh noch eine Zusammenkunft mit der Nachteule und dem Schulmeister, verstanden?“

„Vollkommen!“ entgegnete der Schlächter.

„Heute Abend um 10 Uhr aber erwartest Du mich an der Ecke der elysäischen Felder und der Allee der Veuves, — dort werde ich Dich treffen und das Weitere sagen.“

„Wenn's ein Fallstrick für den Schulmeister sein soll, so nehmen Sie sich wohl in Acht,“ warnte der Schlächter, „der Kerl ist boshaft, — Sie haben ihn geschlagen, beim geringsten Zweifel, den er hegt, ist er im Stande, Sie niederzustoßen!“

„Sei unbesorgt,“ sagte Rudolph.

„Teufel, 's ist sonderbar! — Sie machen mit mir, was Sie wollen,“ sagte der Schlächter; „zudem sagt mir eine unbestimmte Ahnung, ein gewisses Etwas, daß dabei der Eule und dem Schulmeister eine Suppe eingebrockt werden soll.“ . . . .

„Jetzt nur noch ein Wörtchen mit Ihnen, Herr Rudolph.“

„Rede,“ versetzte dieser.

„Ich halte Sie nicht für fähig, dem Schulmeister

eine Falle zu stellen, daß er der Polizei in die Hände gerathe," sagte der Schlächter, — „er ist zwar ein vollendeter Schurke und längst für den Galgen reif, aber ihn den Häschern auszuliefern — ist nicht meine Sache!"

„Und die meinige eben so wenig," gab Rudolph zur Antwort; — „ich habe mit dem Schulmeister und der Eule nur noch einen Span zu brechen, weil sie gemeinsame Sache mit den Leuten machen, die mir an's Leben wollen; — wenn Du mir hilfst, so sind wir Beide uns genug, ihnen das zu vergelten."

„Nun wohlan!" rief der Schlächter, „da das Männchen nicht mehr verdient als das Weibchen, bin ich dabei!"

„Wenn unser Plan gelingt," fügte Rudolph mit ernstem, fast feierlichem Tone hinzu, der den Schlächter bedeutend überraschte, — „so wirst Du nicht minder stolz sein, als damals, wo Du die beiden Männer und die Frau vom Feuer- und Wassertode errettetest!"

„Wie Sie mir das sagen, Herr Rudolph; — mit einem Blicke! — einen solchen hab' ich noch gar nie an Ihnen bemerkt!" rief der Schlächter verwundert, „aber jetzt nur schnell fort von hier, ich sehe da drunten einen weißen Fleck heraufkommen; das wird wohl die Haube der Nachteule sein; gehen Sie jetzt und ich verstecke mich in mein Loch."

„Heute Abend um 10 Uhr also an der Ecke der elysäischen Felder und der Allee des Veuves!" rief ihm der Fächermaler noch nach.

Marien-Blüthe hatte den letzten Theil der Unterhaltung der beiden Männer nicht angehört; sie stieg jetzt folgsam mit ihrem Gefährten wieder in ihren Wagen.

IX.

Der Maierhof.

Nach seiner Unterredung mit dem Schlächter blieb Rudolph einige Augenblicke stumm, in tiefes Sinnen verloren und Marien-Blüthe, die sein Schweigen nicht zu unterbrechen wagte, blickte ihn trübe an.

Endlich erhob Rudolph das Haupt wieder und lächelte ihr mit Wohlwollen zu. „Woran denken Sie, mein Kind?" sagte er, „das Zusammentreffen mit dem Schlächter war Ihnen unangenehm, nicht wahr? Wir waren ja zuvor so fröhlich!"

„O nein, Herr Rudolph!" entgegnete sie, „es ist im Gegentheile ein Glück für uns, da der Schlächter Ihnen nützlich sein kann."

„Galt dieser Mensch unter den Gästen der Kneipe nicht für einen Mann, in welchem noch einiges Gefühl für das Bessere wohnt?" fragte er sie.

„Ich weiß es nicht, Herr Rudolph," gab sie zur Antwort; „vor dem Auftritt von gestern Abend habe ich ihn oft gesehen, aber kaum mit ihm gesprochen, weil ich ihn für eben so verworfen hielt, wie die Andern."

„Wir wollen uns all' dieser Gedanken entschlagen, Marien-Blüthe," sagte Rudolph; — „es würde mir leid thun, wenn ich Sie traurig machte, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo ich Ihnen einen vergnügten Tag zu schaffen bemüht war."

„O, ich bin auch recht vergnügt," sagte sie, „es ist schon so lange, daß ich nicht mehr Paris verließ."

„Seit Ihren Spazierfahrten mit der Lachtaube, nicht wahr?" fragte Rudolph.

„Lieber Gott, ja!" entgegnete sie, „das war im Frühjahre; — obwohl wir aber jetzt beinahe Winter haben, macht es mir doch jetzt eben so viel Vergnügen

als damals. — Wie schön die Sonne scheint! — sehen Sie nur die kleinen rosenfarbenen Wölkchen dort unten, und jenen Hügel mit den hübschen weißen Häusern inmitten der Bäume! — Und die Bäume selbst haben gar noch Blätter! — das ist wirklich zu verwundern im Monat November, nicht wahr, Herr Rudolph? Sehen Sie, in Paris fallen die Blätter so schnell! — und dort drüben jener Flug Tauben, der sich eben auf die Dächer der Mühle niederläßt! — Auf dem Lande wird man gar nicht müde, sich überall umzusehen! ....."

„Man sieht mit Vergnügen," entgegnete Rudolph, „wie empfänglich Sie für all' diese Kleinigkeiten sind, deren Verein den Reiz dieser Landschaft bildet!" —

Je mehr auch in der That das junge Mädchen das ruhige, lachende Landschaftsbild umher betrachtete, desto mehr verklärte sich von Neuem ihr Gesicht. „Und dort drunten," fuhr sie fort, „jenes kleine Feuerchen auf dem Felde ..... wie hübsch die leichten, weißen Rauchwölkchen gen Himmel emporsteigen! — Und dort jener Karren mit den zwei großen Grauschimmeln! — Wenn ich ein Mann wäre, kein Stand gefiele mir besser, als der des Landmannes! — so inmitten einer stillen Ebene zu leben, dem Karren, dem Pfluge zu folgen und von Weitem die langen, dunkeln Waldkuppen zu sehen, — wie schön, wie angenehm ist dieß, zumal an einem Tage wie der heutige! Wahrhaftig, das macht Einem Lust, eines jener schwermüthigen Lieder zu singen, die Einem Thränen in die Augen treiben, wie z. B. das von der Genoveva von Brabant — kennen Sie dieses Lied, Herr Rudolph?" .....

„Leider nein, mein Kind!" versetzte er, „aber es soll mich sehr freuen, wenn Du mir es nach unserer Ankunft auf dem Pachthofe singen willst!"

„O, wie hübsch! wir gehen also auf einen Pachthof?" fragte Marien-Blüthe.

„Allerdings, und zwar auf Einen, dem meine

Amme, eine gar brave, würdige Frau, die mich erzogen hat, vorsteht!" belehrte er sie.

„Und da können wir Milch bekommen?" rief die Jodlerin in die Hände klatschend.

„Pfui!" versetzte Rudolph, „keine schlechte Milch, sondern vorzüglichen Rahm, wenn Sie welchen haben wollen, und frische Eier und Butter, den die Pächterin vor unsern Augen machen wird."

„Und die Eier holen wir selbst aus dem Neste, nicht wahr?" fragte Marien-Blüthe mit kindlichem Frohsinn.

„Allerdings," war die Antwort.

„Und dann sehen wir die Kühe im Stalle?"

„Recht gerne!"

„Und hernach gehen wir auch in die Milchkammer?"

„Ebenfalls!" sagte Rudolph.

„Und in den Taubenschlag?"

„Meinetwegen!"

„Ach, wie hübsch, Herr Rudolph! wie niedlich! ich kann kaum daran glauben," rief Marien-Blüthe mit freudestrahlenden Augen; — „wie werde ich vergnügt sein!" fuhr sie entzückt fort, „was für ein lieber, schöner, glücklicher Tag!"

Mit einem Male aber nahmen die Gedanken des unglücklichen Mädchens eine andere Wendung und gemahnten sie, daß sie nach diesen Stunden der Freiheit, die sie so erwünscht auf dem Lande verbringen durfte, in ihren dumpfen, schmutzigen Kerker zurückkehren müsse, und Thränen traten ihr in's Auge und sie verbarg die Wehmuth ihres Gesichts mit den Händen.

Ueberrascht fragte Rudolph die Kleine: „Was haben Sie, Marien-Blüthe? welcher Kummer befällt Sie?"

„Keiner, keiner, Herr Rudolph," entgegnete sie, und versuchte zu lächeln, indem sie ihre Augen abwischte; „vergeben Sie mir, daß ich plötzlich traurig wurde. Haben Sie nicht Acht darauf, es ist nichts,

gar nichts: ich versichere Sie — nur ein thörichter Einfall — ich werde bald wieder fröhlich sein!"

„Aber Sie waren ja eben noch so heiter und vergnügt?" sagte er.

„Eben deßhalb ward ich auch plötzlich wehmüthig," entgegnete Marien-Blüthe aufrichtig und schlug ihre thränenfeuchten Augen zu Rudolph auf.

Diese Worte erläuterten ihm Alles, und er errieth ihre geheimsten Gedanken. Die trübe Wehmuth des jungen Mädchens zu verscheuchen, sagte er lächelnd: „Ich wette, daß Sie an Ihr Rosenstöckchen dachten; Sie bedauern sicherlich, daß Sie es nicht auch auf unsre Spazierfahrt auf den Pachthof mitnehmen konnten: das arme Rosenstöckchen! Sie hätten ihm gewiß auch ein wenig von der trefflichen Sahne gegeben.

Marien-Blüthe nahm den Spaß gerne zum Vorwande ihres Lächelns, und nach und nach verzog sich die leichte Wolke der Wehmuth vor ihrem Geiste; sie dachte nur daran, die Gegenwart zu genießen und sich über die Zukunft keine Grillen mehr zu machen.

Der Wagen kam vor St. Denis vorüber, und die hohe Spitze des Thurmes ragte aus der Ferne aus einem Wald von Bäumen hervor.

„Der hübsche Glockenthurm!" rief die Jodlerin.

„Es ist der Thurm von St. Denis, einer prächtigen Kirche," erwiderte er, — „wollen wir sie sehen? wir können ja den Fiaker halten lassen."

Beschämt senkte das Mädchen die Augen: „Seit ich bei der Ogresse bin," flüsterte sie, „hatte ich den Muth nicht mehr, in eine Kirche zu gehen; im Gefängniß freilich sang ich recht gerne bei der Messe mit, und am Frohnleichnamsfeste bekränzten wir die Altäre so schön mit Blumengewinden und Sträußen."

„Aber der liebe Gott ist ja milde und gütig," sagte Rudolph, „warum wollen Sie nicht in einer Kirche beten?"

„O nein, nein, Herr Rudolph!" versetzte sie lebhaft,

„das wäre eine große Sünde, und man beleidigt ja den lieben Gott schon genug auf andere Weise."

Nach einer kleinen Pause fragte Rudolph die Jodlerin aufs Neue: „Haben Sie bis jetzt auch schon Jemanden geliebt?"

„Noch nie," entgegnete sie.

„Und warum nicht?" fragte er weiter.

„Je nun, Sie haben ja die Gäste der Freischenke gesehen," sagte die Jodlerin. — „und um lieben zu können, denke ich, muß man unbescholten und ehrbar sein!"

„Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Man muß nur von sich selbst abhängen, und das, was man zu des Lebens Nothdurft braucht, auf ehrbare Weise — aber ich bitte Sie, Herr Rudolph, lassen Sie uns doch gütigst nicht weiter davon reden!...."

„Meinethalben, Marien-Blüthe, wir wollen von etwas Anderem reden!" sagte Rudolph — „Aber warum blicken Sie mich so sonderbar an? Ihre schönen Augen sind schon wieder feucht, — habe ich Ihnen wehe gethan?"

„O nein! im Gegentheile," gab sie zur Antwort; — „aber daß Sie so gütig sind und mich nicht Du nennen, wie die Andern, darüber möchte ich fast weinen. Ach Gott, ich glaube fast, Sie haben mich nur mitgenommen, um mir Freude zu machen, so sehr scheinen Sie befriedigt zu sein, wenn ich nur heiter bin. Nicht genug, daß Sie sich gestern meiner erbarmten und mich schützten, —. Sie bereiten mir nun auch heute einen so schönen, herrlichen Tag!"

„Fühlen Sie sich denn auch wirklich recht glücklich?" fragte er.

„O ja!" rief sie, — „ich werde dieses Glück lange, lange Zeit nicht vergessen!"

„Das Glück ist wohl so selten bei Ihnen?" fuhr er fort.

„Ja, recht selten!" entgegnete sie.

„Sehen Sie," sagte Rudolph, — „mir fehlt auch Manches, was ich mir gerne wünschte, und in Ermangelung desselben mache ich mir oft das Vergnügen, von Dem zu träumen, was ich haben möchte, — mir zu sagen: da bin ich nun das oder jenes, was zu sein ich schon so lange gewünscht hatte, — oder: hier habe ich nun das Vermögen, nach welchem ich so lange trachtete. — Und Sie, Marien-Blüthe, machen Sie sich nicht auch zu Zeiten solche Gedanken, solche Luftschlösser?"

„Sonst, im Gefängnisse," erwiderte sie, — „ehe ich noch zur Wirthin kam, kürzten mir Gesang und derartige Gedanken manche liebe Stunde, aber seither ist dieß viel seltener geworden. — Und wornach streben Sie denn, Herr Rudolph, wann man fragen darf?"

„Ich?" versetzte er, „ich möchte reich, steinreich sein, Bediente, Equipagen, einen Palast haben, alle Tage mit der großen Welt verkehren und in's Theater gehen! — Und Sie, Marie?"

„So hoch versteige ich mich nicht," entgegnete sie. — Alles, was ich mir wünschte, wäre so viel, als ich bedarf, um die Wirthin zu bezahlen und einen kleinen Sparpfennig, um leben zu können, bis ich Arbeit gefunden habe; ein niedliches, sauberes Stübchen, von wo aus ich bei der Arbeit auf Bäume hinunter sehen könnte!"

„Und viele Blumen am Fenster?" unterbrach sie Rudolph.

„Ach ja!" versetzte sie; „noch lieber aber möchte ich auf dem Lande wohnen, wenn es sein könnte, und damit wären alle meine Wünsche erfüllt."

„Ein kleines Stübchen und Arbeit, das ist das Nothwendige," sagte Rudolph, — „wenn man aber nur zu wünschen hat, darf man sich ja wohl auch das Ueberflüssige wünschen. — Möchten Sie nicht auch Equipagen, Diamanten und schöne Kleider haben?"

„So viel würde ich mir nie wünschen, Herr Rudolph. Frei zu sein, auf dem Lande leben zu können,

und die Gewißheit zu haben, nicht im Spital sterben zu müssen, das ist Alles, Alles, was ich wünsche. Ach, dort sterben zu müssen, welch' ein entsetzlicher Gedanke! — und doch überkommt er mich zuweilen."

„Ach, ja, wir armen Leute," hub Rudolph an, aber Marien-Blüthe unterbrach ihn alsbald:

„Nein, nicht wegen der Armuth sage ich das, sondern nachher, wenn man todt ist, — sehen Sie . . ."

„Nun, was dann?" drängte er.

„Sie wissen also nicht, was man nachher mit Ihnen beginnt?" fragte Marien-Blüthe.

„Nein!" entgegnete er.

„Ich hatte eine junge Freundin im Gefängnisse," begann Marien-Blüthe zu erzählen, „die im Spital starb. — Wie sie todt war, überließ man ihren Körper den jungen Aerzten," flüsterte das arme Kind schaudernd.

„Das ist freilich entsetzlich," sagte Rudolph; „aber sagen Sie mir, liebes Kind, überkommen Sie diese schwarzen Gedanken häufig?"

„Leider ja, Herr Rudolph," erwiederte sie; — „und nicht wahr, es befremdet Sie, daß ich mich darüber schäme, was nach meinem Tode mit mir geschieht? aber lieber Gott, ich darf ja nur dieses Schaamgefühl hegen, man hat mir kein anderes gelassen!...."

Diese schmerzlichen bittern Klagen schnitten Rudolph tief ins Herz; schaudernd verbarg er das Gesicht in die Hände, und dachte an den entsetzlichen Fluch, der auf diesem armen Geschöpf lastete. Er dachte an die Mutter dieses verlassenen Wesens, an die Mutter, die — vielleicht im Genuß von Glück und Reichthum, Ehre und Wohlleben stehend — kaum in schlaflosen Nächten ihres Frevels noch gedachte. — Sie war reich, geehrt, glücklich, — und das arme Kind, das sie ohne Zweifel rücksichtslos ihrer Schaam zum Opfer gebracht, war aus der Bodenkammer der Nachteule ins Gefängniß, und von

diesem in die verworfene Höhle der H.... wirthin gerathen; von dieser Höhle aus bot sich ihr kaum eine andere Aussicht zur Befreiung, als der Tod auf dem Strohsacke eines Lazareths, und nach ihrem Tode — fürchterliches Verhängniß!!

Das unglückliche Mädchen sah nicht so bald die wehmüthige Miene ihres Gefährten, als sie in die Worte ausbrach:

„Verzeihung, Herr Rudolph, ich sollte keine solche Gedanken aufkommen lassen; Sie nahmen mich ja mit sich, damit ich vergnügt sei und Sie unterhalte, und ich rede nur von so traurigen, wehmüthigen Dingen; aber mein Gott! ich weiß gar nicht, wie mir geschieht, — es ist fast wider meinen Willen so! Nie war ich glücklicher als eben heute, und doch treten mir jeden Augenblick Thränen in die Augen. — Nicht wahr, Sie nehmen mir's nicht übel, Herr Rudolph? Sehen Sie, diese Wehmuth vergeht ja schnell, wie sie gekommen ist; schon jetzt denke ich gar nicht mehr daran, ich werde klüger sein! — Sehen Sie nur, Herr Rudolph, blicken Sie mir ins Auge!"

Und Marien-Blüthe, nachdem sie einigemal die Augen zugedrückt hatte, um eine rebellische Thräne zu entfernen, öffnete sie nun plötzlich groß und hell, und sah ihn mit der lieblichsten Unbefangenheit an.

„Marien-Blüthe," sagte er mit feierlichem Ernste, „ich bitte Sie, verstellen Sie sich nicht; seien Sie lustig, wenn Sie wirklich heiter sind, und legen Sie auch Ihrer Wehmuth, Ihrer Traurigkeit keinen Zwang an. — Sehen Sie, ich selbst, wie ich da neben Ihnen sitze, habe manchmal meine trüben Stunden, und da müßte es mir sehr nahe gehen, eine Freude zu heucheln, die ich nicht empfände!"

„Wie?" sagte das Mädchen, „auch Sie, Herr Rudolph, sind in der That zuweilen traurig?"

„Ei freilich," gab er zur Antwort, „ganz gewiß; meine Zukunft ist nicht schöner, als die Ihrige. Ich bin

vater= und mutterloser Waise, und wenn ich morgen krank werde, wie soll ich leben? — Was ich verdiene, brauche ich Tag für Tag rein auf!" —

„Da haben Sie sehr Unrecht, Herr Rudolph," entgegnete Marien=Blüthe im Tone der ernstlichsten, eindringlichsten Ermahnung, daß Rudolph beinahe lächeln mußte; „Sie sollten ökonomischer leben, in die Sparkasse legen! — Sehen Sie, mein ganzes Unglück kommt ja daher, daß ich mein Geld nicht zu Rathe gehalten habe; mit 200 Franken baaren Geldes ist ein Arbeiter stets frei, von Jedermann unbeengt, nie in Verlegenheit, und knappe Mittel verführen oft zum Bösen!"

„Das heißt sehr verständig und klug gesprochen, meine kleine haushälterische Dame," entgegnete Rudolph. „Aber wie soll Unser Einer die 200 Franken zusammenbringen?"

„Ei, ei, Herr Rudolph, das ist ganz einfach; wir wollen nur einmal rechnen, und Sie sollen schon selbst sehen, wie leicht das geht," sagte das Mädchen, — „Sie können manchmal bis zu 5 Franken täglich verdienen, nicht wahr?"

„Wenn ich arbeiten will, allerdings!" gab er zur Antwort.

„So müssen Sie alle Tage arbeiten, das ist kein Unglück!" rieth Marien=Blüthe; „ein so schönes Gewerbe, wie das Ihrige! Fächermaler! — da muß ja die Arbeit ein Spiel, ein wahres Vergnügen für Sie sein. — Ei, ei, wie leichtsinnig Sie handeln, Herr Rudolph!" fügte die Jodlerin in strengem Tone hinzu; „ein Arbeiter kann sehr bequem, sehr anständig täglich mit 3 Franken leben, so bleiben Ihnen denn jeden Tag 40 Sous, und nach Verlauf eines Monats schon 60 Franken übrig. — Sechzig Franken Ersparnisse, welch' eine runde, bedeutende Summe!"

„Allerdings," entgegnete Rudolph, „aber der Müssiggang, das Herumschlendern ist auch so angenehm."

„Noch einmal, Herr Rudolph, Sie sind nicht klug;

Sie sind so leichtsinnig wie ein Kind!" mahnte die Jodlerin.

„Wohlan denn, kleine Schmählerin," sagte Rudolph, „ich werde in Zukunft vernünftiger sein; Sie haben mir da einen guten Rath gegeben, an den ich seither nie gedacht hatte."

„Wirklich?" rief das junge Mädchen und schlug vor Freuden die Hände zusammen; „o! wenn Sie wüßten, wie glücklich, wie zufrieden Sie mich dadurch machten? Nicht wahr, Sie werden diese 40 Sous täglich zurücklegen?"

„Allerdings, allerdings, ich werde von nun an sparen," sagte Rudolph, wider Willen lächelnd.

„Nicht wahr, nicht wahr?" drang sie in ihn, und er mußte es ihr wiederholt versprechen.

„Sie sollen sehen," fuhr sie fort, „wie stolz Sie auf die ersten Ersparnisse sein werden, die Sie gemacht haben; — aber ich möchte noch etwas von Ihnen erbitten, wenn Sie mir versprechen wollen, nicht böse zu werden?"

„Seh' ich denn so bösartig aus?" fragte er milde.

„O nein, gewiß nicht," sagte das Mädchen; „aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf...."

„Sie dürfen mir Alles sagen, Marien-Blüthe!" rief er.

„Wohlan denn," sagte Marien-Blüthe, „so wissen Sie — Sie, der — man sieht es Ihnen wohl an! — weit über Ihren Stand gebildet sind — — wie kommt es, daß Sie solche Kneipen besuchen, wie die der Mutter Ponisse?"

„Wenn ich nicht in die Freischenke gekommen wäre," erwiederte er, „hätte ich auch nicht das Vergnügen genossen, mit Ihnen, Marien-Blüthe, heute aufs Land zu fahren!"

„Wohl wahr," sagte sie, „aber daran läge eben nicht viel, Herr Rudolph! — sehen Sie, ich bin heute so glücklich, als nur je in meinem ganzen Leben, aber

ich würde von Herzen gerne darauf verzichten, je wieder einen solchen Tag zuzubringen, wenn aus dem heutigen für Sie ein Nachtheil entstehen könnte! ...."

„Im Gegentheile," versetzte Rudolph, — „haben Sie mir nicht den besten Rath zur Sparsamkeit und Ordnungsliebe gegeben?"

„Und wollen Sie ihn auch befolgen?" fragte sie.

„Sie haben mein Versprechen, mein Manneswort," antwortete Rudolph, — „ich werde von nun an mindestens 40 Sous täglich zurücklegen!"

X.

Die frommen Wünsche.

In diesem Augenblick hatten sie das Dorf Sarcelles hinter sich, und Rudolph sagte zum Kutscher: „Schlage den ersten Seitenweg zur Rechten ein, fahre durch Villiers-le-Bel, und dann zur Linken, immer gerade aus! — Wenn nun Sie damit zufrieden sind," fuhr er zur Jodlerin gewendet fort, „können wir nach Herzenslust Luftschlösser bauen; das kommt nicht theuer zu stehen, und solche Ausgaben werden Sie mir wohl erlauben!"

„Gerne," erwiederte sie. „Nun lassen Sie uns zunächst Ihr Luftschloß beschauen!"

„Nein, das Ihrige zuerst," erwiederte er.

„Lassen Sie sehen," sagte sie, „ob Sie meinen Wunsch getroffen haben, Herr Rudolph?"

„Fangen wir also an!" sagte Rudolph. — „Ich nehme an, daß diese Straße hier .... weil wir eben darauf sind, nehme ich gerade diese ...."

„Ganz recht," sagte sie, „man muß nicht so weit suchen!"

„Ich nehme also an, daß diese Straße hier zu

einem recht hübschen, von der Hauptstraße abgelegenen Dörfchen führe; dort ist's um so ruhiger und stiller. Zwischen Bäumen versteckt liegt es an dem einen Ufer ...“

„Recht so!“ unterbrach sie ihn, „ich möchte gerne einen kleinen Fluß dabei haben.“

„Also an dem einen Ufer eines kleinen Flusses,“ fuhr er fort; „am Ende des Dorfes liegt ein hübscher Pachthof; auf der einen Seite des Hauses ist ein schöner Obstgarten, auf der andern eine Reihe der reizendsten Blumenbeete!“

„Wie hübsch, Herr Rudolph!“ rief sie; „ich sehe das schon im Geiste!“

„Im Erdgeschoß befindet sich eine große Küche für die Dienstleute des Pachthofs, und ein Speisezimmer für die Pächterin!“

„Das Haus hat grüne Läden, nicht wahr?“ rief Marien-Blüthe. — „Das gibt ihm ein so fröhliches, heiteres Aussehen!“

„Meinetwegen denn grüne Fensterläden,“ bestätigte Rudolph, — „ich gebe zu, daß diese recht niedlich aussehen. — Natürlich ist die Pächterin Ihre Tante!“

„Und natürlich auch eine recht brave Frau!“ sagte sie.

„Ein ausgezeichnetes Weib! Sie liebt Sie mit wahrer Mutterzärtlichkeit!“ versicherte Rudolph ganz ernst.

„Die liebe Tante!“ rief Marien-Blüthe; „es muß so süß sein, sich von Jemanden geliebt zu wissen! ....“

„Und Sie würden sie wohl auch lieben?“ fragte Rudolph.

„O!“ erwiederte Marien-Blüthe mit gefalteten Händen, und erhob mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Glückes ihren Blick zum Himmel; „o gewiß wollte ich sie lieben! und wie wollt' ich sie bei der Arbeit unterstützen, beim Nähen, bei der Zubereitung der Leinwand, beim Bleichen und Waschen, beim Aufbewahren und Trocknen des Obstes für den Winter, in der ganzen Haushaltung! — sie sollte sich nie über meine Trägheit beklagen dürfen! .... Am Morgen ....“

„Warten Sie doch, Marien-Blüthe, bis ich Ihnen das Haus vollends beschrieben habe; Sie sind gar zu ungeduldig!“ sagte Rudolph.

„Nur immer zu, Herr Maler, man sieht wohl, daß Sie gewöhnt sind, hübsche Landschaften auf Ihre Fächer zu malen,“ entgegnete die Jodlerin lächelnd.

„Kleines Plappermündchen, lassen Sie mich doch mein Haus vollends ausbauen!“

„'s ist wahr, ich plaudere,“ rief sie erröthend, — „aber es ist ja auch so unterhaltend; — nun, Herr Rudolph, bin ich ganz Ohr, schildern Sie mir vollends das Pachthaus!“

„Ihr Zimmer ist im ersten Stock,“ fuhr er fort.

„Mein Zimmer? — welch ein Glück!“ rief sie; „beschreiben Sie mir es schnell!“ — und das junge Mädchen drängte sich an Rudolph und blickte ihn mit ihren großen, tiefblauen Augen neugierig und forschend an.

„Ihr Zimmer,“ sprach er weiter, „hat zwei Fenster, die sich auf den Blumengarten und eine kleine Wiese öffnen, an deren unterem Rande das Flüßchen hinströmt. Auf dem jenseitigen Ufer des Flüßchens zieht sich eine sanft geneigte Hügelreihe hin, mit alten Kastanienbäumen bewachsen, über deren grünen Kronen die Kirchthurmspitze emporragt.“

„Wie hübsch, wie niedlich, Herr Rudolph!“ rief die Kleine mit kindlichem Entzücken, — „wie gelüstet es Einen, dort zu sein!“

„Drei oder vier schöne Kühe weiden auf der Wiese, die durch eine Hecke von Weißdorn vom Blumengarten getrennt ist,“ fuhr er fort.

„Und von meinem Fenster aus kann ich die Kühe sehen, nicht wahr?“ rief sie.

„Allerdings,“ versetzte er.

„Und eine ist darunter, die ich besonders liebe, nicht wahr, mein Freund, — ich mache ihr ein hüb-

sches Halsband mit einer Glocke und gewöhne sie nach und nach, mir aus der Hand zu fressen!"

„Das wird wohl bald geschehen," sagte er; — „sie ist ganz weiß und noch jung, und heißt Schnäuzchen!"

„Ach!" rief sie, „was für ein niedlicher Name! das hübsche Schnäuzchen, wie gefällt es mir!"

„Doch nun zu Ihrem Zimmer zurück, Marien-Blüthe; es ist mit einem hübschen Zeuge ausgeschlagen, mit Vorhängen von gleichem Stoff; ein großer Rosenstrauch und Gaisblatt umranken die Mauern des Pachthauses von dieser Seite her, und schlingen sich so um Ihre Fenster, daß Sie Morgens nur den Arm auszustrecken brauchen, um das schönste Sträußchen von Rosen und Gaisblatt zu pflücken."

„Ei, ei, Herr Rudolph, was für ein geschickter Maler Sie sind!" rief Marien-Blüthe ganz freudetrunken.

„Am frühen Morgen," fuhr er fort, „weckt die liebe Tante Sie mit einem zärtlichen Kusse auf Ihre klare Stirn; sie bringt Ihnen ein Täßchen lauer Milch vor's Bette, weil Sie engbrüstig sind, liebes Kind; dann stehen Sie auf, machen die Runde im ganzen Pachthofe, begrüßen Schnäuzchen, besuchen die Hühner und Ihre lieben Tauben und die hübschen Blumen im Garten — um neun Uhr kommt alsdann Ihr Schreiblehrer."

„Mein Lehrer?" fragte sie.

„Ei natürlich!" erwiderte er, — „Sie begreifen doch, daß Sie lesen, schreiben und rechnen lernen müssen, um Ihre Tante in der Führung der Bücher des Pachthofes unterstützen zu können."

„Ganz recht, Herr Rudolph, — daß ich doch auch an gar nichts denke," sagte sie nachdenklich. — „Ich muß freilich schreiben lernen, um der Tante zu helfen." Das lachende Gemälde dieses freundlichen Lebens hatte

sie so sehr ergriffen, daß sie an die Wirklichkeit desselben glaubte.

„Nach Ihrer Lehrstunde,“ hub Rudolph wieder an, — „nähen Sie an der Wäsche des Hauses, oder sticken der Tante ein niedliches Häubchen. Um 2 Uhr nehmen Sie wieder Ihre Schreibhefte vor und üben sich selbst, dann gehen Sie mit der Tante auf einen Spaziergang, besuchen im Sommer die Schnitter, im Herbst die Pflüger auf dem Felde; — dabei werden Sie müde und bringen ein paar Hände voll saftiges, frisches Gras nach Haus, das Sie selbst für Schnäuzchen gesammelt haben!“

„Der Rückweg führt uns ja über die Wiese, nicht wahr?“ unterbrach sie.

„Ei freilich; ein kleiner hölzerner Steg führt dort über das Flüßchen. — Bei der Rückkehr ist es übrigens 6 bis 7 Uhr geworden, ein lustiges Feuer flammt auf dem Herde der großen Küche. Sie setzen sich hinzu und wärmen sich, und plaudern ein Weilchen mit den braven Leuten, die nun nach der Rückkehr vom Felde ihr Abendmahl verzehren. Dann speisen Sie selbst mit der Tante, und der Pfarrer oder ein paar alte Freunde vom Hause leisten Ihnen hie und da Gesellschaft; hierauf wird gelesen oder gearbeitet, während die Tante ihr Kartenspielchen macht; um 10 Uhr küßt Tantchen Sie auf die Stirne, Sie gehen hinauf, legen sich zu Bette, und fangen am andern Morgen von Vorne an.“

„Man könnte hundert Jahre so leben, ohne lange Weile zu empfinden!“ rief sie lebhaft.

„O, ich bin noch nicht zu Ende,“ fuhr er fort, — „erst die Sonn- und Festtage.“

„Ja?“ fragte sie, „wie ist's da?“

„Sie putzen sich dann, ziehen Ihr hübsches ländliches Kleidchen an, setzen das runde Häubchen auf, das Ihnen zu Ihrem harmlosen Gesichte so gut stehen wird, steigen dann mit der Tante und Jakob, dem Großknechte des Hofes, in den Korbwagen, um zum Hoch-

amte in das Dorf hinüber zu fahren; im Sommer müssen Sie dann natürlich mit der Tante allen Kirchweihen in der Umgegend anwohnen: — Sie sind so niedlich, so sanft und wirthschaftlich, von Ihrer Tante so sehr geliebt und vom Pfarrer so hoch belobt, daß alle jungen Pächter der Umgebung mit Ihnen tanzen wollen, — weil auf diese Weise alle Heirathen angeknüpft werden müssen; nach und nach lernen Sie alle diese näher kennen und zeichnen Einen davon aus und ...“

Verwundert über das Schweigen seiner Zuhörerin blickte Rudolph ihr in das Gesicht: — das arme Kind weinte überlaut. Einen Augenblick lang hatten die Worte Rudolph's sie der Gegenwart entrückt, und in eine wohlthuende Vergessenheit versenkt; der Contrast der Gegenwart aber mit dem Traume einer so lachenden genußreichen Zukunft rief ihr nun plötzlich wieder das entsetzliche Elend ihrer gegenwärtigen Lage zurück.

„Was ist Ihnen, Marien-Blüthe?“ fragte er.

„Ach, Herr Rudolph,“ versetzte sie; „ohne es zu wollen, haben Sie mir sehr wehe gethan; ich konnte einen Augenblick an die Wirklichkeit dieses Paradieses glauben.“

„Aber Alles, liebes Kind, ist ja in Wirklichkeit da — der Traum wird Wahrheit, sehen Sie dorthin! Halt an, Kutscher!“ —

Der Wagen hielt, Marien-Blüthe schlug langsam die Augen in die Höhe:

Sie sah sich auf dem Grate eines kleinen Hügels: — wie groß war ihr Erstaunen, ihre Befremdung! — Das hübsche Dörfchen auf der einen Seite des Flüßchens, das klare Gewässer selbst, der Pachthof, die Wiese, die schönen Kühe, der Kastanienwald, die Kirche in der Entfernung lagen in einem wunderlieblichen Ganzen vor ihren Augen entfaltet; gar nichts fehlte, Alles war vorhanden, sogar auch Schnäuzchen, die schöne weiße Färse, Marien-Blüth's zukünftiger Liebling.

Eine heitere Herbstsonne verklärte die reizende Land-

schaft, gelbe und rothe Blätter wogten noch auf den Aesten der Kastanienbäume und zeichneten sich bestimmt und niedlich vom dunkeln Blau des Himmels ab.

„Wohlan! Marien-Blüthe, was sagen Sie? bin ich ein guter Maler?“ fragte Rudolph sie lächelnd.

Das Mädchen maß ihn mit einem Blicke voll Befremdung und Unruhe; sie glaubte fast an das Einwirken einer übernatürlichen Kraft.

„Wie ist das zugegangen, Herr Rudolph?“ rief sie, „ist es denn wirklich wahr und kein Traum? ich fürchte mich fast, denn Alles trifft ein, wie Sie mir es geschildert haben.“

„Alles geht mit natürlichen Dingen zu, mein Kind!“ erwiderte er lächelnd; „die Pächterin ist meine Amme, ich bin hier erzogen worden; schon seit heute früh hat sie einen Brief von mir, worin ich ihr anzeige, daß ich sie zu besuchen kommen werde; — ich habe nur nach der Natur gemalt!“

„Ist es denn auch wirklich wahr, Herr Rudolph?“ fragte sie mit einem tiefen Seufzer.

Die Maierei, wohin Rudolph Marien-Blüthe führte, lag einsam vor dem Dorfe Bouqueval, einer kleinen einsamen Pfarre, die unbekannt und versteckt inmitten ausgedehnter Felder und Obsthaine zwei Stunden von Ecouen entfernt liegt.

Der Fiaker fuhr, den Nachweisungen Rudolphs folgend, einen steilen Weg hinunter und gelangte in eine lange Auffahrt, deren beide Seiten mit Kirsch- und Aepfelbäumen alleenartig besetzt waren. Geräuschlos rollte der Wagen über den feinen, grünen, schwellenden Rasen hin, womit die meisten Nebenwege dieser Gegend bepflanzt sind.

Marien-Blüthe verharrte in trübem, stummen Sinnen, denn wie viele Mühe sie sich auch gab, sie konnte dennoch des schmerzlichen Eindrucks nicht Meister werden, welchen Rudolph bei ihr hervorgerufen zu haben beinahe bedauern mußte.

Nach Verlauf einiger Minuten fuhr der Wagen an dem Hauptthore des Meierhofes vorüber, verfolgte seinen Weg längs einer stattlichen Buchenhecke, und hielt endlich vor einem kleinen hölzernen Seitenpförtchen, das von kräftigen Weinranken mit vergelbten Blättern ganz umzogen, fast von ihnen versteckt war.

„Nun sind wir an Ort und Stelle, Marien-Blüthe," sagte er, „sind Sie jetzt zufrieden?"

„O ja! Herr Rudolph," entgegnete sie, „und doch ist mir im gegenwärtigen Augenblicke, als ob ich mich vor der Pächterin schämen müßte, und als ob ich es kaum wagen dürfte, sie anzublicken."

„Und warum denn, liebes Kind?" fragte er.

„Sie haben Recht, Herr Rudolph, es ist kindisch, — sie kennt mich ja nicht!" versetzte sie mit einem unterdrückten Seufzer.

Rudolphs Wagen schien erwartet worden zu seyn, denn eben als der Kutscher den Schlag öffnete, erschien eine Frau von etwa 50 Jahren, in der Tracht der reichen Bäuerinnen der Umgegend von Paris, mit einem schwermüthigen sanften Gesichte, unter dem Pförtchen, und kam Rudolph mit ehrerbietiger Eile und Zuvorkommenheit entgegen. Dunkler Purpur überflog die blassen Züge der Jodlerin, und erst nach kurzem Zaudern stieg sie aus dem Wagen.

„Guten Tag, liebe Madame Georges!" begrüßte Rudolph die Pächterin; „Sie sehen, daß ich sehr pünktlich bin."

Dann wandte er sich zum Kutscher und drückte ihm Geld in die Hand mit den Worten: „Du kannst nun wieder umkehren und heimfahren."

Der Kutscher, ein kleiner untersetzter Mann, dessen Gesicht der Pelzkragen seines Mantels und der tief in die Augen gedrückte Hut ganz verhüllten, steckte das Geld ein, stieg ohne ein Wort des Dankes schnell wieder auf den Bock, schlug auf die Pferde und verschwand rasch in der grünen Allee.

„Den stummen Kutscher scheint's nach der langen Fahrt mächtig nach Hause zu ziehen," dachte Rudolph; „Bah! es ist erst zwei Uhr, und er will vermuthlich noch recht bald nach Paris zurückkommen, um den Rest des Tages so gut wie möglich noch zu nützen!" und Rudolph legte weiter keinen besonderen Werth auf diese befremdende Erscheinung.

Marien-Blüthe trat mit unruhiger, ängstlicher, fast verwirrter Miene zu ihm hin und sagte so leise, daß Madame Georges nichts hören konnte:

„Lieber Gott, Herr Rudolph, Sie schicken ja den Wagen zurück, — verzeihen Sie, aber die Wirthin, ... ach, ich muß noch heute Abend wieder zurückkehren, wenn sie mich nicht für eine Diebin ansehen soll. — Die Kleider, die ich auf dem Leibe trage, gehören ihr an und meine Schuld . . . . . . "

„Beruhigen Sie sich, mein Kind," entgegnete Rudolph; „die Reihe um Verzeihung zu bitten, ist nun an mir!"

„Verzeihung? und weßhalb denn?" fragte sie verwirrt.

„Dafür, daß ich Ihnen nicht früher schon gesagt habe, daß Sie der Wirthin nichts mehr schulden und diese schlechten Kleidungsstücke nun mit andern vertauschen können, welche die gute Madame Georges Ihnen geben wird. Sie hat schon Kleidungsstücke vorräthig, und gewiß gibt sie Ihnen auch, was Sie brauchen, — Sie sehen, sie beginnt ihre Tantenrolle bereits!"

Marien-Blüthe meinte zu träumen; wechselsweise blickte sie die Pächterin und Rudolph an, und konnte kaum ihren Ohren trauen. — „Wie," fragte sie mit freudebebender Stimme, — „ich soll nicht wieder nach Paris zurückkehren? ich darf hier bleiben, die gute Dame hier will es mir gestatten? — darf ich es denn glauben, daß dieses Luftschloß schon so bald in Erfüllung gegangen ist?"

„Ihr Luftschloß war diese Maierei, nun sehen Sie es in Erfüllung gegangen!“ sagte Rudolph lächelnd.

„Nein, nein!“ rief sie; „das wäre zu viel, ein zu großes Glück!‘

„Man hat nie zu viel Glück, Marien-Blüthe!“ erwiederte er.

„Um's Himmelswillen, Herr Rudolph, täuschen Sie mich nicht!“ rief Marien-Blüthe ängstlich, — „ich würde noch unglücklicher dadurch.“

„Sie dürfen mir glauben, liebes Kind,“ sagte Rudolph noch immer liebevoll, aber in einem Tone von Würde, den sie seither noch gar nicht an ihm bemerkt hatte; — „Sie können von nun an, wenn es Ihnen beliebt, ganz das bescheidene, glückliche und zufriedene Loos genießen, dessen Schilderung Sie vorhin so sehr entzückte! — Obgleich Madame Georges nicht ihre Tante ist, wird sie doch, sobald sie Sie kennt, den wärmsten Antheil an Ihnen nehmen; Sie werden in den Augen der Leute des Pachthofs für ihre Nichte gelten, und durch diese kleine Lüge Ihren Aufenthalt desto angenehmer und erklärlicher machen. Wie gesagt, Marien-Blüthe, wenn Sie wollen, können Sie Ihren Traum alsbald erfüllt sehen! Sobald Sie Ihre hübsche, ländliche Tracht angelegt haben, wollen wir Sie zu Ihrem zukünftigen Lieblinge Schnäuzchen führen, der jungen, hübschen Färse, die nur noch auf das Halsband mit der Glocke wartet, das Sie ihr versprochen haben. — Dann“ setzte er lächelnd hinzu, „wollen wir auch Ihre lieben Tauben besuchen, die Milchkammer besichtigen und zuletzt in der ganzen Meierei die Runde machen; ..... Sie sollen sehen, daß ich mein Versprechen halte.“

Marien-Blüthe faltete dankbar die Hände: Ueberraschung, Freude wiederstrahlten auf ihrem lieblichen Gesichte und mit Thränen in den Augen rief sie aus:

„Sie sind wohl ein Engel des lieben Gottes, daß Sie armen Leuten so viele Wohlthaten erweisen, ohne

sie zu kennen, — daß Sie sie von Schande und Elend befreien....."

„Liebes, armes Kind!" versetzte Rudolph mit schwermüthigem, aber unendlich gütigem Lächeln, „obwohl noch jung, habe ich doch in meinem Leben schon viel erduldet, und daraus mögen Sie sich meine Theilnahme für alle Nothleidenden und Unglücklichen erklären. Marien-Blüthe oder vielmehr Marie, — denn diesen sanften, hübschen Namen, der Ihrem ganzen Wesen so sehr entspricht, sollen Sie in Zukunft führen, — gehen Sie nur mit Madame Georges, Marie, lassen Sie sich ankleiden, und dann wollen wir vor meiner Abreise noch einmal mit einander reden; — ich werde Sie noch einmal so zufrieden und froh und vergnügt verlassen, wenn ich Sie glücklich weiß."

Marien-Blüthe erwiederte nichts, aber sie trat auf Rudolph zu, sank halb in die Kniee und küßte seine Hand mit einer tiefen Rührung und voll bescheidener Anmuth; dann folgte sie Madame Georges, welche sie mit hohem Interesse betrachtet hatte. —

XI.

Murph und Rudolph.

Rudolph wandte sich nach dem Hof der Maierei und stieß dort auf jenen hochgewachsenen Mann, dessen Bekanntschaft unsere Leser schon am vorigen Abende in seiner Verkleidung als Köhler gemacht haben, als er in der Kneipe Rudolph von der Ankunft von Tom und Sara benachrichtigte.

Murph, — so hieß dieser Mann, — mochte etwa fünfzig Jahre alt sein; sein Kopf war beinahe ganz kahl und nur an jeder Seite der Schläfe ringelten

sich blonde Locken mit einem feinen Silberglanze bis auf die Backenknochen herab; sein breites, gesund gerö-thetes Gesicht war ganz glatt rasirt bis auf den kleinen Backenbart von röthlicher Farbe, der kaum bis unter das Ohr reichte und sich in leisem Bogen über die Wangen herzog. Seines Alters und seiner Wohlbeleibtheit ungeachtet, sprach sich rüstige Kraft in seinen Bewegungen aus.

Der Ausdruck seines Gesichts, obwohl phlegmatisch, verkündete doch Wohlwollen und kühne Thatkraft. Seine Kleidung bestand in einer weißen Halsbinde, einer langen Weste und einem schwarzen Frack mit langen breiten Schößen; die grünlich grauen Kniehosen, welche er trug, waren vom gleichen Stoffe wie die Kamaschen mit Perlmutterknöpfen, die nicht ganz bis zur Kniekehle heraufreichten und hier die Reisestrümpfe von roher, grauer Wolle sehen ließen. Seine Kleidung und männliche Haltung ließen in Murph das vollkommene Vorbild dessen erkennen, was die Engländer einen Gentleman-Farmer (einen wohlhabenden, ehrenfesten Pächter) nennen. Ein Engländer war nun Murph freilich, auch ein Mann von Bildung und Ehre — Gentleman Squire zugleich — nur ein Pächter war er nicht.

In dem Augenblick als Rudolph in den Hof der Maierei trat, steckte Murph ein paar schöne Pistolen, die er sorgfältig abgewischt hatte, in die Taschen einer leichten kleinen Reisekalesche.

„Was Teufel willst Du mit Deinen Pistolen?" fragte Rudolph.

„Das ist meine Sache, gnädigster Herr," versetzte Murph, vom Kutschentritte herunterspringend; — „besorgen Sie Ihre Geschäfte und lassen Sie mir die meinigen!"

„Auf wann hast Du die Pferde bestellt?" fragte Rudolph weiter.

„Bis um die Abenddämmerung, wie Sie befohlen haben," versetzte Murph.

„Du bist also heute Morgen angekommen?“

„Präcis 8 Uhr;“ entgegnete der Gefragte, „so daß Madame Georges noch vollauf Zeit hatte, Alles vorzubereiten.“

„Du bist verdrüßlich,“ sagte Rudolph, — „zürnst Du mit mir?“

„Mit allem Rechte, gnädigster Herr,“ versetzte Murph;— „eines Tages endlich muß doch noch die Gefahr, — Ihr kostbares Leben —“

„Es steht Dir wohl an, so zu reden,“ rief Rudolph unwirsch; — „wenn ich Dich machen ließe, gäbe es nur Gefahren für Dich und dann .....“

„Wenn Sie,“ erwiederte Murph, „das Gute nur thäten, ohne dabei Ihr Leben so leichtsinnig daran zu setzen, was könnte es viel schaden, gnädigster Herr?“

„Wo wäre dann das Vergnügen dabei, lieber Murph?“ rief Rudolph leichtsinnig.

„Sie, Sie in solchen Kneipen?!“ — sagte der Squire achselzuckend.

„Ei seht doch, da kommt nun wieder John Bull mit seinen aristokratischen Scrupeln!“ sprach Rudolph mit bitterem Spott: „Im Glauben, daß die hohen Herrn aus edlerem Stoffe wären, als Ihr armen Schöpse, seid Ihr noch stolz auf Eure Henker!“

„Wenn Sie ein Engländer wären, gnädigster Herr,“ erwiederte Murph, „so würden Sie das eher begreifen: Ehre dem Ehre gebühret! — Wäre ich übrigens auch ein Türke, Chinese oder Amerikaner, so würde ich es unrecht finden, daß Sie sich solchen Gefahren aussetzen. Als ich Sie gestern Abend in jene abscheuliche Gasse der Cité begleitete, wo wir jenen Roth-Arm, den Gott verdammen möge, aufsuchen wollten, und mit dem Banditen, den Sie in der Schmutzhöhle jenes Ungethüms trafen, handgemein werden sah, vermochte mich nur die Besorgniß, Sie dadurch zu er-

zürnen und Ihrem ausdrücklichen Befehl zuwider zu handeln, davon abzuhalten, Ihnen zu Hülfe zu kommen."

„Du zweifelst also, lieber Murph, an meiner Kraft und meinem Muthe?" fragte Rudolph.

„Unglücklicher Weise," versetzte Murph, „haben Sie mir schon zum hundertsten Male bewiesen, daß ich weder am einen noch am andern zweifeln darf. — Sie hatten, Gott sei Dank, die besten Lehrer in jeder Art von Leibesübung: das Boxen lehrte Sie Crabb in Ramsgate, Stock und Knüppel zu führen lehrte Sie La Cour in Paris, dem Sie noch obendrein Curiositätswegen Ihre umfassende Kenntniß im Rothwälsch verdanken, der berühmte Bertrand war ihr Fechtmeister, und mehr als ein Mal übertraf der gelehrige Schüler an Gewandtheit sogar diese so berühmten Lehrer; — mit einer gemeinen Soldatenpistole schießen Sie eine Schwalbe im Fluge und ihre Muskeln sind wie von Stahl; obgleich schlank und zierlich gebaut, wurden Sie meiner doch eben so leicht Meister als ein Jagdklepper im Rennen über einen Kohlengaul siegen würde..... Alles das muß ich Ihnen zugestehen....."

Rudolph hatte wohlgefällig dieser Aufzählung seiner Gladiatoren-Fertigkeiten zugehört, und fragte ihn nun lächelnd: „Was fürchtest Du also für mich?"

„Nichts!" entgegnete Murph, „aber ich behaupte, gnädiger Herr, daß es höchst unschicklich für Sie sei, sich mit dem ersten besten Taugenichts zu raufen. Ich sage Ihnen dieß nicht wegen der nothgedrungenen, unstatthaften Verpflichtung eines meiner Bekannten, sich das Gesicht mit Kohle zu schwärzen und wie ein Teufel herum zu laufen — trotz meiner grauen Haare, meiner Wohlbeleibtheit und meines Ernstes würde ich mich noch als Seiltänzer verkleiden, wenn es Ihnen zweckdienlich sein könnte; im Uebrigen beharre ich aber bei dem, was ich bereits gesagt habe!"

„O, ich weiß es wohl, alter Murph, wenn einmal eine Idee in Deinem Eisenschädel sich eingenistet,

wenn Treue, Ergebung und Freundschaft in Deinem festen, starken Herzen sich herangebildet haben, könnte kein Teufel sie mit Zähnen und Klauen herausreißen," erwiederte Rudolph.

„Sie schmeicheln mir, gnädiger Herr, weil Sie es auf eine neue, — ich weiß nicht was, — abgesehen haben."

„Auf was denn? sprich es nur aus, lege Dir keinen Zwang auf!" drängte Rudolph, — „Du sollst mir sagen, was Du meinst!"

„Nun denn: auf eine neue Thorheit, gnädiger Herr," versetzte Murph.

„Armer Freund," lachte Rudolph, „Du hast Deine Zeit übel gewählt, mich abzukanzeln!"

„Und warum?" rief Murph.

„Weil ich eben in diesem Augenblicke mich stolz und glücklich fühle, — weil ich hier bin!" versetzte Rudolph.

„Ja, ja," sagte Murph, „hier an einem Orte, wo Sie nur Gutes gethan haben!"

„Es ist," entgegnete Rudolph, „mein Temple Bar, mein Zufluchtsort gegen Deine langweiligen Predigten!"

„Wenn dem so ist," versetzte Murph, „wo Teufels soll ich denn Sie sonst packen, gnädiger Herr?"

„Murph," antwortete Rudolph, „Du willst mich hindern, irgend einen thörichten Streich auszuführen, indem Du mir schmeichelst."

„Sie wissen, gnädiger Herr," betheuerte Murph bescheiden, „daß ich für gewisse Thorheiten sehr nachsichtig bin."

„In Geldsachen, nicht wahr?"

„O ja, hierin zum Beispiele," gab Murph zur Antwort, — „denn mit einem Einkommen von nahezu zwei Millionen . . . . ."

„Kann man doch manchmal in Verlegenheit kommen, nicht wahr!" unterbrach ihn Rudolph.

„Wem sagen Sie dieß, gnädiger Herr?" fragte Murph vorwurfsvoll.

„Und doch," fuhr Rudolph fort, „gibt es so lebendige, reine und innige Freuden, die so wenig kosten! — Welcher Eindruck ließe sich dem vergleichen, den ich so eben empfunden habe, als dieses unglückliche Geschöpf in ihrem Wonnerausche, sich hier in Sicherheit zu sehen, meine Hand küßte? — und ich bin mit meinen Freuden noch nicht zu Ende, mein Glück hat noch eine lange, lange Zukunft; morgen, übermorgen, noch manch' lieben Tag werde ich mir mit Entzücken vergegenwärtigen können, was wohl das arme Mädchen fühlt, wenn sie an diesem stillen Zufluchtsorte bei der vortrefflichen, gewiß recht sorgfältigen und liebevollen Madame Georges erwachen wird! — O, an dem guten Willen und den Bemühungen dieser guten Dame zweifle ich nicht; denn das Unglück fühlt sich stets am meisten zu Seines-Gleichen hingezogen!"

„Ja," sagte Murph, „was Madame Georges anbelangt, so wurde nie eine Wohlthat besser angelegt; welch' eine edle, herrliche, muthige Frau — welch' ein Engel an Tugend! — ich fühle mich nur selten gerührt, aber wenn ich an das Unglück dieser Madame Georges denke, werde ich unwillkürlich weich gestimmt. Bei Ihrem neuen Schützlinge aber — je nun, wir wollen nicht weiter davon reden, Gnädiger Herr!" —

„Und warum nicht, Murph?" —

„Handeln Sie, wie es Ihnen gut däucht!" versetzte dieser.

„Ich thue nur, was recht ist!" rief Rudolph mit einem Anfluge von Ungeduld.

„Sie thun, was Ihnen recht däucht!" sprach Murph mit Nachdruck.

„Ja, ich thue," antwortete Rudolph ernst, „was vor Gott und meinem Gewissen recht ist!"

„Sehen Sie, gnädiger Herr," entgegnete Murph, „wir verstehen uns noch nicht, darum lassen Sie uns lieber davon schweigen."

„Ich befehle Dir aber, zu reden," rief Rudolph gebieterisch.

„Ich habe Ihnen nie Gelegenheit gegeben, mir Schweigen aufzuerlegen, darum hoffe ich auch, daß Sie mich nicht werden zwingen wollen, zu reden," entgegnete Murph stolz.

„Herr Murph!" rief Rudolph im Tone steigender Erbitterung.

„Gnädiger Herr?" versetzte dieser ruhig.

„Sie wissen es, Murph, daß ich ein solches Schweigen nicht billige," sprach Rudolph voll tiefen, imponirenden Ernstes.

„Dießmal aber werde ich schweigen!" versetzte Murph trotzig.

„So wissen Sie denn, mein Herr," sagte Rudolph, „daß wenn ich mich bis zur Vertraulichkeit zu Ihnen herablasse, es nur unter der Bedingung geschieht, daß Sie mir mit Offenheit, aber nicht mit Unverschämtheit begegnen."

Der vernichtende Stolz, das energische, gebieterische Selbstgefühl, welches bei diesen Worten Rudolphs auf seinem Gesichte sich ausdrückte, läßt sich kaum beschreiben.

„Gnädiger Herr," sagte Murph mit dumpfer, grollender Stimme, „ich bin ein Ehrenmann, und Ihnen an Alter überlegen, — so dürfen Sie nicht zu mir sprechen."

„Sie schweigen!" rief Rudolph; „ich sage Ihnen Sie schweigen!"

„Gnädiger Herr, es ist unwürdig, einen Menschen dazu zu zwingen, daß er an die von ihm geleisteten Dienste erinnere!" rief Murph entgegnend.

„Diese Dienste," rief Rudolph in wegwerfendem Tone, — „vergelte ich sie nicht auf jede mögliche Weise?"

In diesen grausamen Worten hatte Rudolph nicht jenen demüthigenden Sinn geben wollen, als ob er

Murph in die Stelle eines Miethlings setzen wollte; aber unglücklicher Weise legte dieser sie auf seine Art aus. — Zornesröthe überflog sein Gesicht und seine beiden geballten Fäuste stemmten sich mit dem Ausdruck schmerzlicher, tiefer Entrüstung wider die kahle Stirne.

Da fiel sein Blick plötzlich auf Rudolph's Gesicht, dessen edle Züge verzerrt und durch den Ausdruck kalten Hohnes, hochmüthiger Verachtung und Erbitterung scheußlich entstellt waren — er erstickte einen Seufzer, betrachtete den jüngern Mann mit einer Art zärtlichen Mitleidens, und sagte mit sanfter, gerührter Stimme zu ihm:

„Gnädiger Herr, kommen Sie wieder zu sich, Sie sind nicht bei Verstande."

Rudolphs Entrüstung stieg bei diesen Worten auf den höchsten Grad, — ein wilder Haß sprühte aus seinen Augen, seine bebenden Lippen wurden blaß und mit drohender Geberde sich Murph nähernd, rief er:

„Solltest Du es wagen?"

Murph bebte zurück und rief rasch, fast wider seinen Willen: „Erinnern Sie sich, gnädiger Herr, an den dreizehnten Januar!!"

Diese Worte äußerten einen übernatürlichen Eindruck auf Rudolph; seine Gesichtsmuskeln, die der Zorn häßlich verzerrt hatte, ließen alsbald nach: er blickte stier auf Murph, senkte dann den Kopf und flüsterte nach einer Pause mit bewegter Stimme:

„Herr, Sie sind grausam! von Ihnen am allerwenigsten hätte ich geglaubt — aber auch Sie — Sie..."

Rudolph konnte nicht vollenden, seine Stimme brach, und das Gesicht in seine beiden Hände geborgen, sank er machtlos auf eine Steinbank. —

„Gnädiger Herr!" rief Murph betrübt, „mein gütiger Herr, vergeben Sie, verzeihen Sie Ihrem alten, treuen Murph; — nur weil Sie mich auf's Aeußerste trieben, weil ich nicht für mich, sondern für Sie von den Folgen Ihres Zornes fürchtete, habe ich das gesagt,

aber ich sagte es ohne Grollen, ohne Vorwurf, gleichsam wider meinen Willen und aus Mitleid. — Ich sehe ein, gnädiger Herr, daß ich zu empfindlich war! mein Gott, wer sollte Ihren Charakter besser kennen als ich, der ich seit Ihrer frühesten Jugend um Sie bin?! — Verzeihung! sagen Sie, daß Sie mir vergeben, Ihnen jenen unglücklichen Tag in's Gedächtniß gerufen zu haben; — ach! welch' eine herbe Buße haben Sie sich ja dafür aufgelegt!!"

Rudolph richtete sich wieder auf; sein Gesicht war bleich, sein Stolz gebrochen und mit sanfter, wehmüthiger Stimme sagte er zu seinem Begleiter:

„Genug, genug, mein alter Freund! ich danke Dir, daß Du mit jenem einzigen Worte diese verhängnißvolle Aufwallung unterdrücktest; ich mache keinen Versuch, meine harten Worte vor Dir zu entschuldigen. — Du weißt ja wohl, daß es weit ist vom Herzen zu den Lippen, wie man bei uns zu Hause zu sagen pflegt, — ich war thöricht, laß uns davon abbrechen!"

„Ach! nun sind Sie wieder für lange Zeit traurig; — wie unglücklich ich doch bin?" versetzte Murph; „ich begehre nichts so sehr, als diesen Trübsinn aus Ihrem Wesen zu verbannen, und dennoch stürze ich Sie durch meine thörichte Empfindlichkeit jeden Augenblick wieder hinein. — Was hilft es denn, ein Ehrenmann zu sein und graue Haare zu haben, wenn man nicht einmal geduldig Vorwürfe hinnehmen kann, die man nicht verdient. — Doch nein!" fuhr Murph mit einer komischen Exaltation fort, die mit seinem gewöhnlichen Phlegma schroff contrastirte, „soll man mir denn täglich schmeicheln, mir sagen: mein lieber Murph, Du bist ein Muster von einem Diener, Keiner darf sich mit Dir an Treue messen; — Du bist ein wunderbarer Mensch, Murph, ein herrlicher Mann, ein guter, braver, unersetzlicher Murph. — Gehe, alter Thor, und kratze Dir Deinen grauen Kopf!" — und sich der liebevollen Worte wieder erinnernd, die Rudolph im Anfange des

Gesprächs ihm gegeben hatte, rief er mit verdoppeltem komischen Zorne: „Und doch hat er mich seinen guten, treuen, alten Murph genannt! mich, der ich mich eines kleinen unabsichtlichen Schmollens wegen, wie ein Bengel gegen ihn benehme, und das in meinem Alter! ... es ist abscheulich, unerträglich, undankbar!“ — Und der alte Ehrenmann schlug sich selber mit der Faust vor die Stirne; seine Worte und Geberden zeigten deutlich, daß seine Verzweiflung auf den höchsten Grad gestiegen war.

Es that Rudolph leid, den treuen Gefährten in eine solche Aufregung versetzt zu haben; ihn zu zerstreuen und seinen Kummer vergessen zu machen, fragte er ihn mit freundlichem Lächeln: „Sage mir, lieber Murph, Du scheinst doch das Gute, was ich für Madame Georges gethan habe, unumwunden zu billigen, und Dich dagegen über meine Theilnahme für das arme verlorene Geschöpf zu wundern, — wie kommt das?“

„Vergebung!“ rief Murph, „ich hatte Unrecht, hegte einen unwürdigen Verdacht —“

„Schon gut!“ rief Rudolph, „der Schein konnte Dich täuschen, aber da Du mein ganzes Leben so genau kennst, da Du mir mit eben so viel Anhänglichkeit als Muth in meiner Unternehmung zur Seite stehst, so fordert es die Pflicht, oder, wenn Du lieber willst, die Freundschaft, daß ich Dich überzeuge, nicht leichtsinnig gehandelt zu haben.“

„Ich weiß es, gnädiger Herr;“ — stammelte Murph.

„Du kennst meine Ansichten über das Gute, das der Mensch wirken kann,“ — fuhr Rudolph fort; — „ehrlichen Leuten beizustehen, die sich über unverdientes Unglück beklagen, ist löblich. Diejenigen zu unterstützen, welche mit Kraft und Ehrgefühl gegen ein ungünstiges Geschick ankämpfen, um ihnen manchmal unbewußt Vorschub zu leisten, zu geeigneter Zeit ihrem Elende und der Versuchung zum Verbrechen zu steuern und

vorzubeugen, ist noch löblicher. — Diejenigen aber, welche inmitten der Verachtung, die sie zu Boden drückt, des Elends, das sie aufreibt, der Verworfenheit, die sie umgibt, noch einige edlere Eigenschaften und Empfindungen beibehalten haben, in ihren eigenen Augen wieder zu Werthe zu bringen, sie gut, ehrlich und dem allgemeinen Wohle nützlich zu machen und zu diesem Behufe selbst den Contakt mit dem Elende, der Verworfenheit und dem ganzen Schlamme des Verbrechens nicht zu scheuen, ist noch unendlich löblicher, — Laster, Ehrlosigkeit, Verbrechen, ob sie nun im Schlamme kriechen oder in Seide prunken, mit energischem Hasse und unversöhnlicher Rache zu verfolgen, ist Gerechtigkeit; — aber blindlings verdientes Elend zu unterstützen, Mitleid und Almosen zu verschwenden, diese keuschen frommen Trösterinnen einer tief verwundeten Seele zu entwürdigen, sie an unwürdige, ehrlose Wesen wegzuwerfen, wäre entsetzlich, gräßlich, gotteslästerlich, — es hieße an Gott zweifeln, und wer geben will, muß doch an Ihn glauben!"

„Gnädiger Herr!" rief Murph, „ich wollte ja nicht sagen, daß Sie Ihre Wohlthaten an Unwürdige verschwenden ....:"

„Noch ein Wort, alter Freund," fuhr Rudolph fort, „Madame Georges und das junge Mädchen, das ich ihr anvertraut habe, sind von zwei entgegengesetzten Endpunkten der Verhältnisse ausgegangen, um in einen gemeinsamen Abgrund, das Unglück, zu stürzen! — Die eine, einst glücklich, reich, geliebt, geehrt, mit allen Vorzügen des Geistes und der Seele ausgestattet, mußte ihr ganzes Lebensglück zertrümmert, vernichtet und gebrandmarkt sehen durch einen heuchlerischen Bösewicht, den ihr verblendete Verwandten als Gatten aufgedrungen hatten. — Mit Freuden gestehe ich es, daß ohne mich die arme Frau in Mangel und Elend umgekommen wäre, weil Schamgefühl sie hinderte, Jemandes Hülfe zu begehren."

„Ja, gnädiger Herr," rief Murph gerührt, „noch lebhaft erinnere ich mich des Augenblicks, da wir in jenes ärmliche Dachstübchen traten. — Welche schreckliche Armuth! es war entsetzlich, gräßlich! — und als sie nach langer Krankheit hier in diesem ruhigen Hause gleichsam erwachte, wie war sie da überrascht und zu unendlichem Danke gestimmt! — Sie haben Recht, gnädiger Herr, solche Unglückliche unterstützen zu sehen, flößt Einem wirklich einen unwandelbaren Glauben an Gott ein!"

„Und geschieht es nicht zur Ehre Gottes, wenn wir solche Menschen unterstützen?" sagte Rudolph, — „ich muß zugeben, daß nichts himmlischer ist, als solche heitere, selbstbewußte Tugend, nichts ehrwürdiger, als eine solche Frau wie Madame Georges, die — durch eine fromme, vortreffliche Mutter in stets treuer, verständiger Beobachtung und Erfüllung aller Pflichten erzogen, — niemals gefehlt, niemals gewankt hat, und kräftig und muthig die entsetzlichsten Prüfungen bestand! — Aber heißt das nicht auch Gott ehren im Göttlichsten, das es gibt, wenn man eine jener seltenen Naturen, die er mit Wohlgefallen vor vielen Andern reich begabte, aus dem Schlamme der Verworfenheit emporzieht? Verdient jenes unglückliche Kind, das nur seinem eigenen Instinkte anheim gegeben, unter Qualen, Gefangenschaft, Verachtung, Verworfenheit und Schande im tiefsten Innern seines Gemüthes treu die erhabenen Keime bewahrte, welche Gott darin niedergelegt hat — verdient es nicht auch Mitleid, Theilnahme, Anerkennung, ja Ehrfurcht? Hättest Du das arme Geschöpf reden hören, als bei dem ersten Worte von Theilnehme, das ich an dasselbe richtete, beim ersten, freundlichen und ehrbaren Worte, das es hörte, die zartesten Empfindungen, die lieblichsten Gefühle und reinsten Neigungen, die reizendsten, poetischesten Gedanken in reichster Fülle unbewußt in ihrer unverdorbenen Seele erwachten, gleichwie im Frühjahre

Tausende bescheidener, aber lieblicher Waldblumen dem ersten milden Sonnenstrahle sich erschließen. In ihrer kurzen Unterhaltung mit dem vermeintlichen armen Handwerker entfaltete Marien-Blüthe vor meinem geistigen Auge Schätze von Gemüth, Anmuth, Verstand und Züchtigkeit. — Von Züchtigkeit sage ich, lieber Murph, — ein Lächeln trat mir auf die Lippen und Thränen in's Auge, als sie mir in ihrem anmuthigen, verständigen Geplauder bewieß, ich müsse täglich 40 Sous zurücklegen, um jeden Mangels und aller Versuchungen zum Bösen gänzlich enthoben zu sein. — Armes Kind! sie sagte das in einem so ernsten, überzeugenden, eindringlichen Tone, — es machte sie so froh und glücklich, mir einen verständigen Rath geben zu können, und sie war so entzückt über mein Versprechen, diesem Rathe zu folgen — ich war gerührt bis zu Thränen, sage ich dir, — und dennoch klagt man mich an, abgestumpft, hart, unbeugsam zu sein! — Nein, Gottlob! bisweilen schwellt noch eine edle Gluth mein Herz zu lebhafteren Schlägen — aber Du selbst bist ja mitbewegt, alter Freund, — je nun, Marien-Blüthe wird nicht auf Madame Georges eifersüchtig sein, Du wirst auch an ihrem Geschick Antheil nehmen, nicht wahr?

„Gewiß, auf Ehre, gnädiger Herr!" entgegnete Murph; — „dieser Zug, Sie zu einer täglichen Ersparniß von 40 Sous zu vermögen, weil es Sie für einen Handwerker hielt, anstatt Sie zu veranlassen, Ihren Ueberfluß mit ihr zu theilen, — dieser Zug in dem Charakter des Mädchens rührt mich ungemein."

„Und wenn ich bedenke," fuhr Rudolph fort, „daß dieses Kind eine reiche, hochgeehrte Mutter hat, — daß diese, wie es heißt, sie so frevelhaft verließ, dann ergreift mich — ha! wenn es wahr wäre, — und ich hoffe es noch zu erfahren: Du sollst später wissen, auf welche Weise! — wenn es wahr wäre, dann wehe, wehe diesem Weibe! sie soll mir eine entsetzliche Buße bestehen

müssen. — Murph! Murph! nie fühlte ich einen unversöhnlicheren Drang des Hasses, als beim Gedanken an diese Frau, die ich nicht kenne! — Du weißt ja, Murph, daß manche Rache für mich sehr heilig, manche Leiden kostbar sind, und daß ich nach gewissen Thränen gleichsam dürste. . . . ."

„Ach, gnädiger Herr!" erwiederte Murph bedrückt und zugleich betroffen über den Ausdruck höllischen Rachedurstes, der sich in Rudolphs Zügen aussprach, — „ich weiß, daß diejenigen, welche Theilnahme und Liebe verdienen, Sie oft ihren guten Engel — jene aber, welche Abscheu und Haß verdienen, oft mit Flüchen und Verzweiflung Sie ihren Teufel genannt haben!"

„Stille jetzt, Freund," sagte Rudolph; „hier kommen Madame Georges und Marie; laß Alles zur Heimkehr vorbereiten! wir müssen noch ziemlich frühe in Paris eintreffen."

XII.

Der Abschied.

Die Jodlerin oder vielmehr Marie, wie wir sie in Zukunft stets nennen werden, war, Dank der Fürsorge der Madame Georges, kaum wieder zu erkennen. Ein hübsches rundes ländliches Häubchen und zwei dicke Flechten ihres blonden Haars faßten das jungfräuliche, unschuldige Antlitz des jungen Mädchens in den lieblichsten Rahmen; ein weites Halstuch von weißem Mousseline kreuzte sich über ihrem Busen, halb versteckt vom hohen Latze eines Schürzchens von Schillertaffet, der mit seinen blauen und rosenfarbenen Spiegelungen glänzend vom dunkeln Grunde des engpassenden Röckchens abstand. In ihren Zügen lag ein tiefer, nachdenklicher Ernst:

denn gewisse Glücksfälle versetzen das Gemüth in unbezwingliche Traurigkeit, in eine Art heiliger Wehmuth. — Dieser Ernst befremdete Rudolph nicht, denn er hatte ihn erwartet; wäre sie geschwätzig und heiter erschienen, er hätte eine minder günstige Meinung von ihr hegen müssen. Mit dem gewandtesten Takte sagte er ihr nicht die geringste Schmeichelei über ihre Schönheit, die doch im reinsten Glanze strahlte, — er fühlte vielmehr, daß in dieser Erlösung einer Seele aus den Banden des Lasters und der Verworfenheit etwas Feierliches, Erhabenes, Ehrfurchtgebietendes liege.

Langjährige Leiden und tiefer Kummer hatte dem Antlitz der Madame Georges eine ernste, wehmüthige Ergebung und Resignation aufgedrückt. Mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit und Rührung betrachtete sie Marie, deren sittige Anmuth und Sanftheit auf Aller Herzen tiefen Eindruck machte.

„Hier kommt mein Kind, Herr Rudolph, um Ihnen für Ihre liebevollen Bemühungen und Wohlthaten zu danken," hub Madame Georges an, indem sie Rudolph ihren Schützling vorstellte.

Die Bezeichnung „mein Kind" goß milden Trost und süße Hoffnung in das empfängliche Gemüth Mariens; langsam schlug sie ihre großen Augen zu ihrer Beschützerin auf und betrachtete sie eine Weile mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Dankes.

„Ich danke Ihnen in Mariens Namen, gute Madame Georges," versetzte Rudolph; „sie verdient solche liebevolle Theilnahme und wird sich ihrer würdig zu machen wissen."

„Herr Rudolph!" flüsterte Marie mit bebender Stimme, „Sie verstehen mich, — nicht wahr? — wenn ich auch nicht gleich Worte finde. . . . ."

„Ihre Aufregung sagt mir mehr, als Worte vermögen, Marie!" entgegnete Rudolph.

„O, sie fühlt wohl, wie gelegen und wohlthätig die Veränderung ihrer Lage ist, welche sie Ihnen verdankt,"

sagte Madame Georges gerührt; „ihre erste Empfindung, als sie in mein Zimmer trat, war, sich vor dem Kruzifix auf die Kniee zu werfen.“

„Weil ich jetzt wieder, Dank Ihnen, Herr Rudolph, zu beten wage,“ entgegnete Marie, und wagte jetzt erst ihren Freund anzublicken.

Murph mußte sich rasch abwenden; sein englisches Phlegma und standesgemäßes Selbstgefühl erlaubten ihm nicht, den tiefen Eindruck zu zeigen, welche Mariens Worte auf ihn gemacht hatten.

„Liebes Kind,“ sagte Rudolph zu dem jungen Mädchen, „ich habe noch Einiges mit Madame Georges zu reden; mein Freund Murph wird Ihnen die Maierei zeigen und Sie mit Ihren zukünftigen Schützlingen bekannt machen, — wir kommen bald nach! — Heda, Murph! hast du mich nicht verstanden?“

Der Ehrenmann wandte sich rasch ab, und schien sich mit lautem Geräusch zu räuspern und zu schnäuzen; dann steckte er sein Taschentuch wieder ein, drückte den Hut auf die Augen und reichte halb abgewandt Marien den Arm. Er hatte dieß Manöuvre so geschickt ausgeführt, daß weder Rudolph noch Madame Georges sein Gesicht hatten sehen können; — nun schritt er, Marien am Arme, so rasch nach den Gebäuden der Maierei hin, daß das Mädchen zu springen genöthigt war, wie damals, wo die Nachteule sie nach ihrer Bodenkammer heimzerrte.

„Nun, meine Freundin, was halten Sie von Marien?“ fragte Rudolph Madame Georges.

„Wie gesagt, Herr Rudolph,“ versetzte diese, „kaum war das Mädchen in das Zimmer getreten und hatte mein Kruzifix wahrgenommen, als sie sich auch schon reumüthig und andächtig vor demselben niederwarf; — ich kann Ihnen unmöglich beschreiben, wie viel innerer Trieb, welch' eine natürliche Andacht in dieser Bewegung lag! — Augenblicklich war mir klar, daß ihre Seele noch nicht verdorben sei. — Und dann ihr Dank für Sie, Herr Rudolph, hatte in seiner Aeußerung so gar

nichts Uebertriebenes, Emphatisches, daß er darum nur um so aufrichtiger ist; wie tief diese angeborene Frömmigkeit und wie mächtig sie in ihr ist, mag Ihnen noch ein anderer Zug beweisen: — „Sie mußten wohl recht überrascht und glücklich sein, als Rudolph Ihnen ankündigte, daß Sie fortan hier bleiben könnten?“ sagte ich zu ihr, „es muß einen tiefen, erhebenden Eindruck auf Sie gemacht haben?“ — „O,“ erwiederte sie mir darauf, „als mir Herr Rudolph das ankündigte, ging ein mir ganz unbekanntes Etwas in meiner Seele vor; ich empfand eine Art seligen Glückes und heiliger Ehrfurcht, wie ich es sonst gefühlt hatte, wenn ich in eine Kirche trat; aber freilich,“ setzte sie hinzu, „nur wenn ich dorthin gehen konnte, denn Sie wissen ja, Madame...“ — Als ich die glühende Schamröthe gewahrte, welche bei diesen Worten ihre Züge überflog, ließ ich sie nicht ausreden. — „Ich weiß, mein Kind,“ entgegnete ich — und mein Kind werde ich sie immer nennen, wenn es Ihnen recht ist, — „ich weiß, daß Sie viel erduldet haben: Aber der liebe Gott segnet, die Ihn lieben und die Ihn fürchten, die unglücklich waren und die von Herzen bereuen.“ —

„Nun, gute Madame Georges, freue ich mich doppelt über meine Handlung,“ sagte Rudolph; — „das arme Kind wird Ihnen Theilnahme einflößen, und Sie brauchen nur zu säen, um zu ärndten. Ihre Vermuthung ist begründet, daß Marie die edelsten und vortrefflichsten natürlichen Anlagen hat.“

„Was mich noch mehr gerührt hat,“ erzählte Madame Georges weiter, „war: daß sie sich auch nicht die geringste Frage über Sie erlaubte, obwohl ihre Neugierde lebhaft aufgeregt sein mußte. — Betroffen von ihrer zarten Scheu und Zurückhaltung wollte ich mich überzeugen, ob dieselbe auch unwillkürlich und bewußt sei, darum fragte ich sie: Sie müssen doch sehr begierig sein zu erfahren, wer denn wohl Ihr geheimnißvoller Wohlthäter ist?“ — „Ich weiß es schon,“ entgegnete

sie mir mit reizender Unbefangenheit, „er heißt mein Wohlthäter. . . . .“

„Schon seit lange hatte ich mir vorgenommen, jenen verworfenen Theil der bürgerlichen Gesellschaft näher kennen zu lernen, und ihn in seinem eigenthümlichen Wesen und Treiben zu beobachten,“ sagte Rudolph; „ich hatte eine bestimmte Ahnung, daß es dabei immer noch Gelegenheit gebe, dem Satan einige Seelen zu entreißen, dem ich immer gerne entgegenarbeite, und manchmal seine besten Bissen vor dem Munde wegnehme. — Haben Sie keine neuern Nachrichten aus Rochefort?“ setzte er in ernsterem Tone hinzu.

„Gar keine,“ entgegnete Madame Georges mit leiser, bebender Stimme.

„Um so besser,“ sagte Rudolph, „das Ungeheuer wird bei seinem Fluchtversuche in den Sumpfbänken und Morästen seinen Tod gefunden haben. — Sein Signalement ist allenthalben verbreitet, er ist ein allzugefährlicher Verbrecher, als daß man nicht Allem aufböte, seiner habhaft zu werden, allein im Verlauf der ganzen sechs Monate, seitdem er aus dem . . . .“

Rudolph besann sich eine Weile, ehe er das verhängnißvolle Wort aussprach.

„Aus dem Bagno entflohen ist, — sprechen Sie es immerhin aus!“ sagte die unglückliche Frau mit fast tonloser Stimme und voll Entsetzen; „ja aus dem Bagno — der Vater meines Sohnes! — o wenn das unglückliche Kind noch lebt, wenn es nicht, wie ich, seinen Namen verändert hat, welche Schande, welche Schmach! aber, wenn das doch nur Alles wäre!“ — Sein Vater hat vielleicht sein fürchterliches Versprechen gehalten; nein! vergeben Sie, Herr Rudolph, wenn ich trotz ihrer Wohlthaten mich noch so unglücklich fühle.“

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau,“ bat Rudolph.

„Manchmal, manchmal erfaßt mich gräßliches Entsetzen,“ fuhr sie fort, „wenn ich mir denke, mein Gatte sei glücklich aus Rochefort entflohen und spüre jetzt

allenthalben nach mir umher, um mich zu tödten, wie er vielleicht mit meinem armen Sohne gethan, denn was sonst hätte er mit ihm begonnen?"

„An diesem Geheimniß scheitern alle Anstrengungen meines Geistes," versetzte Rudolph nachdenklich; „in welcher Absicht hat Ihnen der Abscheuliche den Sohn geraubt, als er vor fünfzehn Jahren, wie Sie mir sagten, ins Ausland entfliehen wollte!? — Ein Kind von diesem Alter konnte ja seine Flucht nur aufhalten und erschweren!"

„Ach, Herr Rudolph!" entgegnete sie schaudernd, als sie des Ungeheuers gedachte, den sie ihren Gatten nennen mußte; — „als mein Gatte damals auf der Gränze angehalten, nach Paris zurückgebracht und ins Gefängniß geworfen wurde, sagte er mir nicht damals, bei jenem Besuche, den ich ihm abstatten durfte, die entsetzlichen Worte: „Ich habe Dir Dein Kind gestohlen, weil Du es liebst und weil es mir ein Mittel sein kann, Dich zu nöthigen, mir Geld zu senden, das ihm zu gute kommen soll oder nicht, wie es mir beliebt! — ob es lebt oder todt ist, kümmert Dich nicht, wenn es aber lebt, wird es in guten Händen sein, und Du sollst am Sohne dieselbe Schmach erleben, die Du dem Vater zum Vorwurfe gemacht hast!" — Ach! einen Monat später wurde mein Gatte auf lebenslänglich auf die Galeere verurtheilt; seither sind meine inständigsten Bitten, mein dringendstes Flehen in unzähligen Briefen vergebens gewesen; nie habe ich etwas über das Loos dieses Kindes erfahren können. Ach, Herr Rudolph! wo mag mein armer Sohn jetzt sein? Jene entsetzlichen Worte: „Du sollst am Sohn dieselbe Schande erleben, wie am Vater," tönen noch immer mit Schaudern in meinem Gedächtnisse wieder."

„Aber es wäre ja eine maßlose unerklärliche Grausamkeit!" entgegnete Rudolph; „warum sollte er das arme Kind so verderben, so in den tiefsten Schlamm

hinunter treten, warum sollte er Ihnen den Sohn auf immer entreißen?"

„Um mir, wie gesagt, Geld abzupressen, Herr Rudolph," erwiederte die unglückliche Frau; „obwohl er mich ganz an den Bettelstab gebracht, waren mir doch noch einige letzte Hülfsmittel übrig geblieben, welche auf diese Weise vollends drauf gegangen sind. Trotz seiner Verworfenheit konnte ich doch nicht zweifeln, daß er wenigstens einen Theil jenes Geldes auf die Erziehung des unglücklichen Kindes verwende."

„Hat denn aber Ihr Sohn gar kein Merkmal, kein Zeichen an sich, das auf seine Spur leiten könnte?" fragte Rudolph.

„Kein anderes," versetzte Madame Georges, „als das, welches ich Ihnen bereits schon verschiedene Male beschrieben habe: ein kleines Amulett aus Lapis Lazuli geschnitten, in Gestalt eines heiligen Geistes, das an einem silbernen Kettchen ihm um den Hals hing; diese Reliquie, vom heiligen Vater geweiht, hatte ich von meiner Mutter geerbt, die es schon als Kind getragen und großen Werth darauf gelegt hatte; — auch ich hatte es nie abgelegt, als etwa ein halbes Jahr nach der Geburt meines Sohnes, wie ich es diesem umhing. — Nun aber hat der Talisman, wie es scheint, seine Kraft verloren!"

„Wer weiß, liebe Frau!" sagte Rudolph, „Gott ist allmächtig."

„Habe ich davon nicht die sprechendsten Beweise?!" rief Madame Georges, „hat er mich nicht Ihnen in den Weg geführt?"

„Aber leider zu spät, meine gute Madame Georges, viel zu spät; ich hätte Ihnen vielleicht viele Jahre des Kummers erspart!" entgegnete er.

„Haben Sie mich nicht mit Wohlthaten überschüttet, Herr Rudolph?!" sagte sie.

„Womit?" fragte dieser, „ich habe diesen Pachthof gekauft; in den Zeiten Ihres Glückes wußten Sie aus

reiner Vorliebe Ihre Güter zu heben und ihren Werth zu steigern; nun trägt mir, Dank ihrer ausgezeichneten Verwaltung, ihrer verständigen Thätigkeit diese Maierei jährlich ...."

„Was trägt sie Ihnen ein, gnädiger Herr?" fiel ihm Madame Georges ins Wort; „zahle ich nicht den Pachtzins und den Ertrag an unsern guten Abbé Laporte und verwendet er Ihrem Befehl zufolge diese Summe, nicht auf Almosen und milde Zwecke?"

„Wohlan denn! ist das nicht ein ausgezeichneter Ertrag?" rief Rudolph, „aber Sie haben doch den lieben Abbé von meiner Ankunft unterrichten lassen? es liegt mir daran, ihm meinen Schützling selbst zu empfehlen. Er hat doch meinen Brief erhalten?"

„Herr Murph brachte ihm denselben bei der Ankunft alsbald selbst hinüber," war die Antwort.

„In diesem Briefe," sagte Rudolph, „machte ich den würdigen Abbé mit der Geschichte des armen Kindes bekannt, weil ich nicht gewiß wußte, ob ich heute kommen könnte, in welchem Falle Herr Murph Ihnen Marie zugeführt hätte!"

Einer der Knechte unterbrach diese Unterredung, die im Garten stattfand, mit der Nachricht, daß der Pfarrer Madame Georges erwarte.

„Sind die Postpferde schon da, guter Freund?" fragte Rudolph den Boten.

„Zu dienen, Herr Rudolph, — man spannt eben ein," gab dieser zur Antwort und ging wieder.

Madame Georges, der Pfarrer und die Leute des Pachthofes kannten Mariens Beschützer nur als Herrn Rudolph; Murph's Verschwiegenheit war unerschütterlich; und so sehr er sich's auch angelegen sein ließ, unter vier Augen Rudolph mit aller möglichen Achtung zu begegnen und ihm jenes ehrerbietige Prädikat beizulegen, so sehr war er auf der andern Seite auch beflissen, vor Fremden ihn nie anders als Herrn Rudolph zu nennen, und auf entsprechendem Fuße mit ihm zu verkehren. —

„Ich vergaß Ihnen zu sagen, liebe Madame Georges," sagte Rudolph auf dem Weg nach Hause, — „daß Marie, wie ich glaube, engbrüstig ist. Entbehrungen, Kummer und Noth haben ihre Gesundheit angegriffen. Als ich sie diesen Morgen bei hellem Tage sah, erschreckte mich ihre Blässe, obwohl ihre Wangen hübsch geröthet waren; auch ihr Auge hat einen fieberischen Glanz, und ihre Gesundheit wird wohl große Schonung und Vorsicht bedürfen."

„Rechnen Sie auf mich, Herr Rudolph," versetzte die wackere Frau; „das Unwohlsein ist Gottlob nicht bedeutend; bei diesem Alter, der frischen Landluft, Pflege, Ruhe und Zufriedenheit wird Marie sich schnell erholen."

„Ich hoffe auch," sagte Rudolph, „aber dennoch mag ich sie nicht den Aerzten auf dem Lande anvertrauen. Murph soll Ihnen einen tüchtigen Arzt herausbringen, der die geeigneten Mittel angibt. Von Ihnen erwarte ich wohl nicht vergebens hie und da Nachrichten von Marien; in einiger Zeit, wenn sie ruhiger geworden und an ihren neuen Zustand gewöhnt ist, wollen wir auf ihre Zukunft denken; vielleicht wäre es am gerathensten, wenn sie für immer bei Ihnen bliebe, falls ihr Charakter und ihr Betragen Ihnen dieß wünschenswerth machen."

„Das wäre einer meiner Lieblingswünsche," erwiederte Madame Georges, „sie würde mir die Stelle des Kindes vertreten, dessen Verlust ich noch jetzt täglich schmerzlich fühle."

„So lassen Sie uns denn jetzt für Sie selbst und Marien hoffen," sagte Rudolph.

Als er mit Madame Georges in die Pächterwohnung treten wollte, kamen Murph und Marie ihnen entgegen. Der Spaziergang hatte Marien etwas aufgeregt, und Rudolph machte seine Freundin auf das frische Roth ihrer Wangen aufmerksam, die mit der zarten Blässe ihrer Haut lebhaft contrastirten.

Der würdige Gentleman ließ den Arm der Marien-Blüthe fahren und flüsterte hastig und fast verwirrt

Rudolph ins Ohr: „Das niedliche Kind hat mich vollkommen behext; ich weiß nun nicht mehr, für wen ich lebhaftere Theilnahme fühle — ob für sie oder Madame Georges; ich war grausam und ungerecht gegen Sie."

„Darum brauchst Du Dir nicht die Haare auszuraufen," sagte Rudolph, und drückte dem Squire die Hand. — —

Madame Georges ergriff Mariens Arm und führte sie mit sich in den kleinen Salon des Erdgeschoßes, wo der Abbé Laporte sie erwartete.

Murph ging hinweg, um die Vorbereitung zur Abreise zu besorgen, und Rudolph befand sich nun mit den beiden Frauen und dem Pfarrer allein.

Das Zimmer war einfach, aber recht wohnlich eingerichtet und wie der übrige Theil des Hauses geschmackvoll tapeziert, im Uebrigen ganz so, wie Rudolph es der Jodlerin geschildert hatte. Ein warmer Teppich bedeckte den Fußboden, und im Kamine, auf dessen Gesimse in zwei Krystall-Vasen prächtige Blumensträuße standen welche das Zimmer mit Wohlgeruch durchdufteten, prasselte ein lustiges Feuer; durch die halb herabgelassenen grünen Fensterläden sah man hinunter auf den Garten, die Wiese, das kleine Flüßchen und die Kastanienwälder am jenseitigen Abhang drüben.

Der Abbé Laporte, ein Greis von mehr als 80 Jahren, der schon seit dem Ende der Revolution diese kleine Pfarre begleitete, saß beim Kamin. Man konnte nichts Achtunggebietenderes, nichts Ehrwürdigeres sehen, als sein gefurchtes Greisen-Antlitz mit den hohlen, kränklichen Wangen und der Einfassung von langen, weißen Haaren, die auf den Kragen seines schwarzen Leibrocks herabfielen.

Dieses Kleidungsstück trug an mehr als einer Stelle Spuren öfterer Ausbesserung, da der würdige Greis vorzog, lieber etliche arme Kinder in gutes warmes Tuch zu kleiden, als den Stutzer zu spielen und sich vor zwei oder drei Jahren eine neue Soutane anzuschaffen. Die

Hände des würdigen Greises zitterten vor Alter und Schwäche, aber es lag etwas ungemein Rührendes in dieser Bewegung, und wenn er zu Zeiten die Hände erhob, erwartete man, er wolle damit den Segen geben.

Rudolph beobachtete Marien aufmerksam. Hätte er sie weniger gekannt und durchschaut, so möchte ihn vielleicht die kindlich fromme Heiterkeit betroffen gemacht haben, mit welcher sie auf den Abbé zutrat. Aber ein inneres untrügliches Gefühl sagte Marien, daß die Schande aufhöre, wo Reue und Buße beginnen.

„Herr Abbé,“ begann Rudolph ehrerbietig, „Madame Georges will dieses junge Mädchen in ihre Obhut und Pflege nehmen, für welche auch ich Sie um Ihr Wohlwollen bitte!“

„Sie hat ein Recht darauf, wie Alle, die zu uns kommen, mein Herr,“ entgegnete der Pfarrer; „Gottes Milde ist unerschöpflich, liebes Kind. Sie hat sich auch an Ihnen erwiesen, indem sie Sie unter den größten Anfechtungen und Versuchungen nicht verließ; — ich weiß Alles,“ fuhr er fort und nahm die Hand Mariens in seine ehrwürdigen zitternden Hände, „der edle Mann, dem Sie Ihre Rettung verdanken, hat das Wort der heiligen Schrift erfüllt: „Der Herr ist nahe denen, die Ihn anrufen; er wird erhören, die Ihn fürchten; er wird ihre Stimme hören und sie erretten.“ — Von nun an suchen Sie seine Wohlthaten durch Ihr Betragen zu verdienen; bei mir werden Sie immer Ermuthigung und Unterstützung für Ihr Vorhaben, für Ihr Beharren auf dem rechten Wege, den Sie nun einschlagen wollen, finden. — In Madame Georges haben Sie ein würdiges Beispiel vor Augen, in mir finden Sie einen aufmerksamen Rath und Wächter, und so wird der Herr das Werk vollenden.“

„Und ich will zu ihm beten für diejenigen, welche Mitleid mit mir gezeigt und mich wieder zu ihm zurückgeführt haben,“ sagte Marie kindlich und warf sich, von innerem Drange getrieben, fast unbewußt vor dem

Priester auf die Kniee; ihre Rührung war zu stark, Thränen erstickten ihre Gefühle, — Madame Georges, Rudolph und der Abbé waren tief gerührt.

„Erheben Sie sich, liebes Kind," sagte der Priester, „Sie werden bald Vergebung und Erlösung erhalten für die großen Sünden, deren Opfer Sie mehr, als Urheberin gewesen sind, denn um wiederum mit dem Propheten zu sprechen: „Derr Herr hält aufrecht Alle, „die da fallen wollen und richtet empor, die man nie- „derdrückt!" —

„Leben Sie wohl, Marie," sagte Rudolph und gab ihr ein kleines goldenes Kreuzchen an einem schwarzen Sammetbande; „tragen Sie dieses kleine Kreuzchen als Andenken an mich; ich habe heute früh den Tag Ihrer Befreiung und Erlösung darauf eingraben lassen; — recht bald werde ich wiederkehren um Sie zu sehen."

Marie drückte inbrünstig das Kreuz an ihre Lippen.

Murph rief eben zur Thüre herein: „Die Pferde sind fertig, Herr Rudolph!"

„Adieu, mein Vater! — Adieu, liebe Madame Georges!" rief Rudolph; „ich empfehle Ihnen Beiden dieses Ihr Kind, und nun noch einmal: Lebe wohl, Marie!"

Der ehrwürdige Priester begleitete, auf Mariens und der Madame Georges' Arm gestützt, Rudolph aus der Thüre bis zum Wagen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne warfen einen klaren, goldenen Schein über die schöne, wehmüthige Gruppe:

einen greisen Priester, das Sinnbild der Milde, Gnade und ewigen Hoffnung, —

eine Frau, die von all jenen Schmerzen geprüft und heimgesucht worden, welche nur eine Gattin und Mutter befallen können; —

ein junges Mädchen, das, kaum aus der Kindheit getreten, durch Noth und die niederträchtigste Verführung verbrecherischer Ungeheuer in den Abgrund und

Schandpfuhl des Lasters gestürzt worden war, ohne in demselben ihr besseres Selbst zu verlieren. —

Rudolph stieg in den Wagen, Murph nahm neben ihm Platz, und die Pferde jagten im Galopp davon.

XIII.

Der Schulmeister.

Am Tage nach jenem, wo Rudolph die Jodlerin der Obhut und Pflege der Madame Georges anvertraut hatte, stellte sich Rudolph, noch immer in der Tracht eines Handwerkers, präzis um die Mittagsstunde an der Thür des Wirthshauses zum Blumenkorbe ein, das in der Nachbarschaft der Barrière von Bercy liegt.

Der Schlächter war am vorigen Abende um zehn Uhr pünktlich auf dem Platze erschienen, welchen ihm Rudolph zum Stelldichein bestimmt hatte.

Der Verlauf unserer Erzählung wird den Erfolg unseres Rendevous schildern.

Es war also Mittag! Der Regen goß in Strömen und die Seine war durch die anhaltenden Regengüsse der vergangenen Tage und des heutigen so angeschwollen, daß sie bereits einen Theil des Quai's überschwemmte und allenthalben über ihre Ufer trat.

Rudolph blickte von Zeit zu Zeit mit Ungeduld in der Richtung der Barrière hinaus; endlich sah er in der Ferne einen Mann und eine Frau unter einem Regenschirme daher kommen und erkannte bei ihrer Annäherung die Nachteule und den Schulmeister; beide Personen hatten sich vollkommen verändert gegen gestern:

Der Räuber hatte mit seinen schlechten Kleidern auch jenen Zug thierischer Wildheit und Brutalität abgelegt, und trug heute einen langen, grünen Biberrock

und runden Hut, so wie Hemd und Halstuch von tadelloser Weiße. Ohne die Abscheu einflößende Häßlichkeit seiner Züge und jenen abstoßenden Blick seines stechenden beweglichen Auges, hätte man seinem friedlich sicheren Gange nach ihn für einen ehrbaren Bürger oder Handwerker der untern Classe nehmen können. Die Nachteule, ebenfalls im Sonntagsstaate, trug ein reinlich weißes Häubchen, einen großen Shawl von Flockseide und an der Hand einen umfangreichen Strickbeutel.

Da der Regen einen Augenblick aufgehört hatte, ging Rudolph, eine Regung von Eckel und Abscheu unterdrückend, dem häßlichen Paare entgegen.

Statt im Rothwälsch der Freischenke drückte sich der Schulmeister heute in einer anständigen, fast zierlichen Sprache aus, die um so schrecklicher erschien, als sie von sorgfältiger Bildung zeugte und in grellem Widerspruche zu den blutdürstigen Gewohnheiten und Geschäften des Banditen stand.

Als Rudolph sich ihm näherte zog der Schulmeister tief den Hut ab und die Eule versuchte einen verbindlichen Knix.

„Ihr ganz ergebenster Diener, mein Herr!" hob der Schulmeister an, „ich stehe ganz zu Ihren Diensten und bin entzückt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen oder vielmehr zu erneuern; denn vorgestern haben Sie mich ja mit zwei Faustschlägen bedient, die ein Rhinoceros niedergeworfen hätten; aber sprechen wir nicht mehr weiter davon: ich weiß wohl, es war bloß ein Spaß, ein einfaches Späßchen, — wir wollen seiner nicht mehr ferner gedenken. Heute führen uns wichtigere Angelegenheiten zusammen; ich traf gestern Abend um 11 Uhr den Schlächter in der Freischenke und bestellte ihn auf heute frühe hieher, falls er uns bei der Sache behilflich sein wolle; aber er scheint sich nicht dabei betheiligen zu wollen."

„Sie aber gehen auf die Sache ein?" fragte Rudolph.

„Wenn Sie es wünschen, mein Herr,“ versetzte der Räuber; „darf ich vielleicht um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Rudolph,“ versetzte dieser.

„Nun denn, Herr Rudolph, wir wollen in den Blumenkorb eintreten; ich und meine Frau da haben heute noch nicht gefrühstückt. Zwischen Glas und Teller können wir dann von unserm Geschäftchen reden,“ sagte der Schulmeister.

„Ich bin dabei,“ versetzte Rudolph.

„Wir können uns immerhin auch unterwegs schon bereden. Sie und der Schlächter sind mir und meiner Frau ohnedieß eine kleine Entschädigung schuldig: um Ihretwillen sind uns mehr als 2000 Franken entgangen! — Die Nachteule hatte gestern einem großen Herrn in Trauerkleidern, der letzthin in der Kneipe nach Ihnen gefragt hat, ein Stelldichein in der Nähe von Saint Ouen geben wollen, wo uns dieser 2000 Franken geboten hätte, falls wir Ihnen etwas anhaben würden — der Schlächter hat mich darüber so ziemlich belehrt — aber Finette,“ wandte sich der Räuber an die Eule, „geh' voraus und bestelle uns ein Zimmer in dem Blumenkorbe und ein kleines Frühstück: Cotelettes, ein Stückchen Kalbsbraten und ein paar Flaschen guten Wein: wir kommen bald nach!“

Die Nachteule hatte Rudolph keinen Augenblick außer Acht gelassen; nachdem sie mit dem Schulmeister noch einen bedeutsamen Blick gewechselt, ging sie voraus und der Räuber fuhr fort:

„Wie gesagt, Herr Rudolph, der Schlächter hat mich über dieses Anerbieten von 2000 Franken bereits erbaut.“

„Was heißt das: erbaut?“ fragte Rudolph.

„Ach! so,“ versetzte der Bandit, „diese Sprache mag Ihnen freilich nicht sehr geläufig sein, ich wollte damit sagen, daß der Schlächter mir so beiläufig gesagt hat, was der große Herr in Trauerkleidern um seine 2000 Franken mit Ihnen machen wollte!“

„Ach, schon gut," sagte Rudolph.

„Nein, es ist noch nicht gut, junger Herr," erwiederte der Räuber, denn als der Schlächter die Eule gestern bei St. Ouen traf, wich er ihr nicht von der Ferse, als er den langen Herrn in den Trauerkleidern herankommen sah, so daß dieser sich nicht herzu wagte; Sie müssen uns also mindestens 2000 Franken zu verdienen geben, außer dem 500 für ein Taschenbuch, das wir hätten heimgeben sollen, aber jedenfalls nicht zurück gegeben hätten, nachdem wir aus den darin enthaltenen Papieren uns überzeugt hatten, daß diese für uns weit mehr werth sind."

„Es enthielt also wohl bedeutende Summen in Papiergeld?" fragte Rudolph gleichgültig.

„Das eben nicht," entgegnete der Schulmeister, „aber andere Papiere in englischer Sprache, die — obwohl ich sie nicht verstanden habe — mir doch von großem Werthe zu sein schienen, und darum sind sie auch einstweilen hier gut aufgehoben!" — dabei schlug er wohlgefällig an die Brusttasche seines Ueberrocks.

Die Nachricht, daß der Schulmeister noch im Besitz der Papiere war, die er am vorgestrigen Abende Tom abgenommen, kam Rudolph ganz gelegen, denn jene Papiere waren für ihn von ganz besonderem Werthe. Die Verhaltungsmaßregeln, welche er dem Schlächter deßfalls gegeben, hatten keinen anderen Zweck gehabt, als Toms Verkehr mit der Nachteule zu verhindern, damit diese noch im Besitze derselben blieb, deren sich nun Rudolph leicht bemeistern zu können hoffte.

„Ich bewahre diese Papiere auf, wie eine Birne gegen den Durst," sagte der Schulmeister; „ich habe in dem Taschenbuch auch die Adresse seines Besitzers gefunden, und werde mich über kurz oder lang auch mit ihm in Verkehr setzen."

„Da könnten wir vielleicht ein Geschäftchen mit einander machen, wenn Sie wollten," entgegnete Ru-

dolph; — „wenn unser Anschlag gelingt, kaufe ich Ihnen jene Papiere ab; ich kenne den Mann, und sie dürften mir nützlicher sein, als Ihnen."

„Davon später," sagte der Schulmeister, „lassen Sie uns zunächst bei der Sache bleiben."

„Wohlan denn," fuhr Rudolph fort, „ich hatte dem Schlächter eine vortreffliche gewinnbringende Sache in Aussicht gestellt; die er erst annahm, dann aber wieder von der Hand wies.

„Ich kenne das," sagte der Schulmeister; „er hat hierüber so seine eigenen Ansichten."

„Doch ließ er mir merken," fuhr Rudolph fort, „daß, wenn er auch nicht bei der Parthie sein wollte, darum doch Andere sich finden dürften, die gerne mit anstünden, und daß Sie mir dabei wesentlichen Vorschub leisten könnten."

„Und darf ich ohne Unbescheidenheit fragen," sagte der Schulmeister, „warum Sie gestern Morgen dem Schlächter ein Stelldichein in St. Ouen gegeben haben, wodurch es ihm möglich war, die Eule zu treffen? er schien mir verwirrt, als ich ihn hierüber befragte."

Rudolph biß sich unvermerkt auf die Lippen und entgegnete achselzuckend: „Ich glaube das wohl, denn da ich den Schlächter noch unschlüssig sah, hab' ich ihm meinen Plan nur zur Hälfte anvertraut."

„Das war klug gehandelt," bestätigte der Schulmeister.

„Um so klüger," fuhr Rudolph fort, „als ich zwei Sehnen für meinen Bogen hatte."

„Ah so," sagte der Schulmeister, „Sie sind sehr vorsichtig; Sie haben also gestern dem Schlächter ein Stelldichein gegeben, um?" ......

Nach kurzem Besinnen hatte Rudolph glücklicherweise eine wahrscheinlich klingende Fabel erfunden, wodurch die Ungeschicklichkeit des Schlächters leicht verdeckt wurde.

„Sie wollten sich wahrscheinlich überzeugen, ob der Mann wirklich auf dem Lande sei?“ fragte der Räuber.

„Ei natürlich!“ entgegnete Rudolph, „ich ging deßhalb nach Pierrefitte, wo das Landhaus des gedachten Herrn ist — meine Base steht bei ihm Dienste, verstehen Sie?“

„Vollkommen, mein Freund, aber was weiter?“ fragte der Schulmeister.

„Meine Cousine sagte mir: ihr Herr komme erst übermorgen wieder nach Paris zurück.

„Uebermorgen?“ fragte der Schulmeister.

„Allerdings.“

„Schön,“ fuhr der Räuber fort, „aber ich muß nochmals auf meine vorige Frage zurückkommen, warum Sie mit dem Schlächter bei Saint Ouen zusammentrafen?“

„Errathen Sie den Grund davon nicht? Wie weit ist Pierrefitte von St. Ouen entfernt?“ fragte Rudolph.

„Eine Stunde etwa,“ entgegnete der Räuber.

„Und St. Ouen von Paris?“ fragte Rudolph.

„Ungefähr eben so weit,“ war die Antwort.

„Ei nun, begreifen Sie jetzt? wenn ich Niemanden in Pierrefitte, also das Haus leer traf, war da auch ein gutes Geschäft zu machen,“ sagte Rudolph lächelnd; — „freilich lange nicht so gut als in Paris, aber doch immer noch erträglich; für diesen Fall nun wäre ich nach St. Ouen zurückgegangen, um den Schlächter zu holen, der mich dort erwartete: wir wären auf einem mir wohlbekannten Nebenwege nach Pierrefitte hinüber und . . . . .“

„Aha! ich verstehe,“ sagte der Schulmeister, „wenn aber im Gegentheil die Gelegenheit in Paris günstiger gewesen wäre?“

„So wären wir auf dem Chemin de la Revolte nach der Barrière de l'Etoile zurück und von da nach der Allee des Veuves,“ sagte Rudolph.

„Das ist ja kaum ein Katzensprung auseinander. Die Sache ist ganz einfach," meinte der Schulmeister beifällig lächelnd: „in St. Ouen waren Sie für zweierlei Unternehmungen gleich sehr vorbereitet, das war sehr geschickt. Nun kann ich mir die Anwesenheit des Schlächters in St. Ouen erklären!" —

„Sie wissen also, daß das Haus in der Allee des Veuves bis übermorgen ganz unbewohnt ist?" fragte der Räuber.

„Ganz leer bis auf den Portier," versicherte Rudolph.

„Gut denn, und das Unternehmen ist vortheilhaft?" fragte der Schulmeister.

„Meine Cousine sprach von 60,000 Franken in Gold, die wir in dem Cabinett ihres Herrn finden würden."

„Und Sie kennen die Oertlichkeiten?" fragte der Räuber begierig.

„So gut wie meine Taschen," betheuerte Rudolph; „meine Base ist schon seit einem Jahre im Hause, und da ich so oft von den Summen reden hörte, die ihr Herr von Zeit zu Zeit aus der Bank nimmt, um sie anderswo anzulegen, kam ich auf diesen Gedanken: — da der Portier ein sehr starker Mann ist, wollt' ich den Schlächter noch dazu bereden, und er hatte nach vielen Umständen auch endlich zugesagt, bis er sich heute wieder ganz zurückzog. Ueberdem ist er nicht im Stande, einen Freund zu verrathen."

„Nein! das thut er nicht, — er ist zu ehrlich dazu," bestätigte der Schulmeister; „doch hier sind wir am Ziele unserer Wanderung! — Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch geht wie mir? die frische Morgenluft hat mir ziemlich Appetit gemacht."

Die Nachteule stand unter der Thüre des Wirthshauses und winkte ihnen hinein.

„Hier herein! hier herein!" rief sie, „ich habe das Frühstück bereits bestellt!"

Rudolph wollte aus guten Gründen den Räuber vorausgehen lassen, aber der Schulmeister wehrte sich so dringend und unerbittlich gegen diese Artigkeit, daß Rudolph zuerst hineintreten mußte.

Ehe der Schulmeister sich zu Tische setzte, klopfte er leicht an die verschiedenen Wände des Zimmers, um sich von ihrer Dicke und Klangfähigkeit zu überzeugen. — „Wir brauchen nicht so leise zu sprechen, die Wand ist nicht dünn," sagte er; „übrigens trägt man Alles auf einmal auf, damit wir in unserer Unterredung nicht gestört werden!"

Ein Schenkmädchen brachte das Frühstück herein, und ehe die Thüre wieder geschlossen wurde, sah Rudolph seinen Freund Murph im anstoßenden Kabinette am Tische sitzen.

Das Zimmer, in welchem die Zusammenkunft statt fand, war lang und schmal und nur durch ein einziges Fenster beleuchtet, das der Thüre gegenüber sich auf die Straße öffnete.

Die Nachteule wandte dem Fenster den Rücken, der Schulmeister saß auf der einen Seite des Tisches und Rudolph hatte auf der andern Platz genommen. Als das Schenkmädchen draußen war, stand der Räuber auf, nahm sein Couvert und setzte sich so neben Rudolph, daß er diesen von der Thüre absperrte.

„Wir können so bequemer mit einander plaudern und brauchen nicht so laut zu reden," sagte er.

„Und dann erreichen Sie auch den Zweck, mich von der Thüre abzusperren und am Hinausgehen zu verhindern," versetzte Rudolph kaltblütig.

Der Schulmeister bejahte durch ein Kopfnicken, zog aus der Brusttasche ein rundes Stilet von der Dicke eines Gänsekiels in einem hölzernen Handgriffe, der ganz unter seinen behaarten Fingern verschwand.

„Sehen Sie das da?" fragte er ihn.

„O ja!" erwiderte Rudolph kaltblütig.

„Wornach sich zu achten," sagte der Schulmeister

mit Stirnrunzeln, das seine platte, breite Stirn der eines Tigers ähnlich machte, und mit bedeutsamer Geberde.

„Und verlassen Sie sich auf mich," setzte die Eule hinzu, „ich habe den Dolch meines Mannes selbst geschliffen!"

Rudolph steckte mit kalter Ruhe die rechte Hand unter seine Blouse, zog eine kleine, doppelläufige Taschenpistole hervor, zeigte sie dem Schulmeister, und steckte sie, ohne ein Wort zu sagen, wieder ein.

„Wir scheinen uns zu kennen," sagte der Räuber, „aber Sie verstehen mich noch nicht recht: ich nehme nur den schlimmsten Fall an; wollte man mich übrigens hier verhaften, gleichviel, ob Sie mir die Falle gestellt hätten oder nicht, so würde ich Sie kalt machen;" und dabei warf er einen wilden drohenden Blick auf Rudolph.

„Und ich helfe Dir dabei, Männchen," setzte die Nachteule hinzu.

Rudolph zuckte stumm die Achseln, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es aus.

Diese Kaltblütigkeit imponirte dem Schulmeister.

„Ich warne Euch nur, versteht Ihr?" sagte er.

„Schon gut, schon gut," versetzte Rudolph, „steckt nur Eure Spicknadel da wieder in die Tasche: 's gibt hier kein Huhn zu spicken; ich bin ein alter Hahn und habe tüchtige Sporen; jetzt aber, Männchen, zu unserem Geschäft zurück!"

„Ja, laßt uns von Geschäftssachen reden," sagte der Bandit, „aber denken Sie gar nicht so schlecht von meiner Spicknadel! das Ding macht keinen Lärmen und erregt Niemands Aufmerksamkeit!"

„Und macht saubere Arbeit, nicht wahr, Blutzäpferchen!" setzte die Eule mit scheußlichem Lachen hinzu.

„Beiläufig gesagt," wandte sich Rudolph an die Nachteule, „ist es wahr, daß Sie die Aeltern der Jodlerin kennen?"

„Ei ja,“ versetzte diese; „mein Mann hat in dem Taschenbuche des langen Herrn zwei Briefe, die davon handeln; aber sie soll sie nicht zu sehen bekommen, die kleine Metze, lieber kratze ich ihr die Augen mit meinen Nägeln da aus. — Wenn ich sie erst wieder in der Kneipe treffe, will ich mit ihr abrechnen, daß sie an mich denken soll!“

„Still jetzt, Finette!“ rief der Schulmeister, „wir schwatzen da in den Tag hinein, und kommen doch nicht weiter in unsern Geschäften.“

„Können wir vor Ihr da unbesorgt sprechen?“ fragte Rudolph, nach der Eule hinüberwinkend.

„Ei natürlich,“ versetzte der Räuber, „in aller Ruhe; sie stellt ihren Mann und kann uns von großem Nutzen sein, um Wache zu stehen, Erkundigungen einzuziehen, die gestohlenen Sachen zu verbergen, zu verkaufen u. s. w. — sie hat alle vorzüglichen Eigenschaften einer guten Hausfrau für Unser Einen — die gute Finette!“ fügte er bei und drückte der häßlichen alten Bestie die Hand, — „Sie können sich kaum denken, welch' wichtige Dienste sie mir schon geleistet hat; aber lege doch Dein Halstuch ab, Finette, Du könntest frieren, wenn wir nachher wieder fortgehen, lege es auf Deinen Stuhl zu dem Strickbeutel!“

Die Eule that, wie er verlangte. Aber trotz seiner Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart konnte Rudolph doch ein Aufwallen von Ueberraschung nicht unterdrücken, als er an einer dicken Kette von Falschgold, die die Alte um den Hals trug, einen kleinen heiligen Geist aus Lapis Lazuli an einem silbernen Ringe hängen sah, der genau dem Amulette glich, welches Madame Georges einst ihrem Sohne angehängt zu haben behauptete.

Ein Gedanke fuhr bei dieser Entdeckung Rudolph durch den Kopf. Laut der Erzählung des Schlächters sollte ja der Schulmeister aus dem Bagno von Roche-

fort entsprungen sein, alle Nachforschungen der Polizei durch seine freiwillige Verstümmelung vereitelt haben, — und ebenfalls ein halbes Jahr etwa war es ja, seit der Gatte der Madame Georges entsprungen war, ohne daß man wieder etwas von ihm gehört hatte. —

Dieses seltsame Zusammentreffen erweckte in Rudolph den Argwohn, daß der Schulmeister am Ende gar der Gatte jener Frau sein könnte.

Jener elende nichtswürdige Verbrecher entsprang ja aus einer der besseren Classe der bürgerlichen Gesellschaft — und ließ nicht die gewählte Weise und edle Sprache, in welcher sich der Schulmeister hie und da auszudrücken pflegte, auf einen höhern Grad von Bildung schließen?! —

Eine Erinnerung machte die andere rege: es fiel ihm bei, was Madame Georges von der furchtbaren Stärke ihres Gatten mit Schaudern erzählt hatte, als sie ihm die Verhaftung ihres Mannes schilderte, der vermöge seiner herkulischen Körperkraft und eines verzweifelten Widerstandes damals nahezu entkommen wäre.

War der Räuber wirklich der Gatte der Madame Georges, so mußte er auch das Loos ihres Sohnes kennen; zudem besaß er ja auch in dem Taschenbuche, das er Tom abgenommen hatte, nicht nur die für Rudolph selbst sehr wichtigen Papiere desselben, sondern auch noch einige andere, die auf die Herkunft der Jodlerin einiges Licht warfen. — Grund genug für Rudolph, auf seinem Plane zu beharren.

Glücklicherweise entging sein gedankenvolles Schweigen der Aufmerksamkeit des Räubers, der eben beschäftigt war, der Eule vorzulegen. —

„Ei was habt Ihr da für eine hübsche Kette," sagte Rudolph zur Einäugigen.

„Hübsch und doch nicht theuer," rief die Alte lachend, „'s ist einstweilen nur Falschgold, bis mir mein Männchen eine ächte gibt!"

„Das hängt von dem Herrn da ab, Finette," sagte

der Räuber; „wenn wir ein gutes Geschäft machen, so sei versichert, daß du eine ächte Kette bekommst!"

„Ei, es ist wirklich zum Erstaunen gut nachgemacht," fuhr Rudolph fort, „und was hängt denn da unten dran: das kleine blaue Ding da?"

„Auch ein Geschenk von meinem Manne," versetzte sie; 's ist auch nur einstweilen, bis er mir eine Uhr kauft: nicht wahr, mein Männchen?"

Rudolph's Argwohn fand sich schon halb bestätigt, und mit Spannung sah er der Antwort des Schulmeisters entgegen. Kauend versetzte dieser: „Du mußt aber doch das Ding da tragen; trotz der Uhr, Finette, darfst Du es nie ablegen, — 's ist ein Talisman, der Glück bringt!"

„Ein Talisman?" rief Rudolph nachläßig, „glauben Sie denn auch an solche Geschichten? wo Teufels haben Sie denn diesen da aufgetrieben? — Ich möchte wohl auch Einen haben, geben Sie mir die Adresse der Fabrik!"

„Man macht keine mehr, lieber Herr, das Geschäft ist eingegangen," erwiederte der Räuber mit rohem Lachen; „der kleine Schmuck, den Sie da sehen, stammt aus grauem Alterthume her, und hat sich nur allein in unserer Familie schon seit drei Generationen vererbt. Ich halte viel darauf, weil es ein Familienstück ist, und darum hab' ich es auch Finetten gegeben; es soll ihr Glück bringen in allen Unternehmungen, bei welchen sie mich so geschickt und wirksam unterstützt. — O, Sie sollten sie einmal bei der Arbeit sehen, doch Sie werden es ja, wenn wir unser Geschäft mit einander machen — allein, um wieder darauf zurückzukommen, — Sie sagten ja, daß in der Allee des Veuves ...."

„In dem Haus Nro. 17. ein reicher Filz wohnt, der sich — nun, wie heißt er doch gleich? — nennt," entgegnete Rudolph.

„Was geht mich sein Name an?" rief der Räuber; „ich bin nicht so unbescheiden, danach zu fragen; sagen

Sie mir nur, ob jene 60,000 Franken in Gold wirklich dort sind?"

„Sechzigtausend Franken in Gold!" schrie die Nachteule verwundert.

Rudolph bejahete durch ein Kopfnicken.

„Und Sie sind mit der Oertlichkeit genau vertraut?" fragte der Schulmeister weiter.

„Ganz genau," versetzte Rudolph.

„Ist der Zutritt schwierig?" fragte der Schulmeister.

„Nicht doch," versetzte Rudolph, — „nach der Straße zu eine Mauer von etwa sieben Fuß Höhe, dahinter ein Garten, nur Ein Erdgeschoß und die Fenster darin fast bis zum Boden herunterreichend."

„Und auch nur ein Portier da, um diesen Schatz zu bewachen?" fragte der Räuber.

„Sonst Niemand," lautete die Antwort.

„Und was für einen Feldzugsplan würden Sie vorschlagen?" fragte anscheinend gleichgültig der Schulmeister.

„Je nun," versetzte der Andere, „das ist ganz einfach; wir klettern über die Mauer, öffnen die Hausthüre mit einem Dietrich oder sprengen den Laden von Außen!"

„Und wenn der Portier aufwacht?" fragte der Schulmeister und blickte den jungen Mann lauernd an.

„Dann ist es seine eigene Schuld," gab dieser mit einer bezeichnenden Geberde zur Antwort; „nun denn, Sie damit einverstanden?"

sin. Sie begreifen wohl, daß ich Ihnen darauf noch
ort geben kann, bevor ich nicht Alles selbst,
keine Antw. t meiner Frau. untersucht habe. Wenn
d. h. vermitte. ie Sie mir's gesagt haben, so däucht
Alles so zutrifft, w. Sache ganz brühwarm anzugrei-
es mir das Beste, die ond!"
fen, — etwa noch heute A. er wiederum Rudolph

Und bei diesen Worten ma
mit lauerndem Blicke. erwiederte dieser

„Heute Abend kann ich unmöglich!"
kalt.

„Und warum nicht?“ rief der Schulmeister, „da der Mann erst übermorgen zurückkommt?“

„Ich weiß wohl,“ versetzte Rudolph, „aber dennoch wird heute Abend nichts daraus!“

„So, so, ei, ei! morgen Abend kann ich nicht!“ versetzte der Räuber.

„Und warum nicht?“ fragte der Andere.

„Aus demselben Grunde, der Sie hindert, es heute vorzunehmen,“ sagte der Schulmeister lachend.

„Meinetwegen denn, so soll es heute Abend noch vorgenommen werden,“ sagte Rudolph nach kurzem Nachdenken; „wo wollen wir uns wieder treffen?“

„Von Wiedertreffen kann gar nicht die Rede sein,“ sprach der Schulmeister; „wir bleiben bei einander. Wozu auch uns trennen? wenn das Wetter sich ein wenig aufhellt, machen wir einen kleinen Spaziergang nach der Wittwen-Allee, und da sollen Sie sehen, wie sich meine Frau hält. Ist das vorbei, so gehen wir in einen Keller auf den Elisäischen Feldern ganz nahe beim Wasser, speisen zu Nacht, machen ein Kartenspiel, und da die Wittwen-Allee schon früh leer und öde wird, können wir uns schon um zehn Uhr an's Werk machen!“

„So werde ich um neun Uhr mit Ihnen zusammentreffen,“ sprach Rudolph.

„Sagen Sie mir nur ein für allemal, ob Sie das Unternehmen allein oder in Gemeinschaft mit mir ausführen wollen?“ fragte der Räuber.

„Am liebsten mit Ihnen,“ versetzte sein Gefährte.

„Gut denn, so bleiben wir bis zum Abend beisammen, oder . . . .“

„Oder was dann?“ fragte Rudolph.

„Oder ich glaube,“ fuhr der Schulmeister fort, „daß Sie mir eine Falle stellen und sich deßhalb entfernen wollen!“

„Wenn ich hinterlistig gegen Sie sein und Sie so in's Netz locken wollte, was würde mich hindern, dieß schon heute Abend zu thun?“ fragte Rudolph.

„Oho! das ist ein Anderes,“ versetzte der Bandit; „Sie konnten nicht vermuthen, daß ich Ihnen das Geschäft schon so frühe vorschlage; wenn Sie bei uns bleiben, können Sie Niemand Nachricht davon geben!“

„Sie mißtrauen mir also?“ fragte Rudolph, und der Schulmeister antwortete lachend:

„Ei natürlich, und vielleicht mit Recht; weil aber an dem, was Sie mir sagen, doch etwas Wahres sein könnte und die Hälfte von etwa 60,000 Franken schon eines dummen Streiches werth ist, will ich doch den Versuch wagen. Aber nur heute Abend oder gar nie. Wird nichts daraus, so weiß ich, was ich von Ihnen zu halten habe, und Sie sollen dann über kurz oder lang gewahr werden, wie ich mit Ihnen abrechne!“

„Eine Freundschaft ist der andern werth,“ sagte Rudolph lächelnd, „und Sie sollen mich darin weder unhöflich, noch undankbar finden!“

„Jetzt schweigt einmal mit dem dummen Geschwätze!“ mengte sich die Nachteule in das Gespräch, — „entweder heute oder gar nie!“

Rudolph befand sich in einem fatalen Dilemma: ließ er diese Gelegenheit vorüber gehen, sich des Schulmeisters zu bemächtigen, so schlug ein- für allemal seine Hoffnung fehl, ihn je wieder zu fangen; der Räuber blieb entweder fortan auf seiner Hut, oder er konnte auch, falls man ihn wieder erkannte, verhaftet und in's Bagno zurückgebracht werden, und alle Geheimnisse, um welche es Rudolph so sehr zu thun sein mußte, gingen für immer verloren.

Im Vertrauen auf seinen Muth, seine Gewandtheit und sein blindes Glück sagte er zum Schulmeister: „Nun denn, ich willige ein, bis heute Abend bei Euch zu bleiben!“

„Recht so, recht so!“ rief dieser sichtlich zutraulicher; „jetzt bin ich der Eure und Ihr sollt es nicht zu bereuen haben; — jetzt ist's nahe an zwei Uhr, von hier nach der Wittwen-Allee ist's eine gute Strecke Wegs und es

schüttet wie mit Kübeln; wir wollen die Zeche bezahlen und einen Fiaker nehmen!"

„Wenn wir hin fahren," sagte Rudolph, „könnte ich wohl zuvor eine Cigarre rauchen!"

„Ei warum denn nicht?" versetzte der Räuber; „Finette scheut den Tabaksdampf nicht."

„Gut, so will ich mir Cigarren holen," sagte Rudolph aufstehend.

„Geben Sie sich keine Mühe," versetzte der Räuber, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte, „Finette soll sie holen!"

Rudolph mußte sich jetzt wieder niedersetzen, denn der Schulmeister hatte seine Absicht errathen und war argwöhnisch geworden.

Die Eule ging fort, die begehrten Cigarren zu holen.

„Nicht wahr, ich habe doch eine herrliche Hausfrau?" sagte der Bandit; „so gefällig, so zuvorkommend, — wahrhaftig sie ginge für mich durch's Feuer!"

„Beim Feuer beiläufig gesagt, fällt mir eben ein, daß es hier nicht übermäßig warm ist," sagte Rudolph und steckte seine beiden Hände unter die Blouse; und während er noch so die Unterhaltung mit dem Schulmeister fortsetzte, nahm er ein Bleistift aus der Westentasche und schrieb eiligst, ohne daß man es bemerken konnte, einige Zeilen so weitläufig wie möglich, damit die Buchstaben leidlich erkennbar würden; denn da er unter seiner Blouse schreiben mußte, konnte er natürlich nicht darauf sehen. Das Billet entging dem lauernden Blick des Schulmeisters, und es handelte sich nur noch darum, es an seine Adresse gelangen zu lassen.

Rudolph stand auf, näherte sich anscheinend arglos dem Fenster und summte ein Liedchen, wozu er den Takt auf den Scheiben trommelte.

Der Schulmeister trat hinter ihn, blickte scharf durch die Scheiben auf die Straße hinab und fragte gleichgültig:

„Was für ein Liedchen singen Sie da?“

„Ich singe,“ versetzte er:

„Du kriegst mein Röschen nicht! ꝛc.“

„Ein hübsches Liedchen!“ meinte der Schulmeister; „ich wollte nur auch sehen, ob es auf die Vorübergehenden so viel Eindruck mache, daß sie sich umwenden!“

„So eitel bin ich nicht!“ entgegnete Rudolph.

„Ei, ei, junger Herr, daran haben Sie Unrecht; Sie trommeln ja auf die Scheiben, daß es eine wahre Freude ist!“

Die Nachteule kam mit dem Taback wieder zurück.

Rudolph zündete sich eine Cigarre an und sagte:

„Ich glaube, daß es nicht mehr regnen wird, da könnten wir wohl den Fiaker ersparen und uns selbst einige Bewegung machen!“

„Das wissen Sie so gewiß noch nicht, daß es heute nicht mehr regnet!“ versetzte der Räuber; „ich will Finette nicht der Gefahr aussetzen, einen Schnupfen zu bekommen und ihr schönes neues Halstuch zu verderben!“

„Hast Recht, Männchen, 's ist ein wahres Hundewetter draußen!“ setzte die Alte hinzu.

„Nun denn,“ meinte Rudolph, „so laßt nur die Aufwärterin kommen, damit wir die Zeche bezahlen und sie nach einem Wagen fortschicken!“

„Das ist ein vernünftiger Einfall!“ sagte der Schulmeister und zog an der Klingelschnur.

Das Schenkmädchen kam herein und Rudolph drückte ihr ein Fünffrankenstück in die Hand.

„Ei, ei, Herr, was denken Sie? Sie werden uns doch nicht frei halten wollen?“ rief die Eule, „das leide ich durchaus nicht!“

„Bah, Bah, das findet sich ein andermal wieder,“ erwiederte Rudolph.

„Nun, ich will's dießmal noch zugeben, aber nur unter der Bedingung, daß ich Sie in einer kleinen Schenke auf den Elisäischen Feldern, wo ich gut bekannt

bin, einem vortrefflichen Etablissement, bewirthen darf," sagte der Schulmeister.

Rudolph ergab sich darein, und da die Zeche bezahlt war, schickte man sich zum Gehen an.

Er wollte aus Artigkeit gegen die Nachteule zuletzt hinausgehen, aber der Schulmeister duldete es nicht und blieb ihm hart auf den Fersen, jede seiner Bewegungen argwöhnisch belauernd.

Der Traiteur hielt in einem andern Zimmer auch einen Weinschank; als die drei Personen ihr Zimmer verließen, bezahlte ein Köhler mit berustem Gesicht und tief in die Stirne gedrücktem Hut, der unter den Gästen gesessen hatte, seine Zeche am Schenktische und folgte ihnen nach. Trotz der ängstlichen Aufsicht von Seiten des Schulmeisters und der Eule war es Rudolph, der dem würdigen Paare voranschritt, doch gelungen, mit Murph, — denn kein Anderer war der Köhler, — unbemerkt einen raschen Blick des Einverständnisses zu wechseln.

Als der Schlag des Fiakers geöffnet worden, blieb Rudolph fest entschlossen, zuletzt einzusteigen, und erwartete das Näherkommen des Köhlers. Wirklich stieg auch die Nachteule zuerst ein, aber Rudolph mußte ihr folgen, denn der Schulmeister flüsterte ihm in's Ohr: „Wenn Sie dießmal Flausen machen, so weiß ich ganz gewiß, was ich von Ihnen zu halten habe!"

Als endlich Rudolph auch im Wagen saß und der Köhler, pfeifend unter der Thüre der Schenke stehend, überrascht und mit Besorgniß auf Rudolph blickte, fragte der Kutscher: „Wohin fahren wir, mein Herr?"

„Nach der . . . ." hub Rudolph laut an, aber der Schulmeister packte ihn fest am Arm und rief noch lauter: „Nach der Akazien-Allee im Boulogner Hölzchen! — Ihr sollt gut bezahlt werden, Kutscher!'

Der Schlag wurde zugeschlagen, und Rudolph war nun gefangen. Der Schulmeister maß ihn mit finsterem, vorwurfsvollem Blicke: „Wie Teufels kommen Sie auch

dazu, dem Maulaffen offen da sagen zu wollen, wohin wir eigentlich gehen?" fragte er Rudolph; — „morgen wäre das Alles entdeckt und diese einzige Indicie reichte hin, uns zu verderben. — Hören Sie, junger Mann, Sie sind sehr unvorsichtig!"

Der Wagen fuhr weg und Rudolph gab zur Antwort: „Sie hatten Recht, ich dachte gar nicht daran; aber mit meiner Cigarre da werd' ich Sie einräuchern wie Pücklinge, wenn Sie mir nicht erlauben, ein Fenster herunter zu lassen!" und ehe es die Andern hindern konnten, ließ er das Fenster nieder, und es gelang ihm dabei, unvermerkt jenes kleine eng zusammengewickelte Papierchen hinauszuwerfen, worauf er unter der Blouse mit dem Bleistifte einige Worte geschrieben hatte.

Trotz der Gleichgültigkeit und Ruhe, welche Rudolph in seinem Gesichte zu behaupten suchte, mochte der Schulmeister mit seinem Scharfblick doch einen flüchtigen Ausdruck triumphirender Freude in seinen Augen gelesen haben; plötzlich streckte er den Knpf aus dem Wagenschlage und rief dem Kutscher zu: „Schlagen Sie doch zurück, schlagen Sie hinten aus, es sitzt Jemand hinter dem Wagen!"

Rudolph schauderte im Innern, rief aber doch dem Kutscher denselben Befehl zu.

Der Wagen hielt an, der Kutscher stieg auf den Bock, sah sich um und sagte: „Nein, Herr, ich sehe Niemand hinten auf!"

„Teufel! das muß ich doch selbst untersuchen!" rief der Schulmeister und sprang aus dem Wagen. Zu seinem Aerger aber sah er Niemanden und bemerkte auch nicht das Mindeste, was seinen Argwohn unterstützt hätte.

Seit Rudolph sein Billet aus dem Schlag geworfen, war der Wagen eine kleine Strecke weit gefahren gewesen.

Der Schulmeister war nun überzeugt, sich geirrt zu haben, und stieg wieder in den Wagen.

„Sie werden mich auslachen, weil ich mich geirrt habe,

aber ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, es stehe Jemand hinter unserm Wagen!“ sagte er.

Der Fiaker fuhr in diesem Augenblick in eine Querstraße ein. Der Wagen war kaum verschwunden, als Murph, der denselben nicht aus den Augen gelassen und den Kunstgriff seines Freundes wohl bemerkt hatte, hinzutrat, und das kleine Briefchen aufnahm, das in einer Spalte des Pflasters verborgen, dem forschenden Blick des Räubers entgangen war. Nach Verlauf einer Viertelstunde rief der Schulmeister dem Kutscher zu:

„He! Kutscher! Kutscher! nach dem Magdalenenplatz hin; wir haben unsern frühern Plan aufgegeben!“

Rudolph sah ihn schweigend an, — da fuhr der Räuber fort:

„Sehen Sie, mein Freund, von diesem Platz kann man nach tausenderlei Richtungen hinfahren; fiele irgend ein Verdacht auf uns, so wäre die Angabe unsers Fiakers von gar keinem Belang.“

Als der Fiaker der Barriere sich näherte, sprengte ein Mann von hohem Wuchse, in langem, hellfarbigem Ueberrocke, der den Hut tief in die Augen gedrückt und einen sehr dunkeln Teint hatte, auf einem schönen Jagdpferde mit ungewöhnlicher Eile vorüber.

„Teufel, ein hübsches Pferd und ein tüchtiger Reiter!“ rief Rudolph und beugte sich aus dem Wagen, um Murph mit den Blicken zu folgen. — „Wie der dicke Mann da dahin jagt, haben Sie ihn gesehen?“

„Er ritt so schnell vorüber, daß ich ihn nicht bemerken konnte,“ sagte der Schulmeister gleichgültig.

Rudolph wußte seine Freude wohl zu verbergen.

Murph hatte also die fast hieroglyphischen Züge seines Billets zu enträthseln gewußt.

Als der Schulmeister sich überzeugt hatte, daß der Wagen nicht verfolgt werde, beruhigte er sich, und folgte dem Beispiele der Nachteule, welche schlief oder vielmehr zu schlafen schien.

„Vergeben Sie, junger Herr,“ sagte er gähnend:

„sobald ich fahre, überkommt mich der Schlaf und ich dußle ein, wie ein Kind.“

Unter dem Vorwande dieses falschen Schlafes wollte er sich nämlich versichern, ob das Gesicht seines Begleiters keinerlei Aufregung verrieth. Rudolph aber durchschaute alsbald diesen Kniff und erwiederte:

„Ich bin heute frühe aufgestanden, auch mich schläfert und ich werde Ihrem Beispiel folgen!“ dabei schloß er die Augen und lehnte sich in die Ecke zurück.

Das laute Schnarchen des Schulmeisters und der Eule täuschten Rudolph aber allmählich so vollständig, daß er in der Meinung, seine Gefährten schliefen wirklich, schon nach Kurzem die Augen wieder aufschlug. Trotz ihres lauten Schnarchens aber behielten der Schulmeister und die Eule die Augen offen und wechselten geheimnißvolle Zeichen des Einverständnisses vermittelst ihrer Finger, die sie bald auf der Handfläche ausstreckten, bald kreuzten oder krümmten.

Auf einmal aber hörte diese Zeichensprache auf. Der Räuber hatte ohne Zweifel bemerkt oder errathen, daß Rudolph nicht schlafe, und rief nun lachend.

„Ach, Kamerad! Sie wollten nur Ihre Freunde auf die Probe stellen, nicht wahr?“

„Das kann doch Sie nicht befremden, der Sie mit offenen Augen schnarchen,“ erwiederte Rudolph lachend.

„Bah! das ist bei mir ein Anderes, junger Herr,“ sagte der Schulmeister, „ich bin ein Schlafwanderer!“

Der Fiaker hielt jetzt auf dem Magdalenenplatze.

Der Regen hatte einen Augenblick aufgehört, aber die von einem stürmischen Winde dahingejagten Wolken waren so düster, so schwarz und hiengen so niedrig, daß es beinahe schon Nacht war.

Rudolph, der Schulmeister und die Eule schlugen nun den Weg nach dem Cours-la-Reine ein.

XIV.

Das Wirthshaus zum blutenden Herzen.

„Ich habe da einen Einfall, der gar nicht so übel ist, junger Herr,“ sagte der Räuber.

„Und was für einen?“ versetzte Rudolph.

„Ich will mich zunächst versichern, ob auch Alles das, was Sie mir über das Haus in der Wittwen-Allee sagten, sich genau so verhält!“

„Sie werden doch nicht jetzt schon dort herumstreifen wollen?“ fragte Rudolph, „'s ist ja erst vier Uhr, — das würde unfehlbar Verdacht erregen!“

„Oho! ich bin nicht dumm genug, so zu handeln, mein Freund,“ versetzte der Räuber; — wofür aber hätte ich eine Frau wie Finette!“ —

Diese drehte sich alsbald um, wie sie ihren Namen nennen hörte.

„Sehen Sie, mein Herr, sie ist gerade wie ein altes Militärpferd, das zum Angriff blasen hört; kaum hört sie ihren Namen, so ist sie schon mit Leib und Seele da!“ setzte der Schulmeister hinzu.

„Und Sie wollen Sie auf Rekognoscirung ausschicken?“ fragte Rudolph.

„Ei natürlich!“ war die Antwort.

„Nro. 17. in der Wittwen-Allee nicht wahr?“ rief die Eule ungeduldig, „ich habe zwar nur Ein Auge, aber es ist gut.“

„Sehen Sie, Freundchen, sehen Sie, wie sie schon vor Begierde brennt, dort zu sein?“ fragte der Räuber entzückt.

„Wenn sie es auf geschickte Weise angreift, in's Haus hineinzukommen, habe ich gar nichts dagegen, Herr Schulmeister!“ sagte Rudolph.

„Nimm nur den Regenschirm, liebes Männchen,

in einer halben Stunde bin ich wieder da, und Du sollst sehen, wie gut ich meine Sache gemacht habe!" rief die Eule.

„Warte noch ein Bischen, Finette, wir gehen in's blutige Herz hinunter, — 's ist ja kaum zwei Schritte von da," sagte der Schulmeister; „wenn der kleine Hinkebein (Tortillard) zu Hause ist, nimmst Du ihn mit Dir, und läßt ihn draußen vor der Thüre auf der Lauer, während Du hineingehst."

„Du hast Recht, Männchen," versetzte die Eule; „Hinkebeinchen ist schlau wie ein Fuchs, obwohl erst zehn Jahre alt — hat er nicht letzthin ....."

Ein Zeichen des Schulmeisters schloß ihr aber den Mund.

„Was ist denn das blutende Herz? beim Wetter, ein höchst sonderbarer Name für ein Wirthshausschild!" fragte Rudolph.

„Darüber müssen Sie mit dem Wirthe rechten," entgegnete der Schulmeister.

„Wie nennt er sich denn?" fragte Rudolph.

„Wer? der Wirth zum blutenden Herzen?" wiederholte der Räuber.

Rudolph bejahete.

„Er fragt auch nicht nach den Namen seiner Kunden, drum liegt auch nichts dran, wie er sich nennt." meinte der Schulmeister; „nennen Sie ihn, wie Sie wollen: Peter oder Paul, Thomas, Christoph oder Barnabas, er wird auf jeden dieser Namen gehen! — Da wären wir nun am Ziele und zwar ganz zu gelegener Zeit, denn der Platzregen fängt schon wieder an — und der Fluß — Blitz! wie der gestiegen ist und so reissend wie ein Gießbach! sehen Sie nur hin — noch ein paar Tage Regenwetter und das Wasser läuft über die Brückenbögen hinweg."

„Sie sagten vorhin, wir seien an Ort und Stelle?" fragte Rudolph, „aber wo Teufels ist denn das Wirthshaus? ich sehe ja kein Haus weit und breit!

„Sehen Sie sich nur genauer um!“ rief die Eule.

„Wohin soll ich denn blicken?“ — forschte Rudolph weiter.

„Nur zu Ihren Füßen, mein Herr; da sehen Sie gleich das Dach!“ sagte der Schulmeister.

Rudolph hatte wirklich eine jener unterirdischen Schenken nicht bemerkt, deren es noch vor einigen Jahren etliche an verschiedenen Stellen der elysäischen Felder, zumal bei der Cours-la-Reine gab. Eine in dem feuchten fetten Boden angelegte Treppe, führte auf den Boden dieser grubenartigen Vertiefung hinunter, an deren einer Seite ein niedriges schmutziges, höhlenartiges Gebäude sich anlehnte, dessen Dach aus moosigen, zersprungenen Ziegeln, sich kaum bis zur Oberfläche des Bodens erhob, wo Rudolph stand; ein paar Schuppen von wurmstichigen Brettern, die zugleich als Keller, Schuppen und Kaninchenstall dienten, füllten den Rest der Vertiefung und gehörten mit zu der erbärmlichen Kneipe. Ein schmaler Zugang, der den Graben in seiner ganzen Länge durchschnitt, führte von der Treppe zur Thür des Hauses, der übrige Raum verschwand unter einer Art gewölbter Laube von Stab- und Gitterwerk, unter welcher zwei Reihen plumper Tische auf dem nackten Erdboden standen. Der Wind drehte kreischend ein schlechtes Blechschild in seinen rostigen Angeln, worauf unter Schmutz und Rost ein rothes von einem Pfeile durchbohrtes Herz kaum noch zu erkennen war; das Schild selbst hieng an einem Pfosten, der neben dem Eingang in diese höhlenartige, Mißtrauen erweckende Vertiefung eingerammt war. Ein dichter, feuchter Nebel verband sich mit dem Regen, und die Nacht sank allmählig hernieder.

„Wie gefällt Ihnen dieses Hotel, junger Herr?“ fragte der Schulmeister.

„Durch die verschiedenen Platzregen, die wir seit vierzehn Tagen hatten, mag es wohl ein Bißchen feucht da unten sein; es sieht so ziemlich einem Teiche ähnlich,

wo man angeln kann, — doch immer zu!" rief Rudolph, und wollte voran gehen.

„Geduld! Geduld!" rief der Schulmeister, „ich muß erst wissen, ob der Wirth zu Hause ist, Achtung!" Dabei schnalzte er mit der Zunge, daß es einen seltsamen, langgedehnten, gurgelnden Laut gab, der auf ähnliche Weise alsbald von unten herauf beantwortet wurde.

„Aha, er ist zu Hause!" rief der Räuber, „Verzeihung, mein Freund, Respekt vor den Damen! die Nachteule mag voran gehen, ich folge Ihnen, — nehmen Sie sich vor dem Fallen in Acht, es ist sehr schlüpfrig hier."

Als der Wirth zum blutenden Herzen das Zeichen des Schulmeisters beantwortet hatte, kam er höflich bis auf die Schwelle heraus, um seine Gäste zu bewillkommen.

Diese Person, welche Rudolph in der Altstadt hatte aufsuchen wollen, und den er erst jetzt unter seinem eigentlichen oder vielmehr unter seinem gewöhnlichen Beinamen kennen lernen sollte, war Niemand anders als Roth-Arm.

Klein und hager, schmächtig und von kränklichem Aussehen, mochte dieser Mann etwa fünfzig Jahre alt sein. Sein Gesicht glich zugleich dem Marder und der Ratte; eine spitze Nase, ein kurzes zurückgedrängtes Kinn, vorspringende Backenknochen ohne Fleisch, bewegliche, kleine, stechende, schwarze Augen drückten seinen Zügen einen unverkennbaren Ausdruck von Verschlagenheit, Tücke und Hinterlist auf; eine alte, blonde oder vielmehr gelbe Perücke, die mit seinem gelblichten Gesichte Eine Farbe hatte, saß schief auf seinem Wirbel und ließ die grauen Haare seines Nackens sehen; er trug eine Jacke ohne Schöße und eine lange dunkle Schürze, wie sie die Kellner in den Weinschenken tragen.

Die drei Ankömmlinge hatten kaum die unterste Stufe der Treppe erreicht, als ein kleiner Knabe von etwa zehn Jahren, mit einem pfiffigen, krankhaften Ge-

sichte, lahmen Bein und ausgewachsenen Rücken neben Roth-Arm erschien, mit welchem er eine so auffallende Aehnlichkeit hatte, daß man ihre Verwandtschaft als Vater und Sohn gar nicht verkennen konnte. Der Kleine hatte denselben durchdringenden, tückischen Blick, und seine niedere Stirn verschwand ebenfalls unter einem Walde straffer, gelber, borstiger Haare, — braune Beinkleider und eine blaue Blouse mit einem Ledergürtel um die Hüfte bildeten den Anzug Hinkebeinchens, wie man ihn gewöhnlich hieß. Da stand er nun neben seinem Vater auf dem Einen gesunden Beine, wie ein Reiher am Rande eines Sumpfes.

„Da ist ja das Jüngelchen," sagte der Schulmeister; „Finette, die Zeit ist kostbar, es wird Nacht und man muß das Bischen Tag noch wohl nützen."

„Hast Recht, Männchen," versetzte sie, „ich will mir Hinkebeinchen von seinem Vater ausbitten."

„Guten Tag, Alter!" kreischte Roth-Arm mit seiner grellen, widerlichen Stimme dem Schulmeister entgegen, „was steht Dir zu Diensten?"

„Du sollst meinem Weibchen Deinen Jungen auf eine Viertelstunde borgen; sie hat in der Nachbarschaft etwas verloren und er soll ihr suchen helfen!"

Roth-Arm blinzelte mit den Augen, nickte dem Schulmeister zu und sagte zu dem Knaben: „Geh' mit Madame, Hinkebeinchen!"

Der häßliche Krüppel, den vielleicht das abstoßende und bösartige Aeußere der Nachteule eben so anzog, wie wohlwollende Freundlichkeit andere Kinder, hinkte der Nachteule entgegen und ergriff ihre Hand.

„Ei, Du kleiner Liebling, Du Schelm von einem Jungen," sagte die Alte grinsend, „was für ein gutes Kind, wie das gleich so gehorsam herkommt, nicht wie mein Wechselbalg sonst, die immer übel werden zu wollen schien, wenn sie zu mir kam, das kleine Ungethüm!"

„Tummle Dich nun, Finette!“ drängte der Räuber; „sieh Dich wohl um, und sei vorsichtig, wir wollen hier auf Dich warten.“

„Nur voran, Hinkebeinchen, wir werden nicht lange ausbleiben,“ sagte die Eule und kletterte, mit dem Knaben an der Hand, die schlüpfrige Treppe wieder empor.

„Finette, nehm doch den Regenschirm mit!“ rief ihr der Schulmeister nach.

„Behüte, Männchen,“ versetzte sie, „der würde mir nur hinderlich sein;“ und bald war sie mit Hinkebeinchen im Zwielicht der Dämmerung und des Nebels verschwunden, der sich über die düsteren, nackten, vom Winde gepeitschten Ulmenbäume der elysäischen Felder herniedergesenkt hatte.

„Lassen Sie uns hineingehen,“ sagte Rudolph und schritt voran. Er mußte sich bücken, um durch die Thüre der Schenke einzutreten, deren Raum in zwei Gemächer abgetheilt war; im einen derselben stand der Schenktisch und ein verwahrlostes Billard, im andern verschiedene Tische und Gartenstühle, die sonst wohl grün angestrichen gewesen sein mochten; zwei schmale Fenster mit trüben, von Spinnengeweben umhangenen Scheiben erhellten spärlich diese beiden Zimmer, deren Wände von Feuchtigkeit und Schmutz mit grünlichem Schimmel und Salpeter überzogen waren.

Rudolph blieb kaum einen Augenblick allein, um sich in der unheimlichen Spelunke umzusehen; denn der Schulmeister, der mit dem Roth-Arm hastig und leise einige Worte gewechselt hatte, trat bald wieder herein. „Wollen wir nicht ein Glas Bier oder Branntwein trinken, bis meine Frau zurückkommt?“ fragte der Schulmeister.

„Ich danke, ich habe keinen Durst,“ versetzte Rudolph mißtrauisch, denn eine dunkle, unheimliche, fast bange Ahnung hatte ihn auf einmal überkommen.

„Nach Belieben,“ ſagte der Schulmeiſter, „ich trinke einſtweilen ein Glas Branntewein!“ —

Dabei ſetzte er ſich an einen der Tiſche des inneren Zimmers und rückte ſeinem Begleiter einen Stuhl zurecht.

Es wurde nachgerade in dieſem niederen Zimmer ſo dunkel, daß man kaum den in einer Ecke des hinteren Zimmers befindlichen, gähnenden Eingang eines jener Keller bemerken konnte, in welche man durch eine Fallthüre mit zwei Flügeln hinabſteigt, deren einer zur Bequemlichkeit der Bewohner ſtets offen bleibt.

Der Tiſch, an welchem der Schulmeiſter Platz genommen hatte, war ganz nahe bei dieſem ſchwarzen Loch, um es vor Rudolphs Augen zu verbergen. Dieſer blickte durch das Fenſter hinaus, um ſeine Unruhe und Bangigkeit zu verbergen. Er hatte zwar Murph in größter Eile nach der Wittwen-Allee hinſprengen ſehen, allein dieß minderte doch nicht ſeine Beſorgniß, der würdige Squire möchte die ganze Bedeutung ſeines freilich nur lakoniſchen Briefes nicht vollſtändig ermeſſen haben; er erbebte mehr als je vor dem Gedanken, dieſe einzige Gelegenheit, ſich jener für ihn ſo wichtigen Geheimniſſe und Papiere bemächtigen zu können, vereitelt zu ſehen. Wenn auch ſeiner Stärke und ſeines Muthes wohl bewußt und gut bewaffnet, hatte er es doch mit der Hinterliſt eines furchtbaren, jeder Unthat fähigen Mörders zu thun. Gleichwohl fand er — ſo ſonderbar war das Gähren der wilden Kraft ſeines eigenthümlichen, nach den heftigſten Aufregungen gierigen und lüſternen Charakters, — ſelbſt einen gewiſſen, ſchaurigen Reiz in den Zweifeln und Hinderniſſen, welche der Ausführung ſeines Planes, den er am vorigen Tage mit Murph und dem treuen Schlächter verabredet hatte, noch hemmend entgegentreten konnten, er wollte ſich übrigens nicht durchſchauen laſſen, und ſetzte ſich, ebenfalls ein Glas verlangend, zum Schulmeiſter an den Tiſch.

Roth=Arm, der so eben dem Schulmeister einige Worte zugeflüstert hatte, maß Rudolph mit höhnendem, schadenfrohem Blicke.

„Mir ist eingefallen," hob der Schulmeister an, „daß wir unsern Besuch bei den Leuten, nach welchen sich meine Frau so eben erkundigt, wohl auch um 8 Uhr machen könnten, wenn die Eule sie zu Hause antrifft!"

„Das wäre um zwei Stunden zu früh," versetzte Rudolph; „wir könnten die Leutchen geniren."

„Glauben Sie?" rief der Schulmeister, und ein höhnischer, schadenfroher Zug umzog ebenfalls seinen Mund.

„Ich bin davon überzeugt," sagte Rudolph.

„Bah!" rief der Räuber, „wir sind ja Freunde und da macht man keine Umstände."

„Ich kenne sie aber, und versichere Sie, daß wir vor 10 Uhr nicht gehen dürfen," rief Rudolph gedankenvoll, denn er hatte jenes höhnische Lächeln des Räubers ebenfalls bemerkt.

„Reiner Eigensinn von Ihnen," sagte der Schulmeister.

„Meinetwegen," sagte Rudolph, „aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mich vor 10 Uhr von der Stelle rühre!"

„Ei, geniren Sie sich gar nicht!" krächzte der Roth=Arm, „ich schließe meine Thüre nicht vor Mitternacht, das ist gerade die Zeit, wo meine liebsten Kunden kommen; und die Nachbarn beklagen sich nie über den Lärmen bei mir!"

„Ich muß mich nothwendig in Alles fügen, was Sie von mir verlangen," sagte der Schulmeister zu seinem Begleiter, „es bleibt also dabei, daß wir vor 10 Uhr nicht gehen!"

Von oben herab erschallte wieder jenes Schnalzen mit der Zunge, das der Schulmeister vor seinem Eintreten hatte hören lassen, und der Roth=Arm jetzt wieder beantwortete.

„Die Eule ist wieder da," sagte er. — Und wirklich trat sie auch wenige Augenblicke später ohne den kleinen Hinkebein wieder in das Billardzimmer.

„Da sind wir, Männchen; Alles ist in Ordnung!" rief die Einäugige, und Roth-Arm zog sich aus Artigkeit zurück, und fragte nicht einmal nach Hinkebeinchen, den er vermuthlich nicht so bald wieder zu sehen hoffte.

Die Einäugige, deren Kleider trieften, setzte sich Rudolph und ihrem Manne gegenüber: „Nun," fragte der letztere.

„Der junge Herr hat soweit die Wahrheit gesagt," sagte sie.

„Sehen Sie?" rief Rudolph triumphirend.

„Stille! stille! lassen Sie nur die Eule reden, junger Herr!" drängte der Schulmeister. „Fange an, zu beichten, Finette!"

„Ich kam nach dem Hause Nro. 17," hub sie an, „und ließ Hinkebeinchen, in einem Abgusse der Straße versteckt, draußen auf der Lauer; — es war noch ziemlich helle, wie ich die Klingel an einem kleinen Seitenpförtchen neben der Auffahrt zog, dessen Angeln außen angeschlagen sind, so daß die Thüre mindestens 2 Zoll über der Schwelle steht — sonst nichts von Bedeutung! — Wie ich geklingelt hatte, machte der Portier auf, ein dicker großer Mann in den Fünfzigen mit schläfrigem, gutmüthigem Gesicht, Kahlkopf, rothem Backenbart, vierschrötig, scheint eben auch nicht das Pulver erfunden zu haben. — Bevor ich klingelte, hatte ich meine Haube in die Tasche gesteckt um mir das Ansehen einer Frau aus der Nachbarschaft zu geben. — Wie ich nun den Portier sah, fing ich an zu heulen und zu schluchzen, und erzählte ihm, daß mir mein Papagey, mein Liebling, der hübsche Cocotte, davon geflogen sei; — ich wohne, sagte ich, in der Allee Marbeuf, habe das liebe Thierchen von Garten zu Garten verfolgt, bis er hier hereingeflogen, und bat nun den Portier, mich hier in seinem Garten nachsuchen zu lassen." —

„Gelt!“ sagte der Schulmeister mit frohem Selbstgefühl und nickte der Eule zu: „eine herrliche Frau das!“ —

„Klug gehandelt!“ warf Rudolph ein.

„Was dann aber?“ fragte der Bandit.

„Der Portier erlaubte mir gerne,“ fuhr die Eule fort, „mein Thierchen in seinem Garten zu suchen. So lief ich denn im ganzen Garten herum, rief immer: Cocotte! Cocotte! und sah mich nach allen Seiten aufmerksam um, damit mir nichts entgehe. — An der innern Seite der Mauern,“ fuhr die Alte in ihrer Schilderung fort, „laufen überall Rebengitter hin, die so gut sind wie Treppen; links in einer Ecke der Mauer steht eine Fichte, wie eine Leiter — eine Wöchnerin könnte dran heruntersteigen; — im Erdgeschoß hat das Haus sechs Fenster, sonst kein Stockwerk und vier Kellerlöcher ohne Eisenstäbe; die Fenster im Erdgeschoß sind mit Läden verschlossen, die oben Riegel, unten eine Klinke haben. Da steigt man nur auf den Sockelrand, zerrt mit dem Eisendrahte und . . . . . .“

„Im Nu ist's offen!“ setzte der Schulmeister lachend bei.

„Die Hauptthüre,“ fuhr die Nachteule fort, „hat Glasscheiben mit zwei Persiennes . . . . .“

„Ganz recht!“ rief Rudolph, „sie schildert Alles ganz treu und anschaulich.“

„Zur Linken,“ schilderte sie weiter, „ist nahe am Hofe ein Ziehbrunnen; das könnte von Nutzen sein, wenn uns der Rückzug nach der Straßenseite abgeschnitten wäre, weil auf dieser Seite des Hauses kein Rebengitter ist.“

„Bist Du denn im Hause selbst gewesen?“ unterbrach sie der Räuber.

„Ei freilich, ich kenne es von innen und aussen,“ gab sie zur Antwort.

„Sehen Sie, junger Herr! das unbezahlbare kluge

Weibchen! sogar im Hause drinnen war sie! Wie hast Du denn das angefangen?"

„Je nun," erzählte sie weiter, „wie ich meinen Cocotte nicht fand, that ich ganz erschöpft und athemlos, als wollt' ich in Ohnmacht fallen, und bat den Portier um Erlaubniß, mich ein wenig auf die Thürschwelle setzen und ausruhen zu dürfen. Der dumme Teufel bat mich aber hineinzutreten und mich mit einem Glase Wasser und Wein zu stärken. — „Nur ein Glas Wasser," stammelte ich, „nur klares Wasser!" da ließ mich der Portier in's Vorzimmer treten, — überall Teppiche! die willkommenste Vorsicht! man hört Einen weder auftreten noch die Glastrümmer klirren, wenn wir sollten Scheiben machen müssen; — rechts und links Thüren mit gemeinen Schlössern — wenn man nur daran bläst, gehen sie auf! Hinten ein Zimmer, eine starke wohlgeschlossene Thüre . . . . . dahinter roch's nach Geld! — ich hatte mein Wachs noch im Beutel . . . . ."

„Sie hatte ihr Wachs bei sich, denken Sie sich, sie geht nie ohne das Wachs aus, Herr . . . . !" rief der Räuber stolz.

„Ich mußte an die Thüre kommen, die nach dem Gelde roch . . . . . ." fuhr die Einäugige fort, — „drum that ich, als befalle mich ein so heftiger Stickhusten, daß ich mich an der Wand halten mußte. — Wie er mich so husten hörte, sprach der Portier: „Ich will Ihnen etwas Zucker holen." — „Vermuthlich suchte er nach einem Löffel, denn ich hörte deutlich das Silberzeug lachen . . . . . im Zimmer zur Rechten ist das Silberzeug — vergiß das nicht, Männchen! — Endlich näherte ich mich unter Husten und Wimmern der Thüre im Hintergrund — das Wachs hielt ich in der hohlen Hand — rasch damit auf's Schloß, und — da ist der Abdruck! — Brauchen wir ihn heute nicht, so ist's gut für ein andermal!" — Dabei gab die Ein-

äugige dem Räuber ein Stück gelbes Wachs, auf welchem man einen deutlichen Abdruck des Schlüssellochs sah.

„Nun sagt mir 'mal, Freund, ob das die Thüre zu dem Gelde ist?“ fragte die Eule Rudolph, der nur mit Mühe seine Ueberraschung ob der Schlauheit des Weibes barg.

„Sie ist's!“ versetzte er.

„Aber 's ist nicht alles Geld darin!“ rief sie, und ihr grünes Auge funkelte. — „Als ich meinen Cocotte suchte, war ich an eines der Fenster getreten und hatte hinein geblickt — links von der Thüre! — Blitz! da standen Geldsäcke auf einem Schreibtische, wenigstens ein volles Dutzend in Einer Reihe — ich sah sie so deutlich, wie ich Dich sehe, Männchen . . . . “

„Wo ist Hinkebeinchen?“ fragte der Räuber plötzlich.

„Ich sandte ihn wieder zurück nach seinem Loche, kaum zwei Schritte von der Gartenthüre weg,“ entgegnete sie; „er sieht im Dunkeln so gut wie eine Katze! — Es gibt nur einen einzigen Zugang zu dem Hause Nro. 17, — wenn wir hingehen, kann er uns sagen, ob Niemand inzwischen hineingegangen.“

„Gut,“ sagte der Schulmeister, aber kaum hatte er dieses kurze Wörtchen ausgestoßen, so stürzte er mit Blitzesschnelle und unbemerkt über Rudolph her, packte ihn bei der Kehle und schleuderte ihn mit Riesenkraft in die Kellermündung hinter dem Tische. — Der Ueberfall war so rasch, so unerwartet und überwältigend, daß Rudolph ihn weder vorhersehen, noch sich desselben erwehren konnte.

Die Nachteule stieß vor Entsetzen einen Schrei aus, denn sie hatte im Augenblick nicht wahrnehmen können, wer das Opfer des plötzlichen Angriffs gewesen.

Als das dumpfe Geräusch von Rudolph's Fall verklungen war, ging der Schulmeister, der mit den unterirdischen Oertlichkeiten dieses Hauses wohl vertraut, behutsam in den Keller hinunter und horchte aufmerksam.

„Sei vorsichtig, Mörderchen! zieh' dein Stilett!“

rief die Einäugige, über die Mündung der Fallthüre gebeugt, warnend hinab.

Der Räuber gab keine Antwort, und stieg vollends hinunter.

Anfangs blieb Alles still, aber nach einer Weile tönte das Kreischen rostiger Thürangeln in der Tiefe entfernt wider, und hallte im Echo durch den öden Raum des Kellers — dann trat von Neuem tiefe Stille ein.

Es war jetzt vollkommen dunkel geworden. Die Eule suchte in ihrem Strickbeutel, ließ alsdann ein Zündhölzchen knistern und brannte damit ein Wachskerzchen an, dessen matter Schein kaum die feuchte Finsterniß des Gemachs zu durchdringen vermochte.

Da tauchte aber wieder das abschreckende Gesicht des Schulmeisters aus der Mündung der Fallthüre auf. . . . . Die Nachteule konnte sich eines jähen Entsetzensschreis nicht erwehren, als sie die blasse verstümmelte entsetzliche Fratze dieses Menschen mit den leuchtenden glühenden Augen gleichsam aus dem Boden aufsteigen und allein in der Beleuchtung der Wachskerze sah, während ringsum noch tiefe schaurige Finsterniß lagerte.

Aber schnell erholte sie sich wieder von dem unwillkürlichen Schauder und sagte mit einer Abscheu erweckenden Freundlichkeit:

„Du mußt schrecklich, entsetzlich sein, Mörderchen, da mir selbst, mir vor Dir graute!"

„Jetzt rasch fort nach der Wittwen-Allee! — in einer Stunde wäre es zu spät!" rief der Räuber, schleuderte die beiden Flügeln der Fallthüre zu, und versperrte sie mit einer Eisenstange, die er durch ihre Oesen schob.

XV.

Der Keller.

Die Folgen seines fürchterlichen Sturzes hatten Rudolph bewußtlos und ohne Lebenszeichen am Fuße der zum Keller hinabführenden Treppe niedergestreckt.

Der Schulmeister schleppte ihn zur Fallthüre eines zweiten, noch tieferliegenden Kellers hin, trug ihn in jenen hinunter und sperrte ihn, mittelst der dicken eisenbeschlagenen Thüre in diesem ein; dann war er wieder zur einäugigen Nachteule zurückgekehrt, um mit ihr nach der Wittwen-Allee zu gehen, wo er einen Diebstahl, ja vielleicht einen Mord auszuführen gedachte. —

Wohl eine Stunde mochte vergangen sein, bevor Rudolph den vollen Gebrauch seiner Sinne und Geisteskräfte wieder erhielt. — Von dichter Finsterniß umgeben, lag er am Boden, und fühlte, als er endlich die Arme ausstreckte, steinerne Stufen; seine Füße umgab eine widerliche empfindliche Kälte, und als er hinuntergriff, bemerkte er, daß sie in einer Wasserpfütze standen.

Nach einer verzweifelten Anstrengung vermochte er endlich, sich auf die unterste Stufe der Treppe niederzusetzen; glücklicherweise hatte er kein Glied gebrochen, und empfand keinerlei Schmerz, und in demselben Maßstabe, als ihm das körperliche Wohlbefinden zurückkehrte, erhielt er auch den freien unverkümmerten Gebrauch seiner Geisteskräfte wieder und verlor seine Betäubung. — Er horchte, aber nichts ließ sich hören, — nichts als ein leises entferntes Rauschen und Plätschern.

Erst ahnte er nicht im Entferntesten die Ursache dieses Geplätschers, je mehr er sich aber aus seiner ursprünglichen Betäubung zu einem vollständigen Bewußtsein seiner Lage emporraffte, desto lebhafter und deut-

licher erinnerte er sich der nähern Umstände der Ueberrumpelung, deren Opfer er geworden war. Schon war er auf dem Punkte, seine Erinnerungen und Empfindungen in ein Ganzes zu vereinigen, als er auf's Neue an den Füßen jenen unangenehmen Eindruck von Kälte empfand; er bückte sich hinab, tastete und ward inne, daß ihm das Wasser schon bis über die Knöchel reiche.

Inmitten der grauenhaften Stille, die ihn umgab, hörte er nun immer deutlicher das dumpfe, schwache, fortwährende Plätschern. — Dießmal errieth er die Ursache. Das Wasser drang in den Keller ein: die Seine war schrecklich angeschwollen, und das Gewölbe, worin er sich befand, lag nun unter dem Spiegel des Flusses und stand höchst wahrscheinlich durch einen Kanal mit demselben in Verbindung.

Die Gefahr rief Rudolph plötzlich wieder in's volle Bewußtsein zurück. Blitzschnell eilte er die feuchten, schlüpfrigen Stufen empor und stieß oben mit dem Kopf an eine Thüre; — vergebens rüttelte er und suchte sie zu sprengen, sie blieb unbeweglich, felsenfest in ihren schweren Eisenangeln; in dieser entsetzlichen Lage der Verzweiflung dachte er zuerst an Murph und rief seinen Namen.

„Wenn er nicht auf seiner Hut ist, wird ihn das Ungeheuer ermorden und ich, ich werde seinen Tod auf dem Gewissen haben — armer, armer Murph!“ rief er. — Dieser entsetzliche Gedanke verlieh Rudolph Riesenkraft, auf seine Füße gestemmt, senkte er die Schultern und erschöpfte sich in verzweiflungsvollen, unerhörten Anstrengungen, die Thüre zu sprengen, aber er vermochte sie kaum zu rütteln; in der Hoffnung, ein Hebeeisen im Keller zu finden, stieg er wieder herab. Auf der vorletzten Stufe fühlte er einige runde, weiche Körper unter seinen Füßen, die rasch entwichen, — es waren Ratten, die das Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben hatte.

Tappend durchsuchte Rudolph den Keller nach allen

Richtungen, fast bis um die Kniee im Wasser stehend, aber er fand nichts. Langsam, der unseligsten Verzweiflung anheim gegeben, kehrte er zur Treppe zurück und zählte ihre Stufen — es waren dreizehn und drei davon bereits unter Wasser gesetzt.

Dreizehn! eine verhängnißvolle Zahl!

Unter gewissen Umständen vermögen sich selbst die größten Geister gewisser abergläubischer Gedanken nicht zu erwehren; — in dieser Zahl sah er eine schlimme Vorbedeutung. Da gedachte er wieder des Schicksals, das seinem Freunde Murph drohte; vergebens suchte er eine Oeffnung zwischen dem Fußboden und der obern Thür, deren Feuchtigkeit vermuthlich das Holz aufgequollen hatte, denn es schloß sich hermetisch an das kalte, feuchte Gestein an.

Rudolph schrie aus verzweiflungsvoller Kraft, in der Hoffnung, daß sein Hülferuf vielleicht von den Gästen in der Schenke gehört werden dürfte und lauschte dann ängstlich; — aber er hörte nichts — nichts als das dumpfe, schwache, unaufhörliche Geplätscher des Wassers, das immer höher und höher stieg. — Erschöpft setzte er sich nieder und drückte den Rücken gegen die Thüre; er weinte um seinen Freund, der vielleicht eben unter dem Dolch eines Mörders blutete, und bereute mit bitterem Schmerz seine Unternehmung, deren Zweck dennoch ein edler gewesen war; er gedachte mit Schmerz der tausend Beweise von Murph's Treue und Hingebung, der, reich und geehrt, ein geliebtes Weib und Kinder verlassen, um Rudolph zu folgen und ihm bei der muthigen, aber sonderbaren Buße zur Seite zu stehen, welche dieser sich auferlegt hatte.

Das Wasser stieg immer höher, nur fünf Stufen waren noch frei, — er richtete sich hart neben der Thüre auf und seine Stirn stieß an das Gewölbe, nun konnte er die Dauer seines Todeskampfs berechnen, — einer langsamen, geräuschlosen aber entsetzlichen Todesart.

Plötzlich gedachte er der Pistole, die er bei sich

trug; auf die Gefahr hin sich selbst zu beschädigen, wenn er sie hart an der Thüre gesetzt abdrückte, hatte er doch Hoffnung, dadurch diese zu sprengen. Unglücklicher Weise aber fand er sie nicht mehr; — er hatte die Waffe entweder bei seinem Sturze verloren oder war sie ihm vom Schulmeister gestohlen worden. Hätte er nicht für Murph's Leben fürchten müssen, so würde Rudolph dem Tode mit heiterer Ruhe entgegen gesehen haben, er hatte das Leben genossen, war heiß geliebt worden, hatte manches Gute verübt, und würde, hätte es Gott gewollt, dessen noch mehr gethan haben. Ohne gegen das Verhängniß zu murren, das ihn betroffen, sah er vielmehr gerade darin die gerechte Strafe für ein noch ungebüßtes Vergehen; seine Gedanken erhoben sich und schwangen sich mehr und mehr vom Irdischen empor zu einem höheren nur geistig anschaubaren Ziele.

Aber seiner Resignation war noch eine andere nicht minder empfindliche Pein vorbehalten — die Ratten, vom Wasser vertrieben, hatten sich, da sie keinen Ausgang fanden, von Stufe zu Stufe geflüchtet; da sie an einer senkrechten Mauer oder Thüre nur mit Mühe emporklimmen konnten, kletterten sie an Rudolphs Kleidern empor; als er sie so auf sich wimmeln fühlte, erfaßte ihn Ekel und unbeschreibliches Grauen — er wollte sie wegjagen, aber scharfe, kalte Bisse überdeckten seine Hände mit blutigen Wunden; im Falle hatten Blouse, Weste und Hemd sich geöffnet und er fühlte auf der nackten Brust das Krabbeln kalter Pfoten und behaarter Körper. Ob er auch die ekeln Thiere weit von sich schleuderte, wenn er sie von seinen Kleidern weggerissen hatte, schwammen sie von Neuem heran und kletterten an ihm empor.

Rudolph schrie von Neuem, aber Niemand hörte ihn; wenige Minuten noch und er konnte nicht mehr rufen, denn das Wasser stand ihm bereits um den Hals und mußte bald seinen Mund erreichen. Die gepreßte Luft beengte seinen Athem, und die ersten Symptome

des Erstickens stellten sich bei ihm ein; die Arterien der Schläfe pochten heftig, Schwindel umdämmerte seine Sinne, und der Tod trat ihm nahe. Da gedachte er noch zum letzten Mal seines Freundes Murph und erhob seine Seele im Gebet zu Gott — nicht damit dieser ihn der Gefahr entreiße, sondern nur seine Leiden, seine Todesqual verkürze.

In diesem äußersten Augenblicke, wo er nicht allein auf Alles, was das Leben verschönert glücklich, glänzend und beneidenswerth macht, sondern auch auf einen fast königlichen Titel verzichten, ein Unternehmen aufgeben sollte, das seine beiden Lieblings-Neigungen, die Liebe zum Guten und den Haß alles Bösen befriedigen sollte, ja! das ihm eines Tags auch als Erlaß und Buße für manchen seiner Fehler angerechnet werden konnte, bereit eines langsamen entsetzlichen Todes zu sterben — empfand Rudolph keine jener Regungen unmächtiger Wuth und Grolls, in denen schwache Seelen bald auf die Menschen, bald auf das Schicksal und Gott fluchen; — nein, so lange sein Bewußtsein noch klar und ungetrübt blieb, fügte sich Rudolph mit Demuth und Ergebung in sein Geschick — und erst als der Todeskampf seine Sinne umdämmerte, als nur noch der Lebensdrang sich bei ihm geltend machte, kämpfte er nur körperlich, nicht geistig gegen den Tod an. Endlich verwirrte Schwindel die Gedanken Rudolphs in reißende, gräßliche Wirbel, das Wasser rauschte in seinen Ohren, er glaubte sich um sich selbst zu drehen, — das letzte Licht des Bewußtseins drohte zu erlöschen, als sich auf Einmal eilige Schritte und ein Geräusch von Stimmen neben der Kellerthüre vernehmen ließen.

Hoffnung belebte seine schwindenden Kräfte wieder und vermöge einer letzten, ungeheuren, geistigen Spannung konnte er folgende Worte vernehmen, — die letzten, die er hörte und verstand:

„Du siehst es ja, es ist Niemand da!"

„Teufel, 's ist wahr!" erwiederte wehmüthig die

Stimme des Schlächters, und die Tritte entfernten sich wieder.

Da vermochte der erschöpfte Mann sich nicht länger aufrecht zu erhalten und glitt langsam längs der Treppe hinab.

Plötzlich ward die Kellerthüre von außen gewaltsam aufgerissen, das im obern Gewölbe enthaltene Wasser stürzte wie durch die Mündung einer Schleuße herein: — dem Schlächter gelang es, Rudolph's beide Arme zu erfassen, der, halb todt, sich noch instinktmäßig mit krampfhafter Anstrengung an die Schwelle der Thüre geklammert hatte.

XVI.

Der Krankenwärter.

Durch den Schlächter einem gewissen Tode entrissen und nach dem Hause in der Wittwen-Allee gebracht, das die Nachteule vor dem Mordanschlag des Schulmeisters so sorgsam erforscht hatte, finden wir nun Rudolph in einem behaglich eingerichteten und elegant möblirten Zimmer im Bette liegen.

Ein tüchtiges Feuer brennt im Kamin, eine prächtige Lampe auf einer Kommode verbreitet ein helles Licht über das Gemach und nur Rudolph's Bett, von dichten Vorhängen aus grünem Damast umgeben, bleibt in Dämmerschatten gehüllt.

Ein Neger von mittlerer Größe mit weißen Haaren und Brauen, in eleganter Tracht und mit einem grün und gelben Ordensbande im Knopfloch seines blauen Fracks, hält in der Linken eine kostbare, goldene Sekundenuhr, die er aufmerksam betrachtet, während seine Rechte emsig die Schläge von Rudolph's Puls

zählt. Der Schwarze, traurig und nachdenkend, betrachtet den schlafenden Rudolph mit dem Ausdruck der zärtlichsten Besorgniß.

Am Fuße des Bettes steht der Schlächter in Lumpen gekleidet und mit Koth beschmutzt, mit gefalteten Händen. Sein rother Bart ist schon lange nicht mehr geschoren, sein flachsfarbiges Haar hängt wirre und naß um sein Gesicht, und seine plumpen Züge sind hart und verwittert, aber durch diese häßliche und rauhe Miene drängt sich ein unaussprechlicher Ausdruck banger Theilnahme und Besorgniß; kaum wagt er zu athmen und nur unbemerklich wogt darum seine breite Brust.

Das tiefe Nachdenken des schwarzen Arztes macht ihn verwirrt und unruhig; er fürchtet eine böse Nachricht, und wagt deßhalb mit einem Blicke auf Rudolph sich leise folgende philosophische Reflexionen zu machen: „Wer sollte es wohl glauben, wenn er diesen Herrn so schwach und ohnmächtig da liegen sieht, daß er mir mit so fürchterlichen Faustschlägen beinahe den Schädel eingedonnert hat; aber er wird doch bald wieder zu Kräften kommen, nicht wahr, Herr Arzt? Meiner Seele, ich wollte lieber, daß er zu seiner Wiedergenesung mir noch einmal Rücken und Schädel zerbläute; es wäre vielleicht eine heilsame Bewegung für ihn, nicht wahr, Herr Doctor?“

Ohne zu antworten, deutete der Schwarze mit der Hand zurück und flüsterte: „Die Arznei!“

Der Schlächter, der seine schweren, eisen-beschlagenen Schuhe respektvollst vor der Thüre abgelegt hatte, eilte auf den Zehenspitzen und so leicht wie möglich nach der Komode hin, aber er entwickelte bei dieser Bewegung so sonderbare Kratzfüße, schleuderte so komisch und verkehrt die Arme um sich und zog so schildkrötenartig Kopf und Schultern ein, daß er unter andern Umständen gewiß lautes Lachen erregt haben würde.

Der arme Teufel schien die ganze Schwere seines Körpers in den obern Theil desselben concentriren zu

wollen, der den Boden nicht berührte; allein trotz des Teppichs, der den Fußboden bedeckte, knarrte und ächzte dieser unter der schweren Statur des Schlächters. In seinen Bemühungen Alles recht gut zu machen, und aus Furcht, die durchsichtige Phiole fallen zu lassen, die er so sorgsam herantrug, hielt er den Hals derselben so fest mit seiner harten Faust und Kralle, daß das Glas zersprang und der Inhalt den Teppich überschwemmte.

Bei dem Anblicke des dummen Streichs, den er angerichtet, blieb der Schlächter unbeweglich stehen, den einen Fuß mit den krampfhaft zusammengezogenen Zehen noch immer vor sich hingestreckt, und betrachtete wechselsweise in verlegener Verwirrung bald den Doctor, bald die Scherben des Glases in seiner Hand.

„Verdammter Tölpel!“ rief der Neger ungeduldig.

„Verfluchter Dummkopf, der ich war!“ schalt der Schlächter sich selbst.

„Glücklicherweise,“ fuhr der Arzt fort, nachdem er einen Blick auf der Kommode geworfen, „hast Du Dich geirrt, ich wollte die andere Phiole haben!“

„Die kleine, mit dem röthlichen Saft?“ fragte der ungeschickte Krankenwärter leise.

„Ohne Zweifel,“ versetzte der Schwarze, „'s ist ja keine andere da!“

Nach alter, militärischer Gewohnheit drehte der Schlächter sich rasch auf der Ferse und schritt über die knisternden Scherben des Glases nach der bezeichneten Komode hin.

Zärtlichere Fußsohlen wären jedenfalls fürchterlich verletzt worden, aber der Taglöhner vom Holzhofe verdankte seinem speziellen Berufe ein paar natürliche Sandalen von Hornhaut, die sich an Härte mit einem Pferdehufe messen konnten.

„Gebt Acht! Ihr werdet Euch verwunden!“ rief ihm der Arzt warnend nach, aber der Schlächter achtete nicht im geringsten des gutgemeinten Rathes.

Zu sehr von seinem neuen Auftrage in Anspruch genommen, den er zu größerer Zufriedenheit ausführen wollte, um sein erstes Ungeschick vergessen zu machen, brachte er mit unnachahmlicher Vorsicht, Zierlichkeit und Leichtigkeit dießmal zwischen zweien seiner plumpen Finger den begehrten Heiltrank. Ein Schmetterling würde kein Atom von dem Goldstaub seiner Flügel zwischen den Fingern des Schlächters verloren haben. Der schwarze Arzt befürchtete einen neuen Unfall, den diese übertriebene Vorsicht und Behutsamkeit herbeiführen konnte, täuschte sich aber glücklicherweise in seiner Befürchtung.

Als der Schlächter dem Bette des Kranken sich näherte, zertrat er von Neuem die Scherben des andern Glases unter seinen harten Füßen.

„Willst Du Dich denn mit Gewalt lähmen, Unglücklicher?“ fragte der Arzt leise.

„Ich mich lähmen? womit denn, Herr Doctor?“ versetzte der Schlächter und blickte ihn überrascht an.

„Schon zum zweiten Male trittst Du auf diese Glasscherben hier!“ versetzte der Arzt.

„Oho! wenn's nur das ist!“ sagte der Schlächter, „da brauchen Sie nicht bange zu haben, ich habe Sohlen von Doppelleder unter den Füßen.

„Einen kleinen Löffel,“ sagte der Arzt und der Schlächter begann von Neuem seine sylphidenartigen Evolutionen, um dem Wunsche des Arztes zu willfahren.

Als er dem Kranken einige Dosen der Arznei eingeflößt hatte, machte Rudolph eine leise Bewegung und regte sachte die Hände.

„Gut! gut! er erwacht aus seiner Erstarrung,“ sagte der Arzt; „der Aderlaß hat geholfen, und er wird bald außer aller Gefahr sein.“

„Gerettet?“ rief der Schlächter, im Uebermaß seiner Freude, „nun Gottlob! es lebe die Charte!“

„Seid doch in's Henkersnamen ruhig, Mensch," rief der Arzt.

„Ja, Herr Doctor!" knurrte der Schlächter mit Freudenthränen in den Wimpern.

„Der Puls geht regelmäßig, prächtig, herrlich!" sagte der Arzt.

„Und der arme Freund des Herrn Rudolph? wie befindet sich der, Herr Doctor?" fragte der Schlächter; — „Donner, wenn er erst erfährt! — doch glücklicherweise....."

„Stille doch!" rief der Arzt.

„Gut, Herr Doctor."

„Setzt Euch nieder," gebot dieser dem Schlächter.

„Aber, Herr Doctor,....." wagte der Schlächter einzuwenden.

„Setzt Euch nieder, sage ich Euch!" befahl der Schwarze; „Ihr stört mich, wenn Ihr immer um mich herumstreicht; thut mir den Gefallen und setzt Euch!"

„Aber, Herr Doctor," wandte der Schlächter wiederholt ein, „ich bin so schmutzig wie ein Scheit Floßholz, das man aus dem Schlamme gezogen, — ich würde die Möbeln beschmutzen."

„Dann setzt euch auf den Boden," sagte der Schwarze.

„So werde ich den Teppich beschmutzen," rief der Schlächter.

Der Doctor warf sich in einen Lehnstuhl, stützte den Kopf auf beide Hände; — „Thut, was Ihr wollt, aber verhaltet Euch nur um's Himmelswillen ruhig!" sagte er.

Der Schlächter verharrte eine Weile in tiefem Nachdenken und nahm dann, weniger um auszuruhen, als um dem Arzte zu gehorchen, mit größter Vorsicht einen Stuhl, legte ihn mit vollkommen selbstzufriedener Miene mit der Lehne auf den Teppich, in der ehrbaren Absicht, sich nur reinlich und bescheiden auf die Vorder-

füße zu setzen, um nichts zu beschmutzen, und vollführte seinen Plan mit aller möglichen Behutsamkeit.

Leider wußte aber der Schlächter wenig genug von den Gesetzen der Schwerkraft der Körper; der Stuhl schwankte, die Füße brachen ab, — der arme Teufel streckte, Hülfe suchend, die Hände aus und stieß dabei ein Tischchen um, auf welchem ein kostbarer Präsentirteller von Krystall, eine Tasse und Theemaschine standen.

Bei dem fürchterlichen Lärmen, den dieser Fall machte, sprang der Doctor erschrocken von seinem Lehnstuhle auf, und maß den Ungeschickten mit zornigem Blick. Auch Rudolph richtete sich, jählings erweckt, im Bette auf, blickte bange um sich, sammelte seine Gedanken und rief:

„Murph! wo ist Murph?"

„Belieben Sie sich zu beruhigen, Hoheit," versetzte der Neger ehrerbietig; „es ist noch viele Hoffnung vorhanden."

„Er ist also verwundet?" fragte Rudolph.

„Leider ja, gnädiger Herr," erwiederte der Arzt.

„Wo ist er? ich will ihn sehen!" rief Rudolph und versuchte aufzustehen, aber der Schmerz seiner Contusionen, den er erst jetzt fühlte, überwältigte ihn so, daß er kraftlos wieder zurücksank. — „Man trage mich sogleich zu Murph hin, da ich nicht gehen kann!" rief er.

„Er schläft, gnädiger Herr," versetzte der Arzt, „und jede Aufregung würde ihm im jetzigen Augenblick sehr gefährlich sein.

„O, ich verstehe!" rief Rudolph schmerzlich und erhob die Hände gen Himmel, „man will mich hintergehen — er ist todt, er ist gemeuchelmordet, und ich, ich selbst trage die Schuld an seinem Tode!"

„Sie wissen, Hoheit, daß ich zu jeder Lüge unfähig bin," gab der Arzt zur Antwort; „ich betheure Ihnen bei meinem Ehrenworte, daß Herr Murph noch

lebt — allerdings zwar gefährlich verwundet, aber doch nicht ohne gewisse Aussicht auf Genesung."

„Nein, nein! täuschen Sie mich nicht," versetzte Rudolph; „Sie sagen das nur, um mich auf jede schlimmere Nachricht vorzubereiten, — ich weiß nun gewiß, daß er sich in der größten Gefahr befindet!"

„Gnädiger Herr!" wagte der Arzt einzuwenden —

„Ich weiß gewiß, Sie täuschen mich, Sie sagen mir nicht die Wahrheit!" rief Rudolph; „ich will sogleich zu ihm, man trage mich hin; der Anblick eines Freundes ist immer heilsam."

„Noch einmal, Hoheit," versetzte der Arzt, „ich versichere Sie mit einem Worte, daß, wenn nicht ganz unvorhergesehene Fälle eintreten, Herr Murph binnen Kurzem genesen sein wird."

„Wirklich, wirklich, lieber David?" rief Rudolph mit kindischer Freude.

„Es ist die Wahrheit, gnädiger Herr," antwortete dieser.

„Hören Sie," sprach Rudolph ernst, „Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze; — seit Sie meinem Hause angehören, habe ich Ihnen Vertrauen geschenkt, — niemals habe ich Ihre bewunderungswürdige Geschicklichkeit, Ihr tiefes Wissen in Zweifel gezogen — sollte aber die Zuziehung noch eines Arztes räthlich sein, so beschwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist..."

„Daran habe ich schon zuvor gedacht, gnädiger Herr," sagte der Arzt, „jetzt aber ist jedes fremde Einmischen nutzlos, Sie dürfen mir's glauben — und dann wollte ich auch keinen Fremden hier einführen, bevor Sie nicht Ihre Befehle vom gestrigen Abende....."

„Aber erklären Sie mir nur, wie Alles zugegangen ist?!" unterbrach Rudolph den schwarzen Arzt; — „wer hat mich denn aus dem Keller gezogen, wo ich ertrinken sollte? — ich erinnere mich noch dunkel, die Stimme des Schlächters gehört zu haben, — sollte ich mich täuschen?"

„O nein!“ entgegnete der Arzt, „der wackere Mann hier kann Ihnen Alles selbst erzählen, gnädiger Herr, denn ihm allein verdanken Sie Ihre Rettung!“

„Wo ist er? wo?“ rief der Kranke.

Des Arztes Blick suchte nach dem Krankenwärter aus dem Stegreife, der erschrocken und verlegen über solchen Vorfall sich hinter den Vorhang des Bettes versteckt hatte.

„Hier ist er; er schämt sich gewaltig,“ sagte der Arzt.

„Hieher, hieher, braver Bursche! tritt nur näher!“ rief Rudolph und bot seinem Retter die Hand hin.

XVII.

Der Bericht des Schlächters.

Die Befangenheit und Beklemmung des Schlächters waren um so größer, als er den Arzt zu verschiedenen Malen Herrn Rudolph mit dem Prädikat „Hoheit,“ „gnädiger Herr“ hatte anreden hören.

„So komm doch näher und gib mir deine Hand,“ sagte Rudolph.

„Verzeihung, Herr, gnädiger Herr wollte ich sagen, allein ....“

„Nenne mich Rudolph, wie sonst! ich höre das lieber,“ erwiederte dieser.

„Mir auch recht,“ sprach der Schlächter, „es wird mich weniger beengen; was aber meine Hand anbelangt, — verzeihen Sie mir, ich habe so schwere Arbeit!“ — und nur schüchtern bot er seine braune schwielige Hand hin, welche Rudolph herzlich drückte.

„Komm her, setze dich nieder und erzähle mir Alles!“ sagte Rudolph.

„Wie hast Du den Keller entdeckt? und — eben besinne ich mich, — wo ist der Schulmeister?“

„Er ist wohl verwahrt hier im Hause,“ erwiederte der Arzt.

„Er und die Nachteule,“ fügte der Schlächter bei, „wir haben sie zusammengeschnürt wie zwei Tabaksrollen, und ich freue mich auf die Gesichter, die sie einander zuschneiden, wenn sie sich wieder sehen, — es mag ihnen gar nicht wohl bei der Sache sein!“

„Und der arme Murph! mein Gott! jetzt erst denke ich wieder daran: wo ist er denn verwundet, lieber David?“ forschte Rudolph.

„An der rechten Seite, und glücklicherweise nur in der Gegend der letzten falschen Rippe,“ entgegnete der Arzt.

„O!“ rief Rudolph knirschend, „ich will und muß mich fürchterlich und unerbittlich rächen, und ich zähle dabei auf Sie, David.

„Sie wissen ja, Hoheit, daß ich Ihnen mit Leib und Seele angehöre,“ entgegnete ruhig der schwarze Arzt.

„Aber wie kamst Du denn zu rechter Zeit mir zu Hilfe, guter Freund?“ wandte sich Rudolph an den Schlächter.

„Wenn Sie erlauben, Hoheit, — Herr Rudolph, wollte ich sagen, — so fange ich ganz von vorne an,“ sagte der Schlächter.

„Gut denn! ich bin ganz Ohr,“ — sagte Rudolph.

„Sie wissen ja,“ hob der Schlächter an, „daß Sie gestern Abend bei der Rückkehr vom Lande, wohin Sie die arme Jodlerin gebracht hatten, mir sagten: Suche den Schulmeister in der Altstadt auf und sage ihm: Du wissest einen vortheilhaften Handstreich, bei dem Du selber nicht Hand anlegen möchtest; falls er aber sich an Deiner Statt betheiligen wolle, brauche er sich nur morgen, d. h. heute früh an der Barriere von Bercy im „Blu-

menkorbe“ einzufinden, wo er den treffen würde, der den Diebstahl ausgegattert hat!“

„Ich erinnere mich noch ganz genau,“ erwiederte Rudolph.

„Von Ihnen hinweg eilte ich alsbald nach der Altstadt, ging zur Mutter Ponisse in die Schenke, aber es war kein Schulmeister da. Darauf gehe ich durch die Straße St. Eloi, suche in der Bohnengasse, in noch ein paar andern Winkelgäßchen, finde aber Niemand. — Endlich treffe ich ihn mit der verwünschten Nachteule auf dem Notre-Dame-Platze bei einem Schneider, der den Trödler und Diebshehler macht. Sie wollten mit dem Gelde, das sie dem großen Herrn in Trauerkleidern, welcher es auf Sie abgesehen, abgenommen hatten, sich herausputzen und kauften allerhand ein. Die Eule handelte eben um einen rothen Shawl — das alte Ungethüm! — Schnell beichte ich dem Schulmeister meinen Auftrag; er sagt mir, daß er gerne mit Hand leisten und pünktlich auf dem Stelldichein eintreffen wolle! — Gut, heute Morgen also mache ich mich nach Ihrem gestrigen Befehl auf und bringe Ihnen die Antwort des Schulmeisters. — „Mein Junge,“ sagten Sie, „komme morgen früh vor Tag zu mir, verbringe den Tag und den Abend in meinem Hause, und noch vor Mitternacht sollst Du etwas sehen, das wohl der Mühe werth ist!“ Weiter sagten Sie nichts, aber ich begriff schon, was Sie meinten. — Aha! dachte ich, das gibt einen Hauptspaß, wie man morgen dem Schulmeister mitspielen wird, wenn er sich in die Falle locken läßt. Er ist ein abscheulicher Bösewicht, hat den Viehhändler auch umgebracht — ich bin dabei.“ —

„Ich hatte Unrecht, Dir nicht Alles zu sagen,“ erwiederte Rudolph, — „jenes gräßliche Unglück wäre dann vielleicht nicht geschehen!“

„Je nun, das war Ihre Sache, Herr Rudolph,“ sprach der Schlächter weiter. „Ich wußte weiter nichts zu thun, als Ihnen zu gehorchen, — denn sehen Sie,

ich weiß nicht wie es kommt, aber es ist mir gerade, als müßte ich Ihnen folgen wie ein Hund, — kurzum: Ei, dachte ich, morgen ist Hochzeit, — heut' ist Polterabend, — der Herr Rudolph hat mir die zwei Tage vorausbezahlt und noch zwei andere dazu, — denn sehen Sie, 's ist heute schon der dritte Tag, daß ich von meinem Meister Schaffner auf dem Holzhofe wegblieb, und da ich nicht Millionär bin und nur die Arbeit mir Brod gibt, da sagte ich mir: Halt, guter Freund, Herr Rudolph zahlt dir deine Zeit, also gehört sie auch ihm, du mußt sie für ihn verwenden; — Nun kam mir so ein Gedanke um den andern: der Schulmeister ist boshaft und tückisch, dachte ich, er wird eine Schlinge, eine Hinterlist befürchten, — Herr Rudolph schlägt ihm freilich die Sache für den morgenden Tag vor, aber wer weiß, ob der Schurke nicht im Stande ist, unter Tags hier herum zu schleichen, um die Oertlichkeiten auszuspüren, und ob er nicht, wenn er seiner Sache gewiß ist oder Herrn Rudolph mißtraut, die Sache wirklich auf morgen abmacht, heute aber noch einen andern Mauser gewinnt und gemeinschaftlich mit ihm den Streich ausführt —"

„Du hast Alles vorhergesehen, wie es gekommen ist," sagte Rudolph, „die Vorsehung hat dich augenscheinlich zum Retter meines Lebens ausersehen!"

„Hm! sonderbar, seltsam, Herr Rudolph!" entgegnete der Schlächter; „seit ich Sie kenne, begegnen mir doch Dinge, die nicht in meinem Hirn gewachsen sind, und bei denen wohl der Andere da droben die Hand mit im Spiele haben mag, — und auf diesen Gedanken bin ich erst gekommen, seit Sie mir sagten: „Du hast Herz und Ehrgefühl im Leibe, mein Junge!" — Herz und Ehrgefühl! Donnerwetter, diese Worte gehen mir noch im Kopfe herum und machen mir ganz warm um's Herz. — Sehen Sie, Herr Rudolph, wenn man sich nur geflohen, mit Füßen getreten und sich wie einen tollen Hund behandelt sieht, sobald man nur einigermaßen ehrbaren Leuten nahe kommt, da muß Einen ...."

„So sind Dir also seit einigen Tagen Gedanken und Empfindungen gekommen, die ganz neu für Dich sind?“ fragte Rudolph.

„Meiner Seele, Herr, ja!“ bestätigte der Schlächter. — „Sehen Sie, ich sagte mir: wenn ich nun Jemanden wüßte, der im Rausch, im Zorn oder irgendwie einen schlechten Streich begangen hätte, zu dem würd' ich sagen: Guter Freund, du hast freilich einen schlechten Streich begangen, aber damit ist's nicht gethan, — der liebe Gott hat die Leute, die ertrinken, verbrennen oder Hungers sterben, auch nicht umsonst erschaffen. — Thu' mir nun die Liebe, wenn du 40 Sous verdienst, und gib 20 davon armen altersschwachen Leuten, kleinen Kindern oder überhaupt Solchen, die weder Brod, noch Arbeit, noch Kraft zur Arbeit haben und ärmer sind als du, — und besonders verfehle nicht, mein lieber Mann, wenn du Jemanden in Lebensgefahr siehst, ihn mit Gefahr deiner eigenen Haut zu retten, denn das ist deine verdammte Schuldigkeit! — wenn du so handelst und nicht wieder in deine alten Streiche verfällst, so findest du in mir immer . . . . . aber vergeben Sie mir, Herr Rudolph, ich schwatze da in den Tag hinein, und Sie möchten doch gerne erfahren . . . .“

„Nein, nein! fahre nur immer so fort!“ entgegnete Rudolph, „es freut mich, Dich so reden zu hören, und überdem werde ich leider noch früh genug den scheußlichen Streich erfahren, dem mein guter alter Murph zum Opfer geworden ist, — ich hatte so sicher darauf gerechnet, den Schulmeister während der ganzen Unternehmung auch nicht Eine Minute, auch nicht Einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren, und lieber hätte er mich zehnmal mit den Zähnen verreissen sollen, ehe er meinen lieben Murph auch nur hätte anrühren dürfen, — je nun, das Schicksal hat es leider anders gewollt, — aber erzähle nun weiter, guter Freund!“

„Weil ich also,“ hub der Schlächter wieder an, „meinen Tag und meine Kräfte zu Ihrem Nutzen verwenden

wollte, sagte ich mir: du mußt dich irgendwo in Hinterhalt legen; von wo aus man die Mauer und Thüre der Gartens stets im Auge hat; es gibt ja nur Einen Eingang. — Es regnet zwar, aber wenn ich ein gutes Plätzchen finde, bleibe ich den ganzen Tag, zumal aber die ganze Nacht auf den Beinen, und bin dann morgen früh gleich bei der Hand. — Diesen Entschluß faßte ich etwa um zwei Uhr, als ich, von Ihnen hinweggehend, in einer Schenke am Quai St. Paul mein Frühstück verzehrte. — Unverweilt machte ich mich nach den Elisäischen Feldern auf und suchte mir dort ein Plätzchen zum Versteck; glücklicherweise sehe ich kaum zehn Schritte von Ihrer Thür eine kleine Weinbude, trete hinein, setze mich im Erdgeschoß hart an's Fenster, fordere eine Flasche Wein und eine Hand voll Nüsse, und gebe vor, Freunde da zu erwarten, — eine dicke Frau und einen buckligen Mann; das klang weit natürlicher und entschuldigte meine stete Wachsamkeit über das, was in der Straße vorging. Dabei blieb ich fest sitzen und verwandte kein Auge von Ihrer Thür. — Draußen goß es wie aus Kübeln, und Niemand kam, Niemand ging vorüber, bis die Nacht anbrach!"

„Warum aber gingst du nicht in mein Haus?" unterbrach Rudolph den Schlächter.

„Sie hatten mir ja befohlen," versetzte er, „erst am andern Tage zu kommen, Herr Rudolph, und ich wagte nicht, früher zudringlich zu sein. — Ich mag nicht den Wohldiener machen, den Fuchsschwanz, wie wir alten Soldaten sagen, — zudem bleib' ich doch immer, was ich bin, ein freigelassener Galeerensklave; und wenn Jemand wie Sie, Herr Rudolph, mit mir verkehrt, darf ich nicht früher zu ihm gehen, als bis er sagt: Komm! Zudem dürfte ich eine Spinne an Ihrem Rockkragen sehen, und hätte doch nicht den Muth, sie wegzublasen und zu entfernen, ohne Ihre gütige Erlaubniß, verstehen Sie? — Drum saß ich eben an dem Fenster der Schenke, knackte meine Nüsse und schlürfte meinen Wein, bis ich

die Nachteule mit dem lahmen Krüppel des Roth-Arms heranwackeln sah.“

„Wie? des Roth-Arms?“ rief Rudolph, „ist er also der Wirth der unterirdischen Scheuke in den Elysäischen Feldern?“

„Ei freilich, Herr Rudolph! wußten Sie denn das nicht?“ versetzte der Schlächter.

„Nein; ich glaubte, er wohne in der Altstadt!“ sagte Rudolph.

„Hier wohnt er auch,“ fuhr der Schlächter fort; — „er wohnt überall, dieser Roth-Arm, der Capitalspitzbube mit seiner gelben Perücke und Spitznase; — kurzum, als ich die Nachteule und Hinkebeinchen herankommen sah, dacht' ich bei mir: Aha! jetzt geht's an! — Wirklich drückte sich auch Hinkebeinchen, Ihrer Thüre gegenüber, in einem der Gräben der Allee zusammen, wie um vor dem Regen geschützt zu sein, und bezog den Lauerposten. — Die Eule ihrer Seits nahm schnell die Haube ab, steckte sie in die Tasche und klingelte an der Thüre. — Der arme Herr Murph, Ihr Freund, kam heraus und öffnete der Einäugigen, die nun, wie ein Spürhund suchend, im ganzen Garten umherläuft. Ich hätte wahrhaftig ein paar Finger darum gegeben, hätte ich wissen können, was die Eule eigentlich dort zu suchen hatte! Geschämt hätt' ich mich aber, wenn mir nicht die Ahnung von etwas Schlimmem gekommen wäre! — Endlich kommt sie wieder heraus, setzt ihre Haube auf, flüstert Hinkebeinchen ein paar Worte zu, der in sein Loch zurückkriecht, und macht sich dann auf den Heimweg. Halt! denke ich, jetzt gilt's Aufpassen! — aber ihr macht mich nicht irre. Hinkebeinchen ist mit der Eule gekommen, folglich sind der Schulmeister und Rudolph beim Roth-Arm.“

„Nun, und dann?“ drängte Rudolph.

„Also war die Eule nur gekommen, um im Hause zu spioniren,“ versetzte der Schlächter, „und ich ahnte, daß sie den Handstreich noch heute Abend ausführen

wollten; Herr Rudolph aber, der ihn erst morgen ausgeführt wissen will, ist entweder getäuscht oder aus dem Wege geschafft worden!"

„Und dann?" fragte Rudolph.

„Herr Rudolph ist also aus dem Wege geschafft worden, dachte ich mir," — fuhr der Schlächter fort, — „drum rasch zum Roth-Arm hin, um zu sehen, wie es steht! — Gut, aber wenn inzwischen der Schulmeister käme! 's ist unterdessen Nacht geworden, und das ist ihm eben recht, — das wäre desto schlimmer! — Dann gehe ich vorher ins Haus hinüber und sage Herrn Murph: nehmen Sie sich in Acht! — Ja, aber der Blitzjunge von Hinkebeinchen lauert ja in der Nähe der Thüre, muß mich sehen und klingeln hören; er wird die Eule warnen; wenn sie wieder kommt, könnte das Alles verderben, zumal Herr Rudolph sich vielleicht anders besonnen und Alles auf den heutigen Abend angeordnet hat. — Blitz! diese Ja und Nein und ewige Zweifel verwirrten mich ganz, mir ward ganz seltsam zu Muthe und flimmerte mir vor den Augen, — ich wußte gar nicht, wie ich's anfangen sollte. — Da dacht' ich endlich: ich will lieber hinausgehen, im Freien fällt mir vielleicht etwas Besseres ein. Ich komme heraus, und augenblicklich besinne ich mich auf etwas Anderes, — ich ziehe meine Blouse und mein Halstuch aus, schleiche mich hinter Hinkebeinchen bis an den Graben, packe den Knirps an dem Genicke und wickle ihn, — wie er auch zappelt, kratzt und beißt, — in meine Blouse wie in einen Sack, schnüre ihn unten mit den Aermeln und oben mit dem Halstuche tüchtig zusammen, daß er noch leidlich athmen konnte, nehme den ganzen Pack unter den Arm und gehe damit davon. . . . . In der Nähe sehe ich einen Küchengarten von einer Mauer umfaßt, und werfe Hinkebeinchen wie einen Sack mitten in ein Moorrübenbeet hinein; der Knirps grunzte wie ein Milchschweinchen, aber zwei Schritte davon hörte man ihn gar nicht. — Dann machte ich mich eiligst auf die Strümpfe, denn

es war die höchste Zeit: rasch klettere ich auf einen der großen Bäume der Allee, gerade Ihrer Thüre gegenüber, auf denselben, unter welchem Hinkebeinchen im Graben versteckt gewesen. . . . . Wohl ein Viertelstündchen vergeht, ehe ich Jemanden kommen höre; es regnet noch immer tüchtig und macht so finster, so dunkel, daß sich der Teufel selbst auf den Schwanz hätte treten können. — Endlich höre ich Leute kommen, ... Ich horche; es war die Nachteule: — „Hinkebeinchen, Hinkebeinchen!" ruft die Alte leise. — „Ja, ruf' du den Teufel und deinen kleinen Knirps, — die werden wohl auf sich warten lassen," denke ich. — „Es regnet, dem Jungen wird das Warten langweilig geworden sein," sagte der Schulmeister fluchend, „wenn ich ihn erwische, bringe ich ihn um, den Balg." — „Mörderchen, nimm dich in Acht," versetzte die Nachteule, „vielleicht ist er weggegangen, um uns zu warnen; wenn es eine Falle wäre? der Andere wollte ja erst um zehn Uhr dran!" — „Darum gerade komme ich jetzt," sagte der Schulmeister, „es ist kaum 7 Uhr . . . . Du hast das Geld gesehen, — wer nicht wagt, gewinnt nicht; gib mir nur die Zange, den Dietrich und den Kaltmeisel!"

„Wie? sie hatten sogar Werkzeuge?" fragte Rudolph.

„Freilich; sie kamen ja von Roth-Arm, der das ganze Haus voll solcher Geräthschaften aller Art hat," erzählte der Schlächter weiter, — „im Nu war die Thüre erbrochen . . . . „Bleib da und gib Acht," — sagte der Schulmeister zur Eule, „und warne mich, wenn Du etwas hörst." — „Stecke den Dolch in ein Knopfloch deiner Weste," sagte die Einäugige, und der Schulmeister ging in den Garten hinein. Da dachte ich nun bei mir: der Herr Rudolph ist nicht dabei, entweder ist er todt oder lebt in diesem Augenblick noch; ich kann nichts für ihn thun, aber die Freunde unserer Freunde sind auch die unsrigen, — nicht wahr, nichts für ungut, gnädiger Herr?"

„Weiter, weiter!" drängte Rudolph.

„Der Schulmeister könnte Herrn Murph, den Freund meines Herrn Rudoph, umbringen, ehe sich dieser dessen versieht, dachte ich, zumal im Anfang, wo es hitzig hergeht; — rasch und leise wie ein Wiesel gleite ich von meinem Baume herunter, stürze auf die Eule, die ich mit zwei tüchtigen Faustschlägen niederstrecke, daß sie keinen Laut mehr von sich gibt und wie todt umsinkt.... dann springe ich in den Garten hinein.... Blitz noch einmal, Herr Rudolph, es war schon zu spät!"

„Armer Murph!" rief Rudolph.

„Weil er ein Geräusch gehört hatte," fuhr der Schlächter fort, „war er ohne Zweifel aus dem Vestibule herausgekommen und balgte sich jetzt mit dem Schulmeister auf der kleinen Vortreppe; obschon bereits verwundet, hielt er ihm noch wacker Stand, ohne um Hilfe zu schreien. Wackerer Mann, ganz wie ein guter Hund! beißt zwar tüchtig, aber bellt nicht unnütz! sagte ich zu mir selbst, warf mich blindlings über Beide her und faßte den Schulmeister bei einem Beine, dem einzigen Flecke, wo er gerade zu packen war. — „Es lebe die Charte!" rief ich, „ich bin's, der Schlächter.... halbpart, Herr Murph!" — „Wo kommst du her, Hallunke?" schrie mir der Schulmeister überrascht zu. — „Nicht so dumm gefragt!" versetzte ich, klemmte eines seiner Beine zwischen meinen Knieen ein und umkrallte mit Schraubenkraft eine seiner Hände, die mit dem Dolche, und das war gut. — „Und Herr Rudolph?" schrie mir Herr Murph zu, indem er mir half."

„Vortrefflicher, wackerer Mann!" murmelte Rudolph schmerzlich bewegt.

„Ich weiß nicht," — gab ich zur Antwort, — „der Hallunke hat ihn vielleicht umgebracht. — Und dann warf ich mich mit verdoppelter Kraft auf den Schulmeister, der mich mit seinem Dolche zu spicken suchte; aber ich lag mit der Brust auf seinem Arme, und er hatte nur die Hand noch frei. — „Sind Sie denn ganz allein?" fragte ich Herrn Murph, indem wir uns noch

mit dem Schulmeister herumzausten. — „Meine Leute sind wohl in der Nähe, aber Sie würden mich nicht hören, wenn ich auch schreien wollte,“ erwiederte er. — „Ist's weit?“ fragte ich. — „In zehn Minuten könnte ich wieder zurück sein,“ meinte er. — „So lassen Sie uns um Hülfe rufen, damit etwaige Vorübergehende uns zu Hülfe eilen!“ — „Nein, da wir ihn einmal haben, müssen wir ihn auch hier behalten; aber ich werde ohnmächtig .... ich bin verwundet,“ sagte Murph. — „Donnerwetter, so laufen Sie denn nach Hülfe, so lange es Ihnen noch möglich ist!“ rief ich, „ich werde ihn hier festzuhalten versuchen, — reißen Sie ihm das Messer aus der Hand, und helfen Sie mir ihn unter mich bekommen; wenn er auch zweimal stärker ist, als ich, werde ich doch seiner Meister, sobald ich ihn erst einmal fest gepackt habe.“ — Der Schulmeister sagte gar nichts, wir hörten ihn nur schnauben wie einen Ochsen, aber Blitz, wie wehrte er sich und schlug um sich!.... Herr Murph hatte ihm den Dolch nicht entreißen können, denn seine Faust ist wie ein Schraubstock. Endlich als ich mit meinem ganzen Leibe auf seinem Arme lag, brachte ich meine beiden Hände hinter seinen Nacken, und faltete sie zusammen, als ob ich ihn umarmen wollte; — ihn so zu packen, war schon lange mein heißester Wunsch gewesen. — „Eilen Sie jetzt, daß Sie bald wieder kommen!“ sagte ich zu Murph; „finden Sie ein paar Leute mehr, als Sie bedürfen, so lassen Sie auch die Nachteule hinter der Gartenthüre aufheben und packen, die ich dort vorhin betäubt niedergeworfen habe. — Hierauf blieb ich mit dem Schulmeister allein, der wohl wußte, was seiner wartete.“

„Er wußte es nicht, — so wenig als Du!“ unterbrach ihn Rudolph mit düsterem Tone, und jener unheimlich wilde, drohende Ausdruck, dessen wir bereits oben gedacht haben, verzerrte seine Züge.

Der Schlächter war überrascht, und fuhr verlegen zu Rudolph gewendet fort:

„Ich glaube, der Schulmeister merkte, was seiner harrte, denn — Blitz noch einmal! ich mag mich nicht selber rühmen, — aber einen Augenblick lang war mir nicht wohl zu Muthe!.... Wir lagen mit dem halben Leibe auf der obersten Treppenstufe, — ich hatte meine Arme um seinen Hals geschlungen, und hielt ihn Wange gegen Wange umfaßt, — ich hörte sein Zähneknirschen. Draußen regnete es noch immer, und die im Vestibule hängende Lampe spendete uns nur wenig Licht. Ich hatte eines seiner Beine zwischen meinen Knieen eingezwängt, aber dennoch hatte er so viele Kraft, daß er uns Beide einen ganzen Fuß über den Boden emporschnellte — er wollte mich beißen, aber er konnte nicht, — ich drückte ihn allzu mächtig. — Noch nie hatte ich mich so kräftig gefühlt. — Donnerwetter! das Herz pochte mir, aber auf dem rechten Flecke. — Halt! dachte ich jetzt bei mir selbst, du bist gerade wie Einer, der einen wüthenden Hund festhält, damit er Niemanden beiße. — „Laß mich los, und ich thue Dir nichts!“ rief mir der Schulmeister zu. — „Oho, Du feiger Schuft!“ rief ich, „Dein Muth ist also bloß in deiner Stärke? Nicht wahr, den Viehhändler von Poissy hättest Du nicht zu ermorden und auszuplündern gewagt, wenn er nur leidlich so stark gewesen wäre, wie ich; gelt?“ — „Nein,“ sagte er, „aber ich werde Dich ermorden wie ihn!“ — Wie er das sagte, schnellte er sich mit angestemmten Beinen so mächtig empor, daß er mich auf die Seite warf, — ich aber hielt noch immer meine Hände kreuzweise unter seinem Kopf und seinen rechten Arm unter mir. Wie er nun seine Beine frei hatte, brauchte er sie tüchtig. — Das gab ihm einigen Vorsprung, und er drehte mich halb um. Hätte ich seine Hand mit dem Dolche nicht recht festgehalten, so wäre es um mich geschehen gewesen; — in diesem entscheidenden Augenblicke ward mir das linke Faustgelenke verdreht, und ich mußte die Finger loslassen; — das verdarb Alles! — Ei, dachte ich, ich

bin unten, er ist oben, jetzt bringt er mich um; meinetwegen denn, ich möchte lieber todt als an seiner Stelle sein. Herr Rudolph hat ja gesagt, ich habe Herz und Ehrgefühl im Leibe, — ich fühlte jetzt, daß es wahr ist! Es war nahezu um mich geschehen, als ich die Nachteule auf einmal aufrecht auf der Vortreppe stehen sah — mit ihrem runden grünen Auge und dem rothen Shawl. — Blitz noch einmal, ich glaubte Alpdrücken zu bekommen! — „Finette!" schrie ihr der Schulmeister zu, „ich habe das Messer fallen lassen; heb' es auf, da — unter ihm, und stoß' zu — in den Rücken, gerade zwischen beide Schulterblätter." — „Recht, Männchen, warte nur! warte, bis ich erst wieder vollends zu mir komme," sagt sie und dreht sich immer um uns herum wie ein Vogel, der Unglück bedeutet, — endlich sieht sie den Dolch und wollte ihn aufraffen, — ich liege mit dem platten Bauch am Boden, versetze ihr einen Fußtritt auf den Magen, daß sie weit wegfliegt, aber sie steht wieder auf und kommt von Neuem. — Ich konnte nicht mehr; noch immer klammerte ich mich dem Schulmeister am Halse fest, aber er gab mir von unten her ein paar furchtbare Stöße ins Gebiß, daß ich ihn schon loslassen wollte. — Schon flimmerte es mir vor den Augen, ... da sah ich auf einmal drei oder vier bewaffnete Männer die Treppe herab kommen, Herr Murph hinten drein, da er ganz bleich war und sich kaum auf den Herrn Doktor stützen konnte. — Man bemächtigte sich des Schulmeisters und der Eule, und band sie fest, und damit war's vorbei. — Aber mir fehlte noch Herr Rudolph. .... Schnell werfe ich mich auf die Nachteule, und der Zahn der armen Jodlerin fällt mir ein; ich fasse sie am Arme, drehe ihr denselben aus allen Kräften um und rufe: Wo ist Herr Rudolph? — Das erste Mal schweigt sie beharrlich; wie ich aber zum zweiten Male drehe, schreit sie überlaut: Im Keller beim Roth-Arm, im blutenden Herzen! — Gut! — im Vorbeigehen wollte ich Hinkebeinchen in seinem Moorrübenfelde mit-

nehmen, weil's auf Einem Wege hinging, — wie ich aber hineinblickte, lag nur noch meine Blouse drinnen — der kleine Krüppel hatte sich mit den Zähnen durchgenagt. Nun eile ich schnurstracks nach dem blutenden Herzen hin, packe den Roth-Arm bei der Kehle .... „Wo ist der junge Mann, der mit dem Schulmeister hieher gekommen ist?" rufe ich. — „Drücke mich nicht so, ich will's ja sagen!" krächzte er; „man hat ihn in meinen Keller gesperrt, um ihm einen Streich zu spielen, — komm her, wir wollen ihm öffnen. — Wir steigen hinunter .... keine Seele ist unten .... — „Er wird heraus gekommen sein, während ich abwesend war," sagte der Roth-Arm; „Du siehst, es ist Niemand mehr da!" — Schon wollte ich ganz wehmüthig wieder gehen, als ich beim Schimmer der Laterne noch eine andere Thüre sehe. .... Schnell springe ich wieder hin, zerre den Riegel zurück und erhalte ein paar derbe Eimer voll Wasser über den Kopf; — wie die Thüre auffliegt, sehe ich nur noch zwei Hände in der Luft, fische Sie rasch heraus, hucke Sie mir auf den Rücken wie ein Wickelkindchen, weil doch Niemand da war, um einen Fiaker zu holen, und laufe mit Ihnen eiligst hieher. — Sehen Sie, Herr Rudolph, so ist Alles zugegangen .... ich will mich eben nicht rühmen, aber ich kann sagen, daß ich recht ordentlich stolz und zufrieden geworden bin!"

„Dir verdanke ich mein Leben, wackerer Mann!" rief Rudolph entzückt; — „es ist eine heilige Schuld, — glaube mir, daß ich sie tilgen werde, so gut ich kann.... Du hast ein so gutes Herz, daß Du die Empfindung theilen wirst, welche mich jetzt durchglüht — ich fühle eine peinliche Unruhe über das Schicksal des Freundes, den Du so muthig gerettet hast, und ein gräßliches Gelüste nach grausamer Rache an dem, der nahezu uns Beide getödtet hätte!"

„Das glaube ich wohl, Herr Rudolph," versetzte der Schlächter; „so hinterrücks Sie zu überfallen, Sie in den Keller zu werfen und dann in ein anderes Ge-

wölbe zu tragen, um Sie hülflos zu ersäufen, wie einen Wurf junger Hunde, — das verdient dem Schulmeister einen tüchtigen Denkzettel. . . . . Er hat mir gestanden, daß er den Viehhändler von Poissy erschlagen habe, — Blitz noch einmal! ich bin nicht falsch noch feige, aber dießmal ginge ich wahrhaftig gerne nach der Wache, um den abscheulichen Schurken und Mörder fesseln und einstecken zu lassen."

Rudolph antwortete dem Schlächter nicht, aber zum Arzte sagte er: „Haben Sie die Güte, David, nach dem Befinden Murph's zu sehen, und bringen Sie mir dann sogleich Nachricht!"

Der Neger ging.

„Weißt Du, wo der Schulmeister jetzt ist, Freund!" fragte Rudolph den Schlächter.

„O ja," erwiederte dieser, „er ist drunten in einem Zimmer des Erdgeschoßes zusammen mit der Eule eingesperrt; — „soll ich nach der Polizeiwache schicken?"

„Nein," war die Antwort.

„Sie werden ihn doch nicht wieder laufen lassen wollen, Herr Rudolph?" rief der Schlächter, „nur keinen solchen Edelmuth gegen diesen Kerl da, — ich versichere Sie, er ist ein wüthender Hund . . . . Achtung, wer an ihm vorübergeht!"

„Sei ruhig, guter Freund, er soll Niemanden mehr beißen!" sagte Rudolph.

„Wollen Sie ihn irgendwo einsperren?" fragte der Schlächter.

„Behüte!" entgegnete Rudolph; „in einer halben Stunde lassen wir ihn wieder laufen."

„Den Schulmeister? . . . . ohne Gensdarmen?" fragte der Schlächter.

„Allerdings," bestätigte Rudolph.

„Wie? er soll frei davon gehen?"

„Ganz frei."

„Und ganz allein?" rief der Schlächter, und glaubte seinen Ohren kaum trauen zu dürfen.

„Freilich, ganz allein — er darf hingehen, wohin er will!" versetzte Rudolph dem Schlächter mit einem Lächeln, das diesen vor Entsetzen beben machte.

Der Neger kam wieder zurück.

„Nun, David, wie befindet sich Murph?" fragte ihn Rudolph.

„Er schläft, gnädiger Herr," entgegnete der Arzt; „das Athmen fällt ihm noch immer beschwerlich!"

„So ist also noch immer Gefahr vorhanden?" forschte Rudolph besorgt.

„Sein Zustand ist zwar bedenklich, gnädiger Herr, indeß ist noch nicht alle Hoffnung verloren," erwiederte David.

„Rache, Murph, Rache!" rief Rudolph mit kaltem, aber desto heftigerem Zorn; dann winkte er David herbei und flüsterte ihm leise etwas in's Ohr, worüber dieser entsetzt emporfuhr. — „Sie zaudern?" fragte er ihn, „ich habe Ihnen doch schon oft diese Idee auseinandergesetzt — nun ist die Zeit gekommen, sie zur Ausführung zu bringen!"

„Ich zaudre nicht, gnädiger Herr," entgegnete David, „die Idee selbst billige ich; sie enthält eine so bedeutende wesentliche Reform des ganzen Strafwesens, daß man sie billig der aufmerksamen Prüfung der bedeutendsten Criminalisten und Strafrechtslehrer unterstellen sollte, denn eine solche Strafe wäre zugleich einfach, schrecklich und gerecht. Im gegenwärtigen Falle ist sie besonders anwendbar. — Abgesehen von den Verbrechen, welche diesen Verbrecher auf Lebenszeit in das Bagno gebracht haben, hat er drei Morde begangen oder beabsichtigt .... an dem Viehhändler, an Murph und Ihnen, ... die Strafe ist gerechtfertigt!"

„Fortan soll ihm nur der unbegränzte Horizont der Reue bleiben," setzte Rudolph hinzu, „nun denn, David, Sie sind also mit mir einverstanden?"

„Wir arbeiten auf denselben Zweck hin, gnädiger Herr!" gab dieser zur Antwort.

— „Was meinen Sie, David?“ fuhr Rudolph nach einer kurzen Pause fort, „werden fünftausend Franken hinreichen?“

„Vollständig, gnädiger Herr,“ versetzte dieser.

„Höre, guter Freund,“ sagte Rudolph zu dem überraschten Schlächter, „noch habe ich ein paar Worte unter vier Augen mit diesem Herrn hier zu reden. — Geh' doch gefälligst unterdessen in dieses Nebenzimmer, und hole mir aus dem rothen Taschenbuche, das Du auf dem Schreibtisch liegend finden wirst, fünf Billette von je tausend Franken — willst Du?“

„Und für Wen denn diese fünftausend Franken?“ fragte der Schlächter unwillkürlich.

„Für den Schulmeister!“ entgegnete Rudolph, „den Bedienten draußen magst Du zugleich sagen, daß man ihn heraufbringe.“

XVIII.

Die Bestrafung.

Versetzen wir uns in einen roth tapezirten, glänzend erleuchteten Salon.

Rudolph sitzt in langem Schlafrock von schwarzem Sammet, der die Blässe seines Gesichts noch mehr hervortreten läßt, vor einem großen Tische. Auf dem Teppich dieses Tisches gewahrt man zwei Brieftaschen, — diejenige, welche der Schulmeister Tom abgenommen hatte, und die eigene des Räubers, — die falschgoldne Kette der Eule, woran das kleine Amulett aus Lazurstein hieng, — das noch blutige Stilet, womit Murph verwundet worden war, — das Brecheisen, mittelst dessen der Schulmeister die Thüre gesprengt, und endlich

die fünf Banknoten, welche der Schlächter aus dem Nebenzimmer geholt hatte. —

Auf einer Seite des Tisches sitzt der schwarze Arzt, ihm gegenüber auf der andern der Schlächter.

Mitten im Zimmer sitzt auf einem großen Rollstuhle der Schulmeister, so eng geknebelt und gefesselt, daß er sich kaum zu rühren im Stande ist.

Die Leute, welche ihn hereingebracht, haben sich wieder entfernt, und Rudolph, der Arzt und der Schlächter sind nun mit dem Raubmörder allein.

Rudolph ist nicht mehr aufgeregt, — ruhig, gefaßt und schwermüthig sitzt er da; er will eine feierlich furchtbare That vollbringen.

Der Doktor ist nachdenklich.

Der Schlächter fühlt eine dunkle Angst und Beklemmung; sein Auge haftet fest und wie von magischer Kraft gehalten an dem Rudolph's.

Der Schulmeister ist todtenbleich, — er hegt Furcht! eine Verhaftung durch die Behörden wäre ihm vielleicht minder fürchterlich erschienen, und seine Frechheit wäre ihm vor einem gewöhnlichen Gerichte nicht untreu geworden. Aber Alles, was ihn hier umgab, erregte seine Ueberraschung und ein unerklärliches Bangen; er sah sich ganz in der Gewalt Rudolph's, den er für einen gewöhnlichen Handwerker gehalten hatte, der ihn zu verrathen oder in der Stunde des Verbrechens den Muth zu verlieren fähig gewesen wäre, und den er sowohl um dieses Argwohns willen, als in der Hoffnung auf den alleinigen Gewinn von dem Diebstahle hatte opfern wollen.

Nun erschien ihm Rudolph furchtbar und imposant, wie die Gerechtigkeit selbst.

Draußen herrscht das tiefste Schweigen, nur das Plätschern und Rauschen des Regens läßt sich vernehmen.

Zum Schulmeister gewendet hebt Rudolph endlich an:

„Der Du aus dem Bagno von Rochefort entsprungen, wozu Du ob Fälschung, Mord und Raub auf

Lebenszeit verdammt worden — Du bist Anselm Duresnel!" ....

„Das ist nicht wahr, man beweise mir's!" rief der Schulmeister mit bebender Stimme und blickte scheu und furchtsam umher.

„Halt!" schrie der Schlächter, „sind wir nicht zusammen in Rochefort gewesen, Schulmeister?"

Auf ein Zeichen Rudolph's schwieg er aber alsbald, und dieser fuhr fort:

„Du bist Anselm Duresnel, wir werden später darauf zurückkommen; — Du hast auf dem Wege nach Poissy einen Viehhändler erschlagen und ausgeplündert!"

„Ich leugne es," versetzte der Schulmeister.

„Du wirst 's später schon eingestehen;" erwiederte Rudolph.

Der Räuber blickte erstaunt auf Rudolph.

„In der vergangenen Nacht bist Du in dieses Haus eingedrungen, um zu stehlen! Hast den Besitzer desselben ermordet. ...."

„Und Sie selbst haben mir ja diesen Diebstahl vorgeschlagen!" rief der Schulmeister mit etwas mehr Fassung, — „man hat mich angegriffen — ich vertheidigte mich. ...."

„Der Mann, den Du erschlagen hast, hat Dich nicht angegriffen, — er war ohne Waffen!" rief Rudolph; — „ich habe Dir allerdings den Raub vorgeschlagen, allein Du sollst gleich hören, in welcher Absicht — den Tag zuvor, als Du einen Mann und eine Frau in der Cité ausgeplündert und ihnen dieses Taschenbuch hier gestohlen hast, erbotest Du Dich gegen sie, um den Preiß von 1000 Franken mich aus dem Weg zu schaffen, mich zu ermorden!"

„Ich habe es selbst mit angehört und kann es bezeugen!" rief der Schlächter.

Der Schulmeister warf ihm einen Blick giftigen Hasses zu, und Rudolph sprach weiter:

„Du siehst nun, daß es nicht erst meiner bedurfte, um Dich zu bösen Thaten zu verleiten.“

„Sie sind nicht Untersuchungsrichter — ich gebe Ihnen keine Antwort mehr!“ rief der Räuber.

„Erfahre nun, warum ich Dir diesen Diebstahl vorgeschlagen habe, sprach Rudolph weiter — „ich wußte Dich aus dem Bagno entwichen, Du kanntest die Aeltern eines armen Geschöpfs, deren ganzes Unglück fast einzig nur die Eule, Deine Mitschuldige hervorgerufen — ich wollte Dich also hieher verlocken und zwar nur mittelst des einzigen Köders, der Dich verführen kann, mittelst eines Verbrechens! — Warst Du einmal in meiner Gewalt, so sollte Dir die Wahl bleiben, entweder in die Hände der Gerechtigkeit zurückgegeben zu werden, damit sie Dich bestrafe für Deine Entweichung und den Mord des Viehhändlers .....“

„Es ist falsch, es ist falsch, — das habe ich nicht gethan!“ rief der Mörder.

„Oder Dich durch meine Vermittlung aus Frankreich hinweg und an einen Ort ewiger Einsamkeit in einen lebenslänglichen Kerker bringen zu lassen, wenn Du anders mir jene Nachrichten und Nachweisungen geben würdest, die ich erfahren muß und will. — Du warst auf Lebenszeit verurtheilt, Du hast Deine Ketten gebrochen — indem ich mich Deiner bemächtigte und Dich in einen Zustand versetzte, der es Dir unmöglich machte, der Gesellschaft fürder zu schaden, würde ich der bürgerlichen Gesellschaft einen wesentlichen Dienst geleistet haben, und durch Deine Geständnisse im Stande gewesen sein, einem armen, mehr unglücklichen als schuldigen Geschöpf vielleicht ihre Familie wieder zu geben. — Das war von Anfang an mein Projekt; gesetzlich war es nicht, allein Du standest ja durch Deine Entweichung und neuen Verbrechen außerhalb des Gesetzes! — Gestern erfuhr ich durch eine höhere Eingebung Deinen ursprünglichen wahren Namen.“

„Es ist nicht wahr," rief der Schulmeister, „ich heiße nicht Duresnel....."

Rudolph nahm die Kette der Eule vom Tische und rief, indem er dem Schulmeister den kleinen Talismann aus Lazurstein, in Form des heiligen Geistes zeigte, mit furchtbarer, drohender Stimme:

„Gotteslästerer, ruchloser Heiligthumsschänder! Du hast diese heilige Reliquie an ein niederträchtiges, verworfenes Geschöpf verschwendet und sie dadurch entweiht; — ihre Kraft ist von Dir gewichen und hat sich gegen Dich gekehrt, ja sie wird Dich noch verderben! — Dreimal heilig sollte sie Dir sein, denn Dein Sohn hatte dieses segenbringende Geschenk von seiner Mutter und Großmutter überkommen!"

Diese Entdeckung der Wahrheit schlug den Schulmeister fast zu Boden; betäubt und bestürzt schlug er die Augen nieder und senkte den Kopf.

„Gestehe nur," fuhr Rudlph mit eindringlicher Stimme fort, „daß Du Deinen Sohn vor fünfzehn Jahren seiner Mutter gestohlen hast, und nun allein im Besitz des Geheimnisses seines Daseins bist. Dieser neue Frevel war für mich ein Beweggrund mehr, mich Deiner zu bemächtigen; abgesehen von dem, was mich persönlich betrifft, — denn nicht aus Rache handle ich so, — hast Du heute Nacht ohne Veranlassung, ohne Provokation Blut vergossen! der Mann, den Du erschlagen, kam Dir zutrauensvoll entgegen, und ahnte nicht Deine blutige Absicht. — Er fragte Dich, was Du wolltest — „Dein Geld und Dein Leben!" riefst Du und stießest ihn mit dem Dolche nieder....."

„So erzählte Herr Murph den ganzen Vorfall, als ich ihm zuerst Hülfe zubrachte," sagte der schwarze Arzt.

„Es ist falsch, er hat gelogen!" rief der Räuber.

„Murph lügt niemals," versetzte Rudolph kalt. — „Deine Verbrechen erheischen eine auffallende Bestrafung. Du bist mit bewaffneter Hand in diesen Garten einge-

drungen, hast einen Mann ermordet, um ihn zu berauben; noch einen andern Mord hast Du auf dem Gewissen, nun bereite Dich vor, hier zu sterben. — Aus Mitleid und Rücksicht für Deine Frau und Deinen Sohn wirst Du der Schande des Schaffots enthoben — man wird vorgeben, Du seiest bei einem Anfalle mit bewaffneter Hand umgekommen! — Rüste Dich zum Tode, Deine Augenblicke sind gezählt! — Die Gewehre sind schon geladen!" Und in den Zügen Rudolph's glühte strenger, unerbittlicher Haß.

In einem Nebenzimmer hatte der Schulmeister zwei mit Carabinern bewaffnete Männer stehen sehen; sein Name war bekannt, und er glaubte jetzt wirklich, daß man sich seiner entledigen wolle, um seine letzten Verbrechen in Vergessenheit zu begraben, und seiner Familie den neuen Schimpf zu ersparen.

Dieser Kerl war, wie alle seines Gleichen, im selben Grade feig als blutdürstig; bei dem Gedanken, daß sein Stündlein da sei, erfaßte ihn krampfhaftes Beben, seine Lippen erblaßten und mit halb erstickter Stimme rief er um Gnade.

„Für Dich gibt es keine Gnade mehr!" rief Rudolph, — jagt man Dir nicht hier eine Kugel durch den Kopf, so harrt Deiner das Schaffot!"

„Lieber auf's Blutgerüste mit mir!" schrie der Raubmörder, — „so werde ich doch noch wenigstens zwei oder drei Monate leben! — was verschlägt Euch das, da ich meiner Strafe doch nicht entrinne? Gnade, Gnade!"

„Aber Deine Gattin, Dein Sohn? — sie führen Deinen Namen!" rief Rudolph.

„Mein Name ist schon mit Schmach bedeckt — und wenn ich nur noch acht Tage leben dürfte, — Gnade, Gnade!" flehte der Schulmeister.

„Die Bestie hat nicht einmal jene Verachtung und Gleichgültigkeit für das Leben, die man an großen Ver-

brechern manchmal findet," sagte Rudolph mit ecklem Abscheu.

„Zudem verbietet das Gesetz, sich selbst Recht zu verschaffen, rief der Schulmeister ermuthigt.

„Das Gesetz?" rief Rudolph, „Du wagst es anzurufen, der Du schon seit zwanzig Jahren in offener, bewaffneter Auflehnung dagegen lebst?"

Der Räuber senkte stumm den Kopf und sagte nach einer Weile im demüthigsten Tone:

„Lassen Sie mich wenigstens leben — aus Mitleid, aus Barmherzigkeit schenken Sie mir das Leben!"

„Willst Du mir sagen, wo Dein Sohn ist?" fragte Rudolph.

„Gerne, gerne, ich will Alles bekennen, was ich weiß!" rief er demüthig.

„Willst Du mir sagen," fuhr Rudolph fort, „wer die Verwandten des jungen Mädchens sind, dessen Kindheit die Nachteule zu einem Vorschmack von Höllenpein gemacht hat?"

„Ja doch, ja!" entgegnete der Schulmeister; „in meinem Taschenbuch dort sind Papiere, welche Sie auf ihre Spur bringen werden; — es scheint, daß eine vornehme Dame ihre Mutter ist!"

„Wo ist Dein Sohn?" fragte Rudolph.

„Werden Sie mir das Leben schenken, wenn ich gestehe?" rief der Raubmörder.

„Zuerst bekenne Alles!"

„Aber, wenn Sie es wissen, könnten Sie . . . ." sagte Schulmeister, „könnten Sie zaudern?"

„Du hast ihn ermordet!" donnerte ihm Rudolph entgegen.

„Nein, nein!" rief der Räuber ängstlich, „ich habe ihn Einem meiner Mitschuldigen anvertraut, der, als ich verhaftet worden bin, zu entspringen wußte!"

„Was hat er aus ihm gemacht?"

„Er hat ihn erzogen, hat ihn das Nöthige lernen lassen, um ihn in einem Handlungshause unterzubrin-

gen, damit er uns nütze und — aber weiter werde ich Ihnen nichts sagen, wenn Sie mir nicht versprechen, mich nicht zu tödten?" setzte der feige Verbrecher hinzu.

„Du willst mir noch Bedingungen vorschreiben, Verworfener?" rief Rudolph.

„Nein, nein, gewiß nicht," sagte der Räuber, „aber Barmherzigkeit! Gnade! o lassen Sie mich nur wegen des Verbrechens von heute verhaften und reden Sie nicht von dem Andern — lassen Sie mir nur die geringste Hoffnung, mein Leben noch retten zu können!"

„Du willst also leben?" fragte Rudolph.

„Ach ja, freilich, wer weiß? — man weiß nicht, was noch geschehen kann," sagte der Räuber unwillkürlich bei dem Gedanken an die Möglichkeit nochmaligen Entweichens.

„Du willst also um jeden Preis leben?" wiederholte Rudolph.

„Ja, leben und wäre es an der Kette — nur noch einen Monat, nur acht Tage, o lassen Sie mich nicht jetzt gleich sterben."

„Bekenne alle Deine Unthaten," sagte Rudolph, „und ich schenke Dir das Leben!"

„Leben?" rief der Mörder, — ist es wahr, ich soll leben, — leben? ich soll leben?" rief der Mörder, und in seinem Busen regte sich mächtig wieder die Hoffnung.

„Horch! sagte Rudolph, „aus Mitleid für Deine Frau, für Deinen Sohn will ich Dir einen weisen Rath geben: stirb, — stirb noch heute . . . ."

„O nein, nein! gedenken Sie Ihres Versprechens!" lassen Sie mich leben; lieber das entsetzlichste, furchtbarste Leben, als den Tod!"

„Du willst es also?"

„O! ja, ja!" rief der Mörder.

„Du willst es wirklich?" wiederholte Rudolph.

„Ja, und ich will mich nie beklagen."

„Gut denn," erwiederte Rudolph. „Was hast Du mit Deinem Sohne gemacht?"

„Der Freund, dem ich ihn anvertraute," — erzählte der Mörder, — „hatte ihn die Buchführung lernen lassen, um ihn in einem Bankgeschäfte unterzubringen, damit er uns über gewisse Verhältnisse Nachweisungen geben könne. — Wir waren schon vorher darüber einig geworden; — obwohl noch in Rochefort, leitete ich in der Aussicht auf baldige Entweichung den ganzen Plan dieser Unternehmung und stand vermittelst Chiffern mit meinem Freunde im Briefwechsel!"

„Mir schaudert vor diesem Menschen," rief Rudolph voll Abscheu, „es gibt Verbrechen, von denen ich keine Ahnung hatte, und aller dieser Verbrechen ist dieser Mensch fähig, — gestehe, bekenne: in welcher Absicht wolltest Du Deinen Sohn bei einem Banquier unterbringen?"

„Damit er, verstehen Sie wohl, mit uns im Einverständnisse, ohne es zu scheinen, dem Banquier Vertrauen einflöße und uns behülflich sei ....."

„Gott! o Gott! sein Sohn, sein Sohn!" rief Rudolph mit schmerzlichem Entsetzen und barg sein Gesicht in die Hände.

„Es handelte sich nur um Fälschung," rief der Räuber, „und dennoch sperrte sich mein Sohn voll Entrüstung, als er erfuhr, was man von ihm erwartete. — Nach einem gewaltsamen Auftritte mit dem Manne, der ihn für unsere Zwecke erzogen hatte, ist er spurlos verschwunden; es mag etwa achtzehn Monate her sein — seither wissen wir nichts mehr von ihm. — In meiner Brieftasche aber finden Sie Nachrichten über die Schritte, welche mein Freund unternahm, um ihn wieder aufzufinden, weil wir fürchteten, er könnte unser Bündniß verrathen; aber man hat seine Spur in Paris wieder verloren. Zu allererst wohnte er in der Rue du Temple Nro. 14, unter dem Namen Franz Germain; die Adresse befindet sich auch in meiner Brieftasche. — Sie

sehen, ich habe Alles bekannt, Alles . . . . . . Nun halten Sie Ihr Versprechen ebenfalls, und lassen Sie mich bloß wegen des Raubanfalls von gestern Abend verhaften!"

„Und der Viehhändler von Poissy?" fragte Rudolph.

„Das kann gar nicht herauskommen, — man hat keine Beweise dafür," rief der Räuber; „Ihnen indeß kann ich es wohl gestehen, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen; vor dem Richter aber würde ich läugnen!"

„Du gestehst also die Freventhat ein?" fragte Rudolph.

„Ja doch," rief er: „ich war in der bittersten Noth und wußte kaum, wovon zu leben — die Eule rieth mir dazu! — jetzt freilich bereue ich es, wie Sie sehen, da ich es eingestehe. — Ach! wenn Sie edelmüthig genug sein würden, mich den Behörden nicht auszuliefern, ich wollte Ihnen mein Wort geben, fortan ein anderes, besseres Leben zu führen!"

„Du sollst leben," sagte Rudolph, „und nicht den Behörden ausgeliefert werden!"

„Wie? Sie verzeihen mir also? Sie vergeben mir?" rief der Schulmeister, und wagte kaum zu glauben, daß er recht gehört hatte.

„Ich richte und bestrafe Dich," rief Rudolph mit einer Donnerstimme, „der Justiz werde ich Dich nicht überliefern, weil Du dann wieder in das Bagno und auf das Blutgerüste kämst, und das darf nicht sein, das gebe ich nicht zu. — In's Bagno? — damit Du noch einmal durch Deine Körperkraft und Verworfenheit jenen Abschaum beherrschest? um noch einmal Deinen Hang nach brutaler Unterdrückung zu befriedigen, um wiederum ein Gegenstand des Abscheus und Schrecks für Alle zu sein; — denn auch das Laster hat seinen Stolz und Du freust Dich über Deine eigene, ungeheuere Verworfenheit! — In das Bagno, nein, nein! Dein Ei-

senkörper trotzt den Mühseligkeiten der Galeere und dem Stock der Zuchtmeister. Und dann, die Ketten können gesprengt, die Mauern durchbrochen, die Wälle überstiegen werden! — Und eines Tags würdest Du gewiß Deine Bande brechen, um von Neuem in die bürgerliche Gesellschaft hereinzubrechen wie ein wüthendes, reißendes Raubthier, um durch Raub und Mord Deinen Weg zu bezeichnen; — nichts vermag ja Deiner Riesenstärke und Deinem blutgewohnten Messer zu trotzen. Nein, nein! das darf ich nicht zugeben, das wäre ein Verbrechen; aber da Du im Bagno Deine Ketten brechen würdest, was soll ich beginnen, um die Gesellschaft vor Deiner Wuth zu schützen? soll ich Dich dem Henker überliefern?"

„So wollen Sie also meinen Tod?" rief der Räuber, „nur meinen Tod?"

„Den Tod?" fragte Rudolph, — „hoffe ihn nicht; — Du bist zu feig dazu, Du fürchtest ihn so sehr den Tod, daß Du ihn nie nahe glauben würdest. Bei dem grimmigen Eifer, womit Du Dich an's Leben ankrallst, bei Deiner hartnäckigen Hoffnung würdest Du den fürchterlichen Aengstigungen der Todesnähe entgehen; — thörichte, wahnsinnige Hoffnung! — Doch gleichviel, sie würde Dir den sühnenden Schreck und Schauder vor der Strafe verhüllen — erst unter den Krallen des Henkers würdest Du an den Tod glauben! — Vom Schrecken sinnlos, wäre es dann nur eine träge, fühllose Masse, die man den Manen Deiner Schlachtopfer als Sühne darbrächte; — das darf nicht sein! — Du würdest bis zur letzten Minute die Hoffnung nicht aufgeben, Dich zu retten — Du Ungeheuer solltest noch hoffen dürfen? — Die Hoffnung sollte die düstern Mauern Deines Kerkers mit süßen, tröstlichen Spiegelbildern schmücken, bis die Furcht Dir das Auge getrübt hätte? — Nein, nimmermehr; der alte Satan würde zu sehr triumphiren! — Wenn Du nicht bereust, sollst Du in diesem Leben auch nicht mehr hoffen dürfen!"

„Was hab' ich diesem Manne gethan? — wer ist er? — was will er von mir? — wo bin ich?" — schrie der Schulmeister fast wahnwitzig.

Rudolph aber fuhr fort: „Wenn Du im Gegentheile kühn dem Tode trotztest, dürfte man Dich um so weniger dem Tode verfallen lassen; — das Schaffot wäre dann für Dich nur ein blutiges Gerüst, worauf Du, wie so viele Andere, nur Deinen wilden Trotz zur Schau trügest, — oder unberührt von Reue über Dein elendes Leben durch eine letzte Gotteslästerung Deine Seele in die ewige Verdammniß hinüberschicktest! — Nein! auch das darf nicht sein! — Es ist nicht räthlich noch heilsam, daß das Volk den Verurtheilten mit dem Fallbeile scherzen, dem Henker trotzen, und hohnlachend den göttlichen Funken aushauchen sehe, den der Schöpfer uns eingepflanzt hat — es ist ein heiliges Ding um das Wohl einer Seele. Jedes Verbrechen kann abgebüßt und abgelöst werden, wie der Heiland sagt, aber nur durch aufrichtige Buße und Reue des Verbrechers! — Vom Gerichte auf's Blutgerüste ist der Weg zu kurz, — Du sollst nicht so sterben!" —

Der Schulmeister war ganz vernichtet; zum Erstenmale in seinem Leben lernte er noch etwas Schrecklicheres fürchten als den Tod, und diese unbestimmte, dunkle Furcht war entsetzlich.

Der schwarze Arzt und der Schlächter betrachteten Rudolph voll banger Erwartung; Schauder durchrieselten ihr Gebein, als sie den vollen Klang seiner Stimme vernahmen, die schneidend und unerbittlich war wie das Eisen eines Beils, — sie fühlten ihr Herz schmerzlich beklemmt.

„Anselm Duresnel!" rief Rudolph, „Du sollst nicht mehr in's Bagno, Du wirst nicht sterben!" —

„Aber was wollen Sie dann mit mir? Hat Sie dann die Hölle ausgesendet?" rief der Räuber voll Entsetzen.

„Höre mich an," sprach Rudolph, und erhob sich

mit feierlicher Miene und voll drohender Autorität, — „Du hast frevlen Mißbrauch mit Deiner Kraft getrieben, — ich werde Deine Kraft lähmen. Die Stärksten zitterten vor Dir — Du sollst fortan vor dem Schwächsten zittern. Meuchelmörder! Du hast die Geschöpfe Gottes in ewige Nacht gestürzt — die Finsternisse der Ewigkeit sollen für Dich noch in diesem Leben, noch heute, noch in dieser Stunde beginnen! — Deine Buße wird Deinen Verbrechen gleich sein, aber," — fuhr er schmerzlich bewegt fort, — „Deine entsetzliche Strafe soll Dir wenigstens den grenzenlosen Horizont der Reue noch vergönnen. — Ich wäre so verworfen wie Du, wenn ich bei Deiner Strafe nur einer, wenn auch ganz gerechten Rache folgte. — Weit entfernt so unfruchtbar zu sein, wie der Tod, soll Deine Strafe vielmehr Früchte für Dich tragen! — Anstatt Dich zu verdammen, soll sie Dich erlösen. — Wenn ich, indem ich Dir die Fähigkeit benehme, ferner zu schaden, Dir für immer die Herrlichkeiten der Schöpfung entziehe — wenn ich Dich in undurchdringliche Nacht stürze, worin Du allein sein wirst mit der Erinnerung Deiner Verbrechen, so geschieht es nur, daß Du unaufhörlich ihre Gräßlichkeit erwägest! — Ja, für immer von der Außenwelt abgeschieden, wirst Du genöthigt sein, unaufhörlich in Dich selbst, in Dein eigenes Herz zu blicken — und dann wird hoffentlich die Scham Deine vor Schande und Laster ehern gewordene Stirn noch einmal röthen — Deine in wildem Trotz verhärtete, in Frevel verstockte Seele sich durch Reue erweichen! Jedes Deiner Worte war seither eine Gotteslästerung; — hinfort wird jedes ein Gebet sein! Du bliebst seither frech und grausam, weil Du Deiner Stärke bewußt warst, — hinfort wirst Du furchtsam und demüthig sein, weil Du Dich schwach fühlen wirst. — Dein Herz ist der Reue verschlossen, aber eines Tags wirst Du Deine Opfer beweinen. Die Vernunft, welche Gott Dir eingepflanzt hat, hast Du gemißbraucht und erniedrigt durch Deinen

Hang zu Raub und Mord; — als Mensch hast Du Dich zum wilden Raubthiere gemacht: — eines Tages werden die Gewissensbisse Deine Vernunft wieder stärken und die Reue sie erheben. Du hast selbst das mit Füßen getreten, dessen auch die reißenden Thiere schonen, — ihr Weibchen und ihre Jungen! — Nach einem langen, der Buße für Deine Frevel gewidmeten Leben wird Dein letztes Gebet Gott anflehen, damit er Dir das unverhoffte Glück gewähre, in den Armen Deiner Gattin und Deines Sohnes zu sterben!"

Bei den letzten Worten war Rudolph's Stimme wehmüthig bewegt geworden.

Der Schulmeister hatte sich schon fast aller Furcht entschlagen; er dachte, Rudolph habe ihn nur erschrecken und ihm Furcht einflößen wollen, bevor er an diese moralische Abhandlung gekommen. Durch den milden Ton des Richters verführt, war der Räuber um so frecher geworden, je mehr sein Schreck nachgelassen hatte, und nun rief er mit rohem schneidendem Hohnlachen:

„Heda! sollen wir Räthsel lösen? Sind wir in der Kinderlehre hier?"

Der Neger betrachtete mit unruhigem Bangen Rudolph, denn er erwartete von ihm einen jähen Ausbruch seines Zorns, allein er täuschte sich; — dieser schüttelte nur mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wehmuth das Haupt und sagte zum Doktor:

„Thun Sie, wie ich Ihnen befohlen, David! die Strafe Gottes komme allein auf mein Haupt, wenn ich mich irre!"

Rudolph verdeckte sein Gesicht mit den Händen.

Bei den Worten: „Thun Sie, wie ich Ihnen befohlen, David!" hatte der Neger geklingelt und zwei schwarzgekleidete Männer traten herein. Mit einer Handbewegung wies der Doktor auf die offene Thüre eines Nebenzimmers: die beiden Männer schoben den Stuhl, auf welchen der Schulmeister so fest gebunden war, daß er sich nicht rühren konnte, in jenes Nebenzimmer; sein

Kopf ward ihm durch eine Schärpe, welche Hals und Schulter umgab, an die Lehne des Stuhls gebunden.

„Schnüret ihm die Stirn mit einem Tuche an den Stuhl und steckt ihm einen Knebel in den Mund!" befahl David, ohne in das Zimmer zu treten.

„Wollt Ihr mich denn jetzt erdrosseln?" rief der Schulmeister, „Gnade! Gnade!"

Alsbald hörte man nichts mehr als ein dumpfes Murmeln; die beiden Männer traten wieder heraus und verließen auf ein Zeichen des Doktors das Zimmer.

„Gnädiger Herr!" rief der Schwarze zum letztenmale Rudolph zu: „soll ich?"

„Thun Sie, wie ich Ihnen befohlen!" versetzte dieser fest ohne seine Stellung zu verändern.

David schritt langsam in das Nebenzimmer.

„Herr Rudolph, mir ist bange," sagte der Schlächter mit bebender Stimme und wankenden Knieen; „o reden Sie doch, Herr Rudolph, — ich fürchte mich sonst! mir ist's wie in einem bösen Traume! — Was hat denn der Schwarze mit dem Schulmeister vor? man hört nichts, Herr Rudolph, und das macht mir noch mehr bange!"

David kehrte jetzt wieder aus dem Kabinett zurück, — er war bleich, wie es die Neger werden können, d. h. seine Lippen waren weiß geworden, und seine Hände zitterten.

Er klingelte und die beiden Männer erschienen.

„Rollt den Stuhl wieder herein," sagte er.

Man brachte nun auch den Schulmeister zurück und nahm ihm den Knebel aus dem Munde.

„Wollt Ihr mich denn auf die Folter legen?" rief dieser mit mehr Zorn als Schmerz, „warum stecht Ihr mir so boshaft in den Augen herum? — Ihr habt mir sehr wehe gethan! — wollt Ihr mich im Dunkeln nun noch mehr martern, da Ihr hier wie dort drinnen die Lichter ausgelöscht habt?"

Eine Pause entsetzlichen Schweigens erfolgte.

„Du bist nun blind!“ rief David mit bewegter Stimme.

„Es ist nicht wahr, es ist unmöglich! Sie haben das Zimmer absichtlich finster gemacht!“ schrie der Räuber und machte verzweiflungsvolle Anstrengungen sich vom Stuhle zu erheben.

„Nehmt ihm die Bande ab, er soll aufstehen und gehen!“ rief Rudolph.

Die beiden Männer banden ihn los — jählings sprang er empor, that mit ausgestreckten Händen einen Schritt vorwärts, und sank dann wortlos und mit gen Himmel erhobenen Händen in den Stuhl zurück.

„David, geben Sie ihm dieses Taschenbuch!“ rief Rudolph; und der Schwarze legte in die zitternden Hände des Schulmeisters die kleine Brieftasche.

„In diesem Taschenbuche,“ fuhr Rudolph fort, findest Du eine hinreichende Summe, um Dir an irgend einem einsamen Orte für den Rest Deines Lebens Nahrung und Obdach zu verschaffen! — jetzt bist Du frei — gehe hin und bereue — der Herr ist barmherzig!“

„Blind! blind!“ schrie der Schulmeister, und wog maschinenmäßig das Taschenbuch in der Hand.

„Macht die Thüren auf, daß er hinaus kann!“ rief Rudolph, und sie wurden mit lautem Geräusch geöffnet.

„Blind! blind!“ wiederholte er verzweiflungsvoll; „mein Gott, ist es also wahr?“

„Du bist frei, hast Geld!“ — rief Rudolph.

„O, ich kann ja nicht gehen! wie soll ich's anfangen? ich sehe ja nichts mehr!“ schrie der Schulmeister mit dem Geheul der Verzweiflung. — „Es ist ein abscheuliches Verbrechen, seine Gewalt so zu mißbrauchen, um ...“

„Ja, es ist ein Verbrechen, seine Gewalt zu mißbrauchen,“ unterbrach ihn Rudolph mit feierlichem Tone, — „und Du, gedenkst Du noch, wie Du Deine Kraft mißbraucht hast?“

„O, gebt mir den Tod! — lieber den Tod, ich hätte ihn vorgezogen!“ schrie der Blinde; — „so der ganzen Welt auf Gnade und Ungnade überlassen zu blei-

PZ 457 ...

ben! Jedermann fürchten zu müssen — ein Kind könnte mich jetzt schlagen! Was soll ich thun? lieber Gott, was soll ich beginnen?"

„Du hast ja Geld!" rief Rudolph.

„Man wird es mir stehlen," sagte der Geblendete.

„Man wird es Dir stehlen! — begreifst Du nun den Inhalt dieser Worte, die Dich mit Angst erfüllen, — Dich den Dieb, den Räuber. — Gehe jetzt."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" rief der Schulmeister in beschwörendem Tone, — „geben Sie mir doch einen Führer! wie soll ich auf die Straße kommen, — o tödten Sie mich, tödten Sie mich! — ich beschwöre Sie, tödten Sie mich aus Mitleid!"

„Unmöglich!" rief Rudolph, „Du mußt noch einst Reue fühlen!"

„Nein! nie, nie! werde ich bereuen!" rief der Schulmeister wüthend, — „ich werde mich rächen, ich will, ich muß mich rächen!" — und zähneknirschend mit drohend geballten Fäusten sprang er vom Stuhle empor, aber beim ersten Schritte, den er that, stolperte er. — „Nein, nein! auch Dieß werde ich nicht können!" heulte er, — „ach, so stark sein und doch sich nicht rächen zu können, o! ich bin wohl recht zu beklagen — Niemand hat Mitleid mit mir." —

Den Schlächter erfaßte bei diesem gräßlichen Schauspiele unnennbares Entsetzen und Schauder; er trat zu Rudolph und flüsterte ihm zu:

„Herr Rudolph, ihm ist freilich vielleicht widerfahren, was ihm schon lange gehörte — er war ein verruchter Bösewicht, — hat auch mich ermorden wollen, aber jetzt ist er blind; — sehen Sie nur, wie er weint — Donnerwetter, das geht mir nahe! Er kann nicht einmal allein gehen, — er würde auf der Straße überfahren werden oder den Hals brechen! — Erlauben Sie nicht, daß ich ihn irgendwohin führe, wo er wenigstens ruhig und ohne Gefahr bleiben kann!"

„Ja ja, gehe!" sagte Rudolph und drückte die Hand des Schlächters, denn dieser Edelmuth rührte ihn tief.

Der Schlächter trat zu dem Schulmeister und klopfte ihn auf die Schultern.

„Wer rührt mich an," fragte dieser, und zuckte jählings zusammen.

„Ich — der Schlächter!" entgegnete dieser.

„Du willst Dich auch an mir rächen, nicht wahr?" fragte der Geblendete.

„Bah," versetzte der Andere, „Du kannst nicht hinauskommen — nimm meinen Arm, ich will Dich führen!"

„Du, Du?" fragte der Schulmeister überrascht.

„Freilich ich, Du dauerst mich, komm' jetzt, komm'!" rief der Schlächter mit seiner rauhen Gutmüthigkeit.

„Du willst mir eine Falle stellen, nicht wahr?" —

„Gewiß nicht," versetzte der Schlächter, — „Du weißst, daß ich nicht böswillig und feig bin; ich werde Dein Unglück nicht mißbrauchen — komm', laß' uns gehen! es wird schon Tag!"

„Es wird Tag — o, ich soll es nicht mehr sehen, wenn es Tag wird!" rief der Schulmeister.

Rudolph konnte den Anblick dieses Schauspiels nicht länger ertragen — er winkte den beiden Dienern sich zu entfernen und verließ mit David das Gemach.

Der Schlächter und der Schulmeister blieben allein noch zurück.

„Ist es wahr, daß man mir Geld in der Brieftasche da übergeben hat?" fragte der Räuber nach langem Schweigen.

„Ja," versetzte der Schlächter, „ich habe selbst 5000 Franken hineingelegt; damit kannst Du Dich irgendwo in Unterhalt geben für den Rest Deines Lebens; auf dem Lande etwa — oder willst Du lieber, daß ich Dich zur Wirthin der Freischenke zurückbringe."

„Nein, nein!" rief der Geblendete, „sie würde mich bestehlen!"

„Oder zum Roth-Arm?" fragte der Schlächter.

„Noch weniger — er würde mich vergiften, um mein Geld zu haben!" schrie der Schulmeister.

„Wohin soll ich Dich denn sonst führen?“ fragte der Schlächter.

„Ich weiß es selbst nicht,“ war die Antwort. — „Du, Schlächter, bist nie ein Dieb gewesen, Dir vertraue ich,“ sagte der Schulmeister; — „da, nimm, stecke mir das Taschenbuch in meine Rocktasche, damit die Eule es nicht sieht, — sie würde mich ausplündern.“

„Die Eule?“ rief der Schlächter; — „man hat sie ja in's Spital gebracht — als ich mich gestern Abend gegen Euch beide wehrte, hab' ich ihr einen Fuß abgeschlagen!“

„Was soll aber nun aus mir werden? mein Gott! was werde ich beginnen mit dem ewigen schwarzen Schleier vor mir? und wenn ich nun auf dem schwarzen Schleier die bleichen Todtengesichter Derer sähe, die ich erschlagen?“ — Er schauderte und fragte nach einer Weile mit leiser Stimme den Schlächter: „Wie steht's mit dem Manne von heute Nacht? ist er d'rauf gegangen?“

Der Schlächter verneinte.

„Desto besser,“ sagte der Räuber und verfiel auf eine Weile in düsteres Schweigen; dann fuhr er mit Einemmale wüthend auf:

„Du bist an Allem Schuld, Schlächter! ohne Dich, Spitzbube, hätte ich den Mann kalt gemacht und das Geld wäre mein, — daß ich blind bin, ist ganz allein Deine Schuld!“ —

„Bah! denke nicht mehr daran, es thut Dir nicht gut,“ entgegnete der Schlächter; — sieh', ich bin ermüdet! — ich möchte schlafen, wir haben für heute genug gewirthschaftet. Willst Du jetzt mit mir gehen? — sieh', ich muß morgen an mein Geschäft; ich will Dich noch führen, wohin Du willst, dann lege ich mich nieder.“

„Aber ich weiß nicht, wohin ich gehen soll!“ klagte der Schulmeister; — „in meine Wohnung? — ich darf's nicht wagen wegen des Geldes, und ohne die Eule...“

„Nun denn, so horch!“ sagte der Schlächter, „willst Du ein paar Tage mit meinem schlechten Loche vorlieb nehmen? vielleicht finde ich ehrliche Leute, die, so lange sie nicht wissen, wer Du bist, Dich als einen Gebrechlichen in's Haus nehmen werden. — Halt da! ich kenne eben einen Mann vom Hafen St. Nikolas, dessen Mutter, eine brave Matrone, in St. Mandé wohnt; sie hat nicht viel aufzuwenden — vielleicht würde sie Dich aufnehmen. — Willst Du jetzt mitgehen oder nicht?“

„Dir darf man trauen, Schlächter,“ sagte der Blinde; „ohne Bangen gehe ich mit Dir; ich fürchte nichts für mein Geld, Du hast niemals gestohlen; Du bist nicht boshaft, Du bist ein wackerer Kerl!“

„Ah bah! laß es gut sein! genug der Worte!“ entgegnete der Schlächter.

„Sieh ich werde Dir's danken, was Du für mich thun willst, Schlächter,“ versetzte der Räuber demüthig, „Du bist ohne Haß und Bosheit, — bist weit besser als ich!“

„Blitz noch einmal, das glaub' ich selbst!“ rief dieser; „Herr Rudolph hat ja gesagt: ich hätte ein gutes Herz und Ehrgefühl im Leibe.“

„Wer ist denn dieser Mann?“ fragte der Geblendete, und setzte in einem Anfalle verzweiflungsvoller Wuth hinzu: „Er ist kein Mensch, — er ist ein Henkersknecht, ein Ungeheuer.“

Der Schlächter zuckte die Achsel und sagte: „Komm', laß uns gehen.“

„Wir gehen zu Dir, Schlächter, nicht wahr?“ fragte er.

„Ei freilich!“ versetzte dieser.

„Und Du trägst mir keinen Groll nach wegen der vergangenen Nacht? schwöre es mir zu, nicht wahr?“

„Recht gerne!“

„Und Du weißst gewiß, daß der Mann nicht gestorben ist?“ fragte der Geblendete.

„Verlaß Dich darauf, er lebt noch,“ bestätigte der Schlächter.

„So ist es doch mindestens Einer weniger!“ murmelte der Räuber mit dumpfer Stimme, und verließ dann, auf den Arm des Schlächters gestützt, das Haus in der Wittwen-Allee.

XIX.

Die Fleischerbude.

Seit den eben besprochenen Ereignissen war etwa ein Monat vergangen.

Wir führen den Leser in die kleine Stadt l'Isle-Adam, die in reizender Umgebung am Ufer des Oise-Flusses, am Fuße bewaldeter Berge liegt.

In kleinen Städtchen auf dem Lande werden auch die geringfügigsten Ereignisse bedeutungsvoll. Die müßigen Köpfe von l'Isle-Adam, welche an diesem Morgen auf dem Platz vor der Kirche umherschlenderten, zerbrachen sich denn auch nicht wenig die Köpfe darüber, wann denn wohl auch der neue Besitzer der schönsten Fleischbank des Städtchens eintreffen würde, welche die seitherige Besitzerin, die Wittwe Dumont, verkauft hatte. Ohne Zweifel war der Käufer ein reicher Mann, denn er hatte den Laden prächtig malen und verzieren lassen, und schon seit drei Wochen arbeiteten die Handwerker Tag und Nacht an der Einrichtung der Bude.

Ein Bronzegitter mit vergoldeter Verzierung zog sich vor der ganzen Oeffnung der Metzig hin, und verschloß sie, ohne den Luftzutritt abzusperren. Auf jeder Seite des Gitters erhoben sich zwei mächtige Pfeiler, überragt von großen Ochsenköpfen mit vergoldeten Hörnern, die gleichsam die Träger des Schildes mit der Firma der Boutique bildeten. Das übrige Haus, nur aus einem einzigen Stockwerk bestehend, war mit Steinfarbe angestrichen, die Fensterläden hellgrau gemalt; alle übrigen Reparaturen und Arbeiten waren bereits

beendigt, mit Ausnahme der Aufstellung des Schildes, den die neugierige Menge freilich am sehnlichsten wünschte, um den Namen des Nachfolgers der Wittwe endlich zu erfahren. Endlich brachten die Arbeiter einen großen Schild herbei und die Neugierigen lasen in goldenen Buchstaben auf schwarzem Grund: „Francoeur, Fleischer.“

Die Neugier der Müßigen von l'Ile-Adam war aber durch diese Entdeckung nur halb befriedigt. — Wer ist denn dieser Francoeur? Woher kommt er? war die nächste Frage.

Einer der Neugierigsten suchte den Fleischergesellen auf, einen breitschultrigen, kräftigen jungen Mann mit offenem, biederem Gesichte, der eben mit der letzten Aufstellung der Vorräthe und Waaren in der Metzig beschäftigt war, und befragte ihn über seinen Meister.

Allein dieser vermochte keine genügende Auskunft zu geben, da er den künftigen Meister, der das Geschäft durch einen Agenten hatte kaufen lassen, selbst noch nicht einmal kannte. Der Bursche bezweifelte jedoch nicht, daß sein neuer Herr sich alle Mühe geben würde, das Vertrauen und die Kundschaft der geehrten Herrschaften von l'Ile-Adam zu verdienen.

Das kleine Compliment in so herzlich verbindlicher Weise ausgesprochen, und das reinliche, einnehmende Aussehen der Fleischerbude, stimmten die Müßigen ganz zu Gunsten des Herrn Francoeur, und Mehrere versprachen dem Gesellen alsbald ihre Kundschaft.

Das Haus hatte noch eine Einfahrt auf der andern Seite der Straße nach der Kirche zu. —

Zwei Stunden nach der Eröffnung der Bude fuhr ein ganz neuer Korbwagen, bespannt mit einem kräftigen, hübschen Pferde, in den Hof der Schlächterei ein, und zwei Männer stiegen aus dem Fuhrwerk. Der eine, war Murph, der, obwohl noch bleich und kränklich aussehend, doch vollkommen von seiner Wunde wieder genesen war; der andere war — der Schlächter.

Auf die Gefahr hin, einen Gemeinplatz zu wiederholen, müssen wir sagen, daß das Sprichwort: „Kleider machen Leute," wirklich ein höchst wahres ist. Der Anblick des Schlächters war durch eine Veränderung seiner Kleidung so gewaltig verändert, daß Niemand den Stammgast der Kneipen in der Altstadt unter dem ehrbaren, reinlichen Anzuge, den er nun trug, so leicht wieder zu erkennen vermocht hätte. Mit seiner Physiognomie war eine ähnliche Veränderung vor sich gegangen: er hatte mit seinen Lumpen sein brutales, wildes, zänkisches Aeußere abgelegt, und wenn man ihn so — die beiden Hände in die Taschen des langen, warmen Ueberrocks von nußbraunem Biber gesteckt, das glatt rasirte Kinn halb von dem weißen Halstuche mit gestickten Zipfeln verborgen, — einhergehen sah, hielt man ihn für den ehrbarsten, ruhigsten Bürger.

Murph zog die Zügel des Pferdes durch einen in der Mauer befestigten, eisernen Ring, winkte dem Schlächter, ihm zu folgen, und trat mit ihm in die hübsche Hinterstube neben dem Laden, die reinlich und behaglich mit schlichten Nußbaum-Möbeln eingerichtet war, und deren Fenster auf den Hof hinausgingen, wo das Pferd vor Ungeduld schnaubte und scharrte.

Murph that, wie wenn er hier zu Hause wäre, nahm aus einem Schranke eine Flasche Branntwein und Gläser, und sagte zum Schlächter: „Es war verdammt kalt diesen Morgen; — Sie trinken wohl ein Gläschen Branntwein mit mir?"

„Verzeihung, Herr Murph!" versetzte der Schlächter, „wenn Sie mir es nicht übel nehmen wollen, werde ich keinen Branntwein trinken."

„Wie? Sie schlagen das Gläschen aus?" rief Murph.

„Ja, wenn Sie 's erlauben;" erwiederte der Schlächter, — „mir ist ganz wohl so, und die Freude macht schon wieder warm, zumal — wenn ich Ihnen vorhin sagte, daß mir wohl sei, so erinnern Sie sich vielleicht . . . . ."

„Woran denn?“ fragte Murph.

„Daß Sie mich gestern auf meinem Holzplatze am Hafen St. Nikolas aufsuchten, wo ich wie toll schaffte, um mich warm zu arbeiten. — Wissen Sie, ich hatte Sie ja seit jener Nacht nicht mehr gesehen, wo der schwarze Doktor mit den weißen Haaren den Schulmeister geblendet hatte. Es war das erste Mal, daß er bei einem Raub nicht zum Zwecke kam. — Aber offen gesagt, es that mir beim Wetter doch leid für ihn — und das Gesicht, das Herr Rudolph, der doch sonst so gut ist wie ein Kind, in jenem Augenblick machte — es hat mir wahrhaftig Furcht eingeflößt.“

„Nun, und dann?“ fragte Murph.

„Guten Abend, Schlächter! sagten Sie zu mir,“ — begann dieser seine weitschweifige Erzählung; — „guten Abend, Herr Murph, ah! Sie sind wieder auf den Beinen! — um so besser, beim Wetter! — und Herr Rudolph? — „Er mußte einige Tage nach jenem Vorfall in der Wittwen-Allee abreisen; ich glaube fast, lieber Mann, er hat Sie vergessen!“ entgegneten Sie mir. — Ei was, Herr Murph, — gab ich Ihnen zur Antwort, — wenn Herr Rudolph mich vergessen hat, beim Wetter! das thäte mir leid....“

„Ich wollte damit sagen, lieber Mann,“ unterbrach ihn Murph, „daß er vergessen hat, Ihre Dienste zu belohnen; das Andenken an dieselben wird er aber treu bewahren!“

„Blitz, Herr Murph!“ rief der Schlächter, — „diese Worte haben mich schon gestern alsbald auch wieder vergnügt gemacht. — Glauben Sie denn, daß ich ihn auch je wieder vergessen werde? ihn, der mir sagte, daß ich ein gutes Herz und Ehrgefühl im Leibe habe — kurzum.....“

„Unglücklicherweise,“ fuhr Murph fort, — „ist der gnädige Herr abgereist, ohne Befehle hinsichtlich Ihrer Lage gegeben zu haben; — ich selbst habe nichts, als was ich vom gnädigen Herrn bekomme — ich kann

nicht einmal für das, was Sie an mir gethan haben, meine Erkenntlichkeit zeigen."

„Bah, bah, Herr Murph, gehen Sie doch, Sie spaßen," unterbrach ihn der Schlächter verlegen.

„Aber sagen Sie mir nur, Freund," fuhr Murph fort, „warum Sie nach jener verhängnißvollen Nacht nicht mehr in das Haus der Wittwen-Allee zurückgekehrt sind? der gnädige Herr wäre dann nicht abgereist, ohne an Sie zu denken."

„Nun," versetzte der Schlächter, — „Herr Rudolph ließ mich ja nicht rufen, und so dachte ich: er würde meiner nicht mehr bedürfen."

„Aber Sie konnten doch denken, daß er Ihnen seinen Dank bezeugen wollte?" sagte Murph.

„Sie sagten mir ja schon, daß Herr Rudolph mich nicht vergessen habe;" erwiederte der Schlächter.

„Nun ja, nun ja, lassen Sie uns nicht weiter davon reden," sagte Murph; — „Ich habe viele Mühe gehabt, Sie wieder ausfindig zu machen. — Sie scheinen nicht mehr in der Schenke zum weißen Kaninchen vorzusprechen."

„Nein! entgegnete der Schlächter.

„Und warum nicht?" fragte Murph.

„'S ist so einer meiner Einfälle, 's ist vielleicht albern!" sagte der Schlächter verlegen.

„Meinetwegen denn," sagte Murph; „wir wollen aber wieder auf das zurückkommen, was Sie mir vorhin sagten!"

„Auf was denn, Herr Murph?"

„Sie sagten ja vorhin, mir ist so wohl . . . . ."

„Freilich, Herr Murph," versetzte der Schlächter, „als Sie mich gestern bei meinen Holzstößen fanden, sagten Sie ja: „Lieber Mann, ich bin nicht reich, aber „ich kann Ihnen doch einen Platz geben, wo Sie sich „besser stehen werden als hier, weniger Arbeit haben, „und doch täglich vier Franken verdienen können!" — Vier Franken täglich! es lebe die Charte! — ich konnte

gar nicht daran glauben, — das war ja wahrhaftig eine Officierslöhnung, und ich war recht rasch dabei, nicht wahr, Herr Murph? — Indeß wiederholten Sie mir, daß dem Allem so sei, und daß ich hinfort nicht in solchen Lumpen herlaufen dürfe wie ein Bettler, weil das einen schlimmen Eindruck auf die Leute machen würde, mit welchen ich hinfort zu thun haben werde! — „Kommen Sie mit zum Tempel!“ sagten Sie, als ich Ihnen erwiederte, daß meine Mittel mir keine andere Tracht erlaubten, und führten mich in einen Kleiderladen, schoßen mir einiges Geld vor, und in einer Viertelstunde war ich so gewichst, wie der anständigste Bürger. Dann bestellten Sie mich für heute früh mit Tagesanbruch an das Thor von St. Denis, wo ich Sie mit Ihrem Wagen fand, und mit Ihnen hieher fuhr!“

„Ei nun, ich hoffe nicht, daß es Ihnen leid thut, mit mir gefahren zu sein,“ sagte Herr Murph.

„Nicht im Entferntesten, Herr Murph!“ erwiederte der Schlächter; „wenn's Einem aber so wohl geht, wird man leicht verwöhnt, — ich fühle, daß es mir jetzt schon wieder schwer fallen würde, meinen alten Kittel und die Lumpen wieder anzuziehen; — und dann, wenn ich denke, daß ich fortan vier Franken täglich verdienen soll, während ich seither höchstens zwei verdienen konnte, da däucht mir das Glück zu groß, als daß es lange sollte dauern können, — und ich möchte lieber all' mein Lebenlang auf dem elenden Strohsack in meiner Bodenkammer, als nur fünf oder sechs Nächte in einem guten Bette schlafen. — so ist nun einmal meine Art!“

„Sie haben nicht ganz Unrecht,“ versetzte Murph; „aber es wäre doch besser, könnten Sie Ihr Lebenlang in einem guten Bette schlafen, nicht wahr?“

„Natürlich,“ erwiederte der Schlächter; „es ist immer besser, sich satt essen zu dürfen, als Hungers zu sterben. — Aha! wir sind bei einem Fleischer?“ setzte er fragend hinzu, als er draußen das Hackmesser des

Fleischergesellen erdröhnen hörte und die Ochsenviertel durch die Vorhänge sah.

„Allerdings, mein Freund," sagte Murph; „wir sind in einer Metzig, die einem meiner Freunde gehört; Sie könnten sie ja besuchen, während mein Pferd verschnaubt."

„Ja wahrhaftig," meinte der Schlächter, „das wird mich an meine Jugend erinnern, wo die Abdeckerei von Montfaucon mein Schlachthaus, und alte Mähren das Schlachtvieh waren. — Sonderbar, wenn ich zu wählen hätte, sollte kein Stand mir besser behagen, als der des Fleischers: — So auf einem guten Klepper hinaus zu reiten und auf den Jahrmärkten das Vieh zusammenzukaufen, dann wieder nach Hause zu kehren zum eigenen Herd, sich zu wärmen, wenn man friert, — sich zu trocknen, wenn man naß ist, — da seine Hausfrau zu finden, ein gutes, dickes, frisches, lustiges Weib mit einem Häufchen Kinder, die Einem die Taschen durchstöbern, um zu sehen, ob man ihnen nichts mitgebracht hat: — das wäre gar niedlich! Und dann am Morgen im Schlachthause, da nimmt man einen Ochsen, packt ihn bei den Hörnern, bindet ihn — zumal, wenn er recht böse ist, — an den Ring, schlägt ihn nieder, haut ihn aus, wiegt ihn den Kunden vor, — Blitz! das wäre mein Ehrgeiz, wie der der Jodlerin, keinen Gerstenzucker zu essen, wie sie ihn noch feil bot. — Beiläufig gesagt, Herr Murph, da wir eben von dem armen Mädchen reden, fällt mir ein, weil ich sie nicht mehr bei der Ogresse sah, daß ich mir dachte, Herr Rudolph werde sie von dort weggenommen haben. Sehen Sie, das war eine gute Handlung, Herr Murph; das arme Mädchen! sie wollte nicht schlecht sein und war noch so jung; — später freilich hätten Gewohnheit und Schande — je nun, kurzum, Herr Rudolph hat recht klug und schön an ihr gehandelt.

„Da theile ich Ihre Meinung," entgegnete Murph;

„aber lassen Sie uns jetzt das Haus besehen, bis unser Pferd verschnaubt hat!“

Der Schlächter und Murph traten in den Laden und von da aus in den Stall, wo drei prächtige Ochsen und etwa zwanzig Hämmel standen; darauf in den Pferdestall, in die Remise, in das Schlachthaus, die Scheune und alle übrige Zubehör des Hauses, das sehr sorgfältig und mit einer von Wohlstand und Ordnung zeugenden Reinlichkeit gehalten war; als sie mit Ausnahme des obern Stockwerkes Alles gesehen hatten, sagte Murph:

„Sie werden zugestehen, daß mein Freund sehr wohl daran ist? Das Haus und die Vorräthe gehören ihm, und daneben noch 1000 Thaler baaren Geldes zu dem Betriebe des Geschäfts; dabei hat er erst 38 Jährchen, eine Stärke wie ein Stier, eine Gesundheit wie von Eisen und große Vorliebe für seinen Stand! Der fleißige, wackere Bursche, den wir unten gesehen haben, vertritt seine Stelle auf eben so verständige, als würdige Weise, wenn mein Freund auf die Jahrmärkte hinausgeht, um Vieh zu kaufen. Noch einmal, finden Sie meinen Freund nicht recht glücklich?“

„Gewiß, Herr Murph,“ sagte der Schlächter; „aber was wollen Sie? es muß Glückliche und Unglückliche neben einander geben! — Wenn ich nun bedenke, daß ich täglich 4 Franken verdienen soll, während gar Manche nur die Hälfte und noch weniger verdienen.....“

„Wollen wir nicht auch den übrigen Theil des Hauses sehen?“ fragte Murph.

Der Schlächter willigte ein.

„Der Herr, der Sie beschäftigen soll, ist gerade oben,“ fuhr jener fort.

„Mein künftiger Brodherr? Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ fragte der Schlächter.

„Ich werde Ihnen das später erklären,“ entgegnete Murph.

„Verziehen Sie noch eine Weile!“ bat der Schlächter mit trauriger, verlegener Miene und hielt Murph

am Arme zurück. — „Sehen Sie, ich muß Ihnen etwas sagen, was Herr Rudolph Ihnen vielleicht noch nicht mitgetheilt hat, und was ich jedenfalls meinem künftigen Brodherrn nicht verschweigen darf, weil er, wenn es ihm unangenehm wäre, es lieber jetzt, als erst später erfahren soll. . . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Murph.

„Je nun," erwiederte der Schlächter mit dumpfer Stimme, „ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich ein entlassener Galeerensträfling bin, — daß ich im Bagno war. . . . ."

„Ah!" rief Murph, „wer hätte das gedacht?"

„Ich habe jedoch Niemanden veruntreut oder Unrecht gethan," fuhr der Schlächter fort, „ich würde lieber Hungers sterben, als stehlen; — freilich habe ich noch etwas Schlimmeres begangen als einen Diebstahl," flüsterte er mit gesenktem Haupte, — „ich tödtete — im Zorn, in der Hitze. — Sehen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „die ehrbaren Leute wollen keinen ehemaligen Sträfling in Dienste nehmen, und sie haben Recht, denn im Bagno krönt man kein Rosenmädchen, (d. h. theilt man keine Tugendpreise aus). — Sehen Sie, das hat mich auch immer gehindert, anderswo Beschäftigung zu finden, als auf den Holzhöfen und bei den Flößen, denn ich sagte immer, wenn ich irgendwo Arbeit suchte: „So und so bin ich, wollen Sie mich jetzt oder wollen Sie mich nicht?" — ich wollte lieber gleich abgewiesen, als später mit Schand und Spott weggejagt werden, wenn man mein Geheimniß entdeckte; — ich sage Ihnen das nur, weil ich es dem Manne da auch sagen will! — Sie kennen ihn, und wenn Sie glauben, daß er mich abweisen werde, so ersparen Sie mir lieber die Schande, sagen Sie mir's lieber gleich zum Voraus, und ich kehre dann wieder um!"

„Kommen Sie nur mit mir!" sagte Murph.

Der Schlächter folgte ihm die Treppe hinauf; eine Thüre flog auf und Beide standen Rudolph gegenüber.

„Laß uns allein, guter Murph!“ sagte Rudolph.

„Es lebe die Charte! mich freut’s ganz närrisch, Sie wieder zu sehen, Herr Rudolph — oder vielmehr gnädiger Herr!“ rief der Schlächter.

Er empfand auch eine wahrhaft innige Freude beim Anblick Rudolphs, denn edle Herzen verbinden sich weit enger durch die Dienste, die sie leisten, als durch diejenigen, welche sie empfangen.

„Guten Tag, Freund; auch ich freue mich, Euch wieder zu sehen!“ rief Rudolph.

„Seht nur den Schelm, den Herrn Murph!“ sagte der Schlächter; „er hat sich ein Späßchen gemacht, mir zu sagen, Sie seien abgereist; aber sehen Sie, gnädigster Herr —“

„Halt, guter Freund!“ unterbrach ihn Rudolph, „nennt mich schlechtweg Rudolph! ich höre das lieber.“

„Nun denn, Herr Rudolph,“ fuhr jener fort, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie nach jener Nacht mit dem Schulmeister nicht wieder besucht habe; ich sehe nun ein, daß es unhöflich war, aber Sie nehmen mir’s nicht übel, nicht wahr?“

„Ich vergebe Euch gerne,“ entgegnete Rudolph, und setzte lächelnd hinzu: „Hat Euch Murph das Haus gezeigt?“

„Ja, Herr Rudolph, ein hübsches Anwesen, — ein schöner Laden, Alles so zierlich und geleckt, — und was die Reinlichkeit anbelangt, — sehen Sie, Herr Rudolph, da werde ich nun auch sauber sein, denn Herr Murph verschafft mir einen Platz, wo ich täglich 4 Franken, sage v i e r Franken, verdienen kann!“

„Ich wüßte Euch noch etwas Besseres vorzuschlagen, mein Freund,“ sprach Rudolph.

„Etwas Besseres — nichts für ungut, Herr Rudolph, aber das möchte wohl schwer halten! Bedenken Sie; vier Franken täglich!“

„Ich will Euch, wie gesagt, noch einen bessern Vorschlag thun!“ versetzte Rudolph lächelnd, „das Haus hier mit Allem, was darinnen ist und was dazu gehört,

der Laden und tausend Thaler, die sich in diesem Taschenbuch befinden, sind Euer Eigenthum."

Der Schlächter lächelte verlegen und drückte seinen langhaarigen Hut zwischen den Knieen breit, denn er begriff die Worte Rudolphs noch immer nicht, obwohl sie sehr deutlich und verständlich waren.

„Ich begreife Eure Ueberraschung," fuhr dieser freundlich fort, „aber ich wiederhole Euch, daß dieses Haus und dieß Geld Euer Eigenthum sind!"

Der Schlächter wurde purpurroth, und mit seiner schwieligen Hand den Schweiß von der Stirne wischend, stotterte er mit unsicherer Stimme: „O! das heißt mein Eigenthum? mein eigen?"

„Ja, Euer Eigenthum!" versetzte Rudolph, „da ich Euch Alles das zum Geschenk mache, — Euch nämlich, wohl verstanden?"

Der Schlächter rückte auf dem Stuhle hin und her, kratzte sich im Kopfe, hustete verlegen, schlug die Augen nieder und gab gar keine Antwort; — sein Kopf wirbelte, die Reihenfolge seiner Gedanken war unterbrochen, — er hörte zwar vollkommen deutlich, was ihm Rudolph sagte, aber eben darum konnte er nicht daran glauben! Zwischen dem tiefen Elend, der Erniedrigung, worin er immer gelebt hatte, und der sorgenfreien Lage, die ihm Rudolph nun eröffnete, lag eine Kluft, welche selbst der Dienst, den er Rudolph zu leisten vermocht hatte, nicht ausfüllen konnte.

Rudolph mochte den Augenblick nicht beschleunigen, wo sein Schützling sich endlich in die Ueberzeugung von der Wirklichkeit ergeben würde, sondern ergötzte sich vielmehr an seinem Staunen und seiner Betäubung.

Rudolph machte mit einem aus Freude und Schmerz gemischten Gefühle die Bemerkung, daß manche Menschen so sehr an Leiden und Unglück sich gewöhnt haben, daß ihr Verstand sich gegen die Möglichkeit einer bessern Zukunft sträubt, deren bescheidene Umstände nicht einmal den Neid von manchen Andern erwecken würden. —

Ei, dachte er, wenn der Mensch je laut der Sage von Prometheus irgend einen Funken des göttlichen Lichtes geraubt hat, so geschah es in jenen Momenten, wo er, — man vergebe uns diese anscheinende Gotteslästerung, — dasjenige that, was die Vorsehung von Zeit zu Zeit zur Erbauung der Welt thun sollte, nämlich den Guten und Bösen den Beweis liefern, daß es für jene eine Belohnung, für diese eine ewige Strafe gibt. — Als er sich so noch ein wenig an der glückseligen Verwirrung des Schlächters geweidet hatte, fuhr Rudolph fort:

„Mein kleines Geschenk scheint Eure Hoffnungen weit zu übertreffen?“

„Gnädiger Herr!“ rief der Schlächter und sprang rasch empor, „Sie bieten mir dieses Haus und viel Geld nur darum an, um mich auf die Probe zu setzen und mich in Versuchung zu führen, — aber ich will nicht — ich darf nicht!“

„Was dürft Ihr nicht?“ fragte Rudolph erstaunt.

„Ich weiß wohl,“ rief der Schlächter mit erglühendem Gesicht und fester Stimme, „ich weiß wohl, daß Sie mich durch dieses Anerbieten von so großem Werthe nicht zum Stehlen verleiten wollen, — überdem hab' ich nie in meinem Leben gestohlen, aber Sie wollen mich vielleicht für einen Mord gewinnen, — allein ich habe genug an meinem Sergeanten-Traume, — ich will lieber verhungern!“

„O! über die Unglücklichen!“ rief Rudolph mit Bitterkeit, „selbst das Mitgefühl, das man ihnen bezeugt, ist so selten, daß sie sich die Freigebigkeit nur durch Verbrechen erklären können! — Ihr beurtheilt mich falsch,“ fuhr er zum Schlächter gewandt und mit Sanftmuth fort: „Ihr irrt Euch! Was ich von Euch verlange, ist nur: ehrbar zu sein, — was ich Euch zum Geschenk mache, gebe ich Euch blos, weil Ihr es verdient.“

„Ich? ich verdiene es? und wodurch denn?“ rief der Schlächter, und seine Sinne verwirrten sich von Neuem.

„Das sollt Ihr gleich erfahren," entgegnete Rudolph; „obwohl ohne allen Begriff von Recht und Unrecht, nur Euren wilden Trieben anheimgegeben, habt Ihr fünfzehn Jahre lang mit den entsetzlichsten Verbrechern im Bagno zusammen leben müssen, und habt unter dem Druck des Elendes, des Hungers und der Schmach nothgedrungen fortwährend nur mit dem Auswurf und Abschaum der Menschen verkehren können, — und dennoch seid Ihr nicht blos ehrlich geblieben, sondern die Reue über Euer Verbrechen hat sogar die Buße, welche Euch die menschliche Gerechtigkeit auferlegte, überlebt, überdauert!"

Diese einfache, edle Sprache war eine neue Quelle des Staunens für den Schlächter; er betrachtete Rudolph mit einer Regung von Hochachtung, Furcht und Dankbarkeit, konnte aber noch immer nicht seinen Ohren trauen.

„Wie, Herr Rudolph?" rief er, „weil Sie mich geschlagen haben — weil ich Ihnen, als Sie unsere Sprache redeten und von mir nur für einen gewöhnlichen Handwerker gehalten wurden, bei einem Glase Wein meine Geschichte erzählte, und Sie dann am Ertrinken hinderte — wie? darum also könnten Sie — würden Sie — mir ein Haus und Geld schenken und mich zu einem ehrbaren Bürger machen? — Ei, ei! Herr Rudolph, noch einmal, daß ist nicht möglich!" —

„Ihr hieltet mich für einen der Euren, erzähltet mir Eure Geschichte, treu und unverholen, verbargt mir weder das Verbrecherische noch das Edle darin, — dadurch habe ich Euch genau kennen gelernt, und möchte Euch nun belohnen!"

„Nein, Herr Rudolph, das schickt sich nicht," entgegnete der Schlächter in festem Tone ablehnend. „Sehen Sie, es gibt arme Leute, welche ihr ganzes Leben lang redlich gewesen sind und . . . . . ."

„Ich weiß das," versetzte Rudolph, „und habe vielleicht für Manche derselben mehr gethan, als ich

jetzt für Euch thue. Verdient aber derjenige Mensch, der rechtschaffen unter ehrbaren Leuten lebt und durch ihre Achtung ermuthigt wird, schon Theilnahme und Unterstützung, — um wie viel mehr verdient sie derjenige, der, von allen Guten gemieden und abgestoßen, inmitten der abscheulichsten Verbrecher und Lasterhaften, ehrbar blieb und seinen edlern Theil sich erhielt; — zudem habt Ihr nicht nur mir, sondern auch Murph, meinem theuersten Freunde, das Leben gerettet. — Was ich für Euch thue, gebietet mir eben so sehr meine eigene Dankbarkeit, als der aufrichtige Wunsch: eine zwar verirrte, aber nicht verlorne edle und starke Seele aus dem Schlamme des Elendes und der Verworfenheit empor zu ziehen, und auch das ist noch nicht Alles."

„Was habe ich denn sonst noch gethan, Herr Rudolph?" fragte der Schlächter mit treuherziger Unbefangenheit.

Rudolph drückte ihm herzlich die Hand und fuhr fort: „Voll Mitgefühl für das Unglück eines Menschen, der Euch zuvor hatte tödten wollen, gewährtet Ihr ihm Schutz und Hülfe, ja Ihr gabt ihm sogar Obdach in Eurer ärmlichen Behausung in der Sackgasse von Notre-Dame, Nro. 9!"

„Wie, Herr Rudolph? Sie wußten sogar meine Wohnung?" fragte der Schlächter erstaunt.

„Obwohl Ihr der Dienste vergaßet, die Ihr mir geleistet, vergaß ich doch ihrer nicht," entgegnete Rudolph; „als Ihr mein Haus verließet, ließ ich Euch nachgehen und man sah Euch den Schulmeister nach Eurer Wohnung bringen!"

„Aber Herr Murph sagte mir doch, Sie hätten meine Wohnung nicht gekannt, Herr Rudolph?"

„Doch, doch," versetzte dieser, „es war die letzte Probe, mittelst deren ich Euren uneigennützigen Edelmuth prüfen wollte; — wirklich kehrtet Ihr auch nach jener muthigen, edlen That zu Eurer gewöhnlichen mühevollen Tagesarbeit zurück, ohne etwas zu verlangen, etwas zu hoffen, oder auch nur durch ein bitteres

Wort den scheinbaren Undank zu rügen, womit ich Eure Dienste unbelohnt ließ. Und als gestern Murph Euch eine nur wenig lohnende Beschäftigung anbot, ginget Ihr mit innigem Dank und wahrer Freude auf diesen Vorschlag ein."

„Was das anbelangt, Herr Rudolph, so sind vier Franken täglich immer noch mehr als genug für mich, — ja mehr als ich mir je zu wünschen gewagt hätte," entgegnete der Schlächter. „Was aber den Dienst anbelangt, den ich Ihnen geleistet haben soll, so ist die Reihe zu danken vielmehr an mir!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Rudolph.

„Je nun, Herr," erwiderte dieser wehmüthig, „es ist Manches mit mir anders geworden, seit dem ich Sie kenne und mich erinnere, daß Sie mir sagten: Du hast noch ein gutes Herz und Ehrgefühl im Leibe. Sehen Sie, darüber denke ich unaufhörlich nach, und es ist erstaunlich und doch seltsam, was für einen Eindruck diese beiden Worte auf mich gemacht haben. Aber freilich, aus zwei ganz kleinen Samenkörnern, die man in die Erde streut, erwachsen ja auch große Aehren."

Dieser treffende, fast poetische Vergleich überraschte Rudolph.

Zwei Worte also, aber freilich zwei gewaltige, fast zauberische Worte für diejenigen, welche sie begreifen, hatten in dieser kräftigen Natur die Keime aller guten und edlen Triebe wachgerufen.

„Sehen Sie, gnädiger Herr," fuhr der Schlächter fort, „ich habe freilich Herrn Rudolph und auch gewissermaßen Herrn Murph das Leben gerettet, aber wenn ich auch Hunderte, ja Tausende rettete, diejenigen würden doch nicht mehr lebendig, welche . . . . . ."

Er wagte nicht zu vollenden und senkte wehmüthig das Haupt.

„Diese Gewissensbisse sind Euch heilsam," entgegnete Rudolph, „aber eine gute That bleibt darum doch nicht unvergolten."

„Und in den ernsten Worten, Herr Rudolph, womit Sie den Schulmeister über Mörder und Mordthaten belehrten, war ja wohl auch Manches, was im Guten und im Schlechten auf mich anzuwenden gewesen wäre," setzte er noch hinzu.

Um den Ideengang des Schlächters zu unterbrechen, fragte ihn Rudolph: „Ihr habt den Schulmeister nach St. Mandé gebracht?"

„Ja, Herr Rudolph," versetzte der Schlächter; — „ich mußte seine Banknoten gegen Gold auswechseln lassen und ihm einen ledernen Gürtel kaufen, worein ich die ganze Baarschaft nähte, die er jetzt am Leibe trägt; dann brachte ich ihn hinaus nach St. Mandé. — Hier zahlt er täglich dreißig Sous für seine Verpflegung, und den armen Leuten geschieht wirklich eine Unterstützung damit!"

„Nun sollt Ihr mir noch einen Dienst leisten, Freund!"

„Und welchen, Herr Rudolph?" fragte der Schlächter.

„In einigen Tagen," belehrte ihn Rudolph, „müßt Ihr ihn draußen aufsuchen und ihm dieses Papier bringen, vermöge dessen er Aufnahme im Hospital der guten Armen finden wird. Gegen eine Summe von 4500 Franken wird er mittelst dieser Papiere für Lebenszeit aufgenommen, und ist wohl verpflegt. Alles ist bereits eingeleitet, und ich denke zu seinem wahren Wohle so gehandelt zu haben. Er erhält so ein sicheres Obdach und Brod für den Rest seines Lebens, und braucht nur noch an Reue, Buße und Versöhnung zu denken — ich bereue selbst, ihn nicht alsbald dort untergebracht zu haben; anstatt ihm eine Summe zu geben, die verschwendet oder gestohlen werden kann — aber er flößte mir einen solchen Abscheu ein, daß ich ihn um jeden Preis aus dem Gesichte haben wollte. Ihr könnt ihm nun das Anerbieten thun und ihn nach dem Spitale bringen. — Sollte er sich zufällig weigern, so wollen wir schon sehen, wie wir ihn auf andere Weise versorgen. Es bleibt also dabei, daß wir ihn aufsuchen?"

„Ich würde mich gewiß mit Vergnügen diesem Dienste unterziehen, wie Sie es nennen," erwiderte der Schlächter, „aber ich weiß nicht, ob ich es werde thun können. Herr Murph hat mich für Jemanden gedungen, der mir vier Franken täglich gibt."

Rudolph blickte den seltsamen Mann überrascht an. — „Wie?" rief er, „Eure Bude, Euer Haus schlagt Ihr aus?"

„O, Herr Rudolph, halten Sie mich armen Narren nicht zum Besten! die Prüfung, wie Sie es nennen, hat Ihnen ja schon Spaß genug gemacht. — Haus und Bude, das ist immer noch das alte Lied. — Ei, dachten Sie, wir wollen doch sehen, ob dieser Esel von Schlächter hochmüthig genug ist, sich bereden zu lassen, daß . . . . ei, ei! schon Recht, Herr Rudolph, Sie sind ein Schelm, Sie!"

„Was denkt Ihr? habe ich Euch nicht so eben Alles erklärt?" fragte Rudolph.

„Ei, ich verstehe das schon; damit wollten Sie mir die Sache einleuchtender und glaublicher machen; aber beim Wetter! da müßte ich ja ganz vernagelt sein, und ich bin kein solcher Pinsel!" entgegnete der Schlächter hartnäckig.

„Aber lieber Mann, Ihr werdet ja ganz närrisch!" rief Rudolph.

„O nein, gnädiger Herr," versetzte der Andere, „lassen Sie uns lieber von Herrn Murph reden, — obwohl vier Franken Tagelohn schon entsetzlich viel sind, so läßt sich's am Ende doch noch begreifen — aber ein Haus, eine Bude, Geld in Masse! — o, das sind Possen, wahrhaftig rechte Possen!" — und er brach in ein lautes, naives, treuherziges Gelächter aus. — „Hören Sie, gnädiger Herr," fuhr er nach einer Weile fort; „erst haben Sie mich ordentlich mißtrauisch gemacht; — ich dachte so bei mir: Herr Rudolph ist ein Mann, wie es nicht Viele gibt, er hat vielleicht irgend Jemand zum Teufel zu schicken und will mich damit beauftra-

gen, drum schmiert er mir auch die Pfoten, daß ich den Ruß nicht fürchte. — Später aber kam ich darauf, daß ich Ihnen ganz mit Unrecht etwas Derartiges zugetraut habe, und da merkte ich denn auch, daß Sie mir einen Possen spielen wollten; denn wenn ich dummerweise geglaubt hätte, daß Sie mir um nichts und wieder nichts ein ganzes Vermögen geben wollten, hätten Sie mich brav ausgelacht und gesagt: geh', geh! armer Schlächter, es thut mir leid um Dich, aber Du bist nicht recht bei Sinnen!"

Rudolph ward jetzt wirklich verlegen um ein Mittel, den Schlächter zu überzeugen, daß er keinen Spaß mit ihm treibe, und sagte deßhalb in ernstem, eindringlichem, fast strengem Tone:

„Ich spasse nie mit der Dankbarkeit und Theilnahme, welche mir ein edles Benehmen einflößen; wie gesagt, dieß Haus und dieß Geld gehören Euch als Geschenk von mir, weil Ihr mir nicht glauben, weil Ihr mich zu einem Eide zwingen wollt, — so betheure ich Euch denn bei meiner Ehre: daß alles Dies Euch angehört, und ich es Euch aus den bereits angegebenen Gründen schenke!"

Bei diesem ernsten Tone und Miene Rudolphs durfte der Schlächter nicht länger zweifeln.

„Ich glaube Ihnen, gnädiger Herr, und erstatte Ihnen meinen aufrichtigen Dank," sprach er nach einer Weile mit tiefer Bewegung. — „Ein armer Mann, wie ich, macht nicht viel Umstände," antwortete der Schlächter; „noch einmal, Herr Rudolph, ich danke Ihnen. Alles was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich nie einem Bedürftigen Beistand versagen werde, weil Hunger und Elend Ungeheuer sind, wie jene alten Weiber, welche die Jodlerin verführt haben, und weil, einmal im Schlamm versunken, nicht Jeder Kraft genug hat, sich selbst wieder heraus zu schaffen!"

„Dadurch werdet Ihr am würdigsten Eure Dank-

barkeit zu erkennen geben," sagte Rudolph, „in jenem Schreibtische dort findet Ihr die Urkunden über das Besitzthum, das ich für Euch unter dem Namen Francoeur erworben. Ihr hattet seither keinen Namen, darum schuf ich Euch diesen; er paßt auf Euch und hat einen guten Klang; ich bin überzeugt, Ihr werdet ihm Ehre machen."

„Bei meiner Seele, gnädiger Herr, ich verspreche es!" rief der Arme mit Freudenthränen.

„Nur Muth, lieber Mann, Ihr könnt mir bei einem großen und guten Werke Beistand leisten — könnt in den Augen der Welt ein heilsames Beispiel liefern! — Die günstige Lage, in welche die Vorsehung Euch versetzt, wird ein Beweis sein, daß auch die Tiefgefallenen sich wieder aufrichten und noch Manche hoffen können, wenn sie bereuen und einige besondere gute Eigenschaften sich erhalten. Sieht man Euch glücklich, weil Ihr nach einer Frevelthat, die Ihr durch eine gräßliche Strafe abbüßen mußtet, ehrlich, muthig und uneigennützig geblieben seid, so werden auch Andere von den Gefallenen nach Besserung und Veredlung streben! Ich möchte nicht, daß Euere Vergangenheit unbekannt bliebe; früher oder später würde man sie doch erfahren, und darum däucht es mir besser, einer solchen Enthüllung zuvorzukommen. Unverzüglich werde ich mit Euch den Maire dieser Gemeinde besuchen, der mir als ein höchst achtbarer, meinen Zwecken entsprechender Mann geschildert worden ist; ich werde mich ihm nennen und für Euch Bürgschaft leisten; um von nun an achtbare Beziehungen zwischen Euch und den beiden Personen, welche die Gesellschaft dieser Stadt gleichsam geistig vertreten, zu vermitteln, will ich zwei Jahre lang eine monatliche Summe von 1000 Franken für die Armen des Ortes aussetzen. Jeden Monat werde ich Euch diese Summe zusenden, damit Ihr in Gemeinschaft mit dem Maire und dem Pfarrer die Verwendung anordnet; trüge Einer der Beiden noch das geringste Bedenken,

mit Euch umzugehen, so müßte dieser Scrupel den Erfordernissen der Mildthätigkeit weichen; sind aber diese freundschaftlichen Beziehungen einmal eingeleitet, so wird es nur von Euch abhängen, die Achtung dieser würdigen Männer zu verdienen und zu erhalten, woran ich gar nicht zweifeln werde."

„Ich verstehe Sie, gnädiger Herr," sagte der freudig überraschte Schlächter; „nicht mir, dem armen Schlächter, erweisen Sie Alles dieses Gute, sondern allen Unglücklichen, die, wie ich, in Noth und Verbrechen lebten und sich, wie Sie sagen, noch mit einem guten Herzen und Ehrgefühl aus der Verworfenheit gerettet haben. Mit Ihrem Verlaub, gnädiger Herr, 's ist gerade wie in der Armee: wenn ein ganzes Bataillon sich brav gehalten hat, kann man nicht Alle dekoriren, sondern es gibt höchstens vier Kreuze für fünfhundert tapfere Krieger; aber diejenigen, welche heute den Orden nicht bekommen, denken bei sich: je nun, so bekomme ich ihn ein andermal! und das anderemal schlagen sie sich noch tapferer."

Rudolph hörte seinem Schützling mit Vergnügen zu. Indem er diesem Menschen die Selbstachtung wiedergab, ihn in seinen eigenen Augen gleichsam erhob und ihm zum Bewußtsein seines Werthes verhalf, hatte er fast augenblicklich in seinem Herzen und Geiste Gedanken voll Verstand, Gefühl, Ehrenhaftigkeit, ja beinahe Zartheit geweckt.

„Was Ihr mir da sagt, Francoeur, ist eine neue Weise, mir Euern Dank zu beweisen, allein ich weiß Euch eben dafür auch Dank," sagte Rudolph.

„Um so besser, gnädiger Herr," versetzte dieser, „denn ich wäre verlegen, ihn auf eine andere Weise auszusprechen!"

„Laßt uns jetzt Euer ganzes Hauswesen besichtigen," sagte Rudolph; „mein wackerer Murph hat sich bereits dieses Vergnügen gemacht und ich möchte es nun auch haben!"

Rudolph und der Schlächter gingen hinüber. Als sie in den Hof kamen, trat der Fleischergeselle heraus und wandte sich ehrerbietig an den Schlächter:

„Da Sie der Meister sind, Herr Francoeur," sagte er, „will ich Ihnen nur sagen, daß die Kundschaft schon recht gut geht; wir haben schon keine Coteletten und Schöpsenkeulen mehr, und es wäre gerathen, noch etliche Hämmel zu stechen."

„Seht," sagte Rudolph zu seinem Begleiter, „da bietet sich ja die beste Gelegenheit dar, Euer Talent zu bewähren, und ich will sogleich davon profitiren. Die frische Morgenluft hat mich hungrig gemacht und ich möchte wohl Eure Coteletten kosten, selbst auf die Gefahr hin, daß sie noch ein wenig zähe sind."

„Recht gütig von Ihnen, Herr Rudolph," versetzte der Schlächter, und rieb sich vor Vergnügen die Hände, „Sie schmeicheln mir wahrlich, und ich werde mein Bestes thun!"

„Soll ich zwei Hämmel in das Schlachthaus führen, Meister?" fragte der Geselle.

„Ja," versetzte Jener, „und bring' ein gut geschliffenes Messer mit — nicht zu fein an der Schneide, mit recht starkem Rücken!"

„Ganz wohl, Meister; lassen Sie nur mich machen!" versetzte der Geselle; „sehen Sie das da, man könnte sich damit rasiren!"

„Blitz, Herr Rudolph!" rief der Schlächter, indem er eiligst den Rock auszog und die Hemdärmel aufstreifte, daß seine ungeheueren athletischen Arme zu Tage kamen; „das erinnert mich an meine Jugend und den Schlachthof! nun sollen Sie einmal sehen, wie ich mein Messer führe; wahrhaftig, ich wollte das Schlachtvieh wäre schon da!" — „Dein Messer, Bursche! Dein Messer! — so, so, Du verstehst Deine Sache — Blitz! was für eine Klinge, wer will Eins damit? — Donnerwetter! mit einem Messer wie dies da, nehme ich es mit einem wüthenden Stier auf!"

Der Schlächter schwang sein Messer — seine Augen unterliefen sich mit Blut, der thierische Trieb begann wieder in ihm vorzuherrschen. Der Blutdurst erschien von neuem in seiner ganzen gräßlichen Energie.

Das Schlachthaus stand im Hofe; es war ein gewölbtes, dunkles, mit Steinplatten ausgelegtes und nur von oben durch eine schmale Oeffnung erleuchtetes Gemach; der Geselle brachte einen der Hämmel an die Thüre, und fragte, ob er ihn an den Ring binden solle?

„Anbinden?“ rief der Schlächter, „Donnerwetter! wozu hätt' ich denn die Kniee! — sei nur ruhig, ich werde ihn da zusammendrücken wie in einem Schraubstock; gieb mir nur das Thier her und geh wieder nach deiner Bude hinüber!“

Der Bursche ging, und Rudolph blieb allein bei dem Schlächter, den er aufmerksam mit einer Art Bangen betrachtete.

„Jetzt sehen Sie hieher, jetzt geht's an!“ rief der Schlächter; „es soll nicht lange dauern, so sollen Sie sehen, ob ich mich auf's Messer verstehe; die Hände zittern mir, es summt mir in den Ohren, und meine Stirnadern kochen wie damals, wo ich roth sah. Komm' hieher, Thierchen, komm', daß ich dich abkehle!“

Mit wild funkelnden Augen und ohne sich an Rudolphs Anwesenheit zu kehren, hob er das Schaf mit leichter Mühe in die Höhe, und brachte es mit Einem Sprunge und voll wilder Freude in das Schlachthaus. Er war einem Wolfe zu vergleichen, der sich mit seiner Beute in die Höhle zurückzieht!

Rudolph folgte ihm nach, verschloß die Thüre und lehnte sich an einen Flügel derselben. Das Schlachthaus war düster, und nur ein heller Lichtstrahl, der gerade herunter fiel, beleuchtete das rauhe Gesicht des Schlächters mit den blaßblonden Haaren und dem rothen Backenbarte gleich einem Gemälde Rembrandt's. Er beugte sich hernieder, zog das Schaf zwischen seine Kniee, blickte es mit wild rollenden Augen an, und das lange

Messer, welches er zwischen den Zähnen hielt, blitzte entsetzlich durch das Halbdunkel. — Als er dem Thiere die passende Lage gegeben, faßte er es bei der Schnauze, reckte ihm den Hals in die Höhe und stieß das Messer hinein. Nicht sobald hatte das Schaf die Klinge empfunden, als es ein gedehntes, klägliches Blöcken ausstieß und seinen brechenden, gleichsam vorwurfsvollen Blick sterbend gegen den Schlächter kehrte, dem zwei warme Blutströme aus den Nüstern des Thieres in's Gesicht sprützten. —

Diese Laute, dieser Blick und das strömende Blut äußerten einen furchtbaren Eindruck auf diesen Mann; — — das Messer fiel ihm aus den Händen, sein erbleichendes Gesicht verzerrte sich entsetzlich unter dem Blute, wovon es überströmt ward — seine Augen rollten, seine Haare sträubten sich empor, Schauder rieselte über seinen Rücken — und plötzlich zurückbebend, rief er mit gebrochener Stimme: „Der Sergeant, der Sergeant!" —

Rudolph sprang ihm bei. „Kommt zu Euch, Freund!" rief er.

„Dort, dort! der Sergeant!" wiederholte der Schlächter, immer weiter zurückweichend, und deutete mit dem Finger auf eine dunkle Ecke des Schlachthauses, wo er mit seinem stieren, verstörten Blicke ein unsichtbares Gespenst erblickt zu haben vermeinte. Dann stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte, als ob ihn das Gespenst berührt hätte, nach dem Hintergrund des Schlachthauses, in die dunkelste Ecke zurück, drückte Brust, Gesicht und Arme an die dunkle Mauer, als ob er sie einstürzen wollte, um diesem schrecklichen Gesichte zu entgehen, und wiederholte mit dumpfer, halb erstorbener Stimme: „Der Sergeant! — der Sergeant! — der Sergeant!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Pariser Mysterien ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

Bd.: 1/3

Stuttgart (1843)

L.eleg.g. 16 t-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572908-3